

Gottfried Thumser

Weiter bis wolkig ...

(Band 2)

***Anekdoten
und Geschichten
aus dem Rußland***

Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland



„Ah Herr Jünger! Zweifelsohne ihre wertgeschätzte Frau Mama?“

„Bitte recht sehr - es ist meine Braut“

„Mille pardons! Das hätte ich doch ahnen können. Sie schlossen sich von jeher gern an Erwachsene an!“

1. Auflage Oktober 2013
(1-150)

Layout:	Gottfried Thumser, Zeulenroda
Druck:	Druckerei Oberreuter, Zeulenroda
Einband:	Buchbinderei K. Oberreuter, Zeulenroda
Herausgeber:	Gottfried Thumser, Zeulenroda

Inhalt

Vorwort	6
Heimatbote	7
• Greiz und die Anfänge des ehem. Reußenlandes	
Greizer Sonntagspost	9
• Lied vom Reußenland	
Reußischer Volksbote 1919	10
Verzeichnis der Orte beider reußischer Staaten	
• A. Reuß ältere Linie	10
• B. Reuß jüngere Linie	11
Vogtlandkarte 1757	
• Ausschnitt Herrschaft Reuß Greiz	13
• Ausschnitt Herrschaft Reuß Schleiz/Ebersdorf/Lobenstein	14
• Ausschnitt Herrschaft Reuß Gera	15
Landes- und Volkskunde des Fürstenthums Reuß j. L.	16
• Vergleich der „Volksdichtigkeit“ deutscher Länder	
Jahrbuch des Kreismuseums Hohenleuben – Reichenfels	17
• Die reußische Volkszählung vom 1. Dezember 1871	
Gera - Gere	25
Greiz - Grätz	99
Zeulenroda - Zellnrode	175
Schleiz - Schleez	249
Bad Lobenstein - Lommesteen	323
Dank ...	399
Quellennachweis	400

1./4. Umschlagseite: Ausschnitte aus Kartenwerk 1757

Vorwort

Die beiden reußischen Staaten haben nur selten im Konzert der großen europäischen Politik eine Rolle gespielt. Allenfalls waren sie Spielball der Großmächte und wurden oft wegen ihrer Winzigkeit verhöhnt und belächelt.

Die „Landeskinder“ nahmen die Spötteleien über die Jahrhunderte gelassen hin und bewahrten sich Witz und Humor - trotz häufigen Elends und Not - noch bis zur Gegenwart.



Gottfried Thumser

Bei den umfangreichen Recherchen zu dieser Publikation fand ich bei BRACHELLI¹ diese Beurteilung:

Die Bewohner Thüringens sind kein schöner, aber gutgebauter, gesunder und kräftiger Menschenschlag, ein sehr fleissiges, emsiges und betrieb-sames, dabei fröhliches Volk. Sie lieben sehr die Reinlichkeit und Ordnung, sind einfach in ihren Sitten, genügsam und sorglos. Auch zeichnen sie sich durch Gottesfurcht, Ehrgefühl und durch freundliches Benehmen gegen Fremde aus. Hartnäckige Anhänglichkeit am Alten, Störrigkeit und Grobheit sind ihre Fehler, Musik und Tanz ihre Hauptvergnügungen.

Was die Aussage zu unserer Schönheit betrifft, kann es sich nur um einen Druckfehler handeln: ... **sind ein schöner, aber ...** - macht schon Sinn, denn wir selbst sind von unserem herausragendem Äußeren überzeugt!

Und dass die Reußen ein „fröhliches Volk“ waren und noch immer sind, davon soll hier berichtet werden!

Beiträge in Mundart wurden vom Autor in der Weise geändert, dass diese teilweise in die Umgangssprache übertragen wurden und in [] gesetzt wurden. Alle Texte wurden in die Neue deutsche Rechtschreibung konvertiert

Dokumente ohne Quellenangabe vom Autor!

Gottfried Thumser

Zeulenroda,
im Oktober 2013

¹ DR. BRACHELLI, HUGO FRANZ: Deutsche Staatenkunde, Wien 1857



Greiz und die Anfänge des ehem. Reußenlandes

Von Dr. Werner Querfeld

Allgemein bekannt ist, dass die heutige Kreisstadt Greiz bis zur Novemberrevolution 1918 Haupt- und Residenzstadt des ehem. Fürstentums Reuß älterer Linie (Reuß-Greiz) war. Weniger verständlich erscheinen die Anfänge des ehem. Reußenlandes, zu deren Klärung die folgenden Ausführungen beitragen sollen.

Beherrscher des im Laufe des 12. Jh. besiedelten Gebietes beiderseits der mittleren und oberen Weißen Elster waren die von Kaiser Friedrich Barbarossa als Reichsvögte eingesetzten Vögte von Weida, die, wie alle ihre männlichen Nachkommen, zu Ehren des von 1190 bis 1197 regierenden Stauferkaisers Heinrich VI. den Namen Heinrich führten. Bei einer um 1244 vorgenommenen Landesteilung entstanden die Vogteien Weida, Gera und Plauen. Dabei kamen Greiz und Umgebung an die Linie Plauen, die Vogt Heinrich I. von Plauen (urkundlich bis 7. März 1303 nachweisbar) begründete. Dessen drei Söhne, die der Vater überlebte, waren:

Heinrich der Böhme (urkundlich bis 23. April 1302),

Heinrich Reuß (gest. vor 12. Dezember 1295) und der

Plauener Predigermönch Heinrich (urkundlich bis 14. Februar 1301).

Den Zunamen Reuß (Ruthenus bzw. Rusze) hatte der zweite Sohn Heinrichs I. von Plauen wegen seines langen Aufenthalts in Rußland und wegen seiner Ehe mit der russischen Prinzessin Maria Swihowska geführt.

Nach dem Tod Heinrichs I. von Plauen fiel die Vogtei Plauen an den ältesten Sohn Heinrichs des Böhmen, Heinrich III. genannt von Seeberg (urkundl. bis 16. Februar 1347), und an den ältesten Sohn Heinrich II. Reuß (gest. am 18. Dezember 1350). Diese zwei Enkel des Begründers der Linie Plauen teilten um 1306 ihr ererbtes Gebiet, und zwar in die Herrschaft Plauen (mit Plauen, Auerbach, Pausa, Gefell, Hirschberg, Asch, Selb und Graßlitz) einerseits und

die Herrschaft Greiz (mit Greiz, Werdau, Reichenbach, Mylau, Ronneburg und Schmölln) andererseits. Dabei entstanden eine ältere — die spätere burggräfliche — Linie und eine jüngere Linie, die sich „Reuß von Plauen“ nannte und ihren Sitz in Greiz nahm.

Somit ging aus der Herrschaft Greiz das Reußenland hervor, das während der weiteren Entwicklung bis ins 19. Jh. viele gebietsmäßige Veränderungen erfahren hat und als Musterbeispiel einstiger Kleinstaaterei betrachtet wird.

Der nunmehr in Greiz regierende Vogt Heinrich II. von Plauen, seit 1307 der Reuße genannt (dictus Ruthenus bzw. cognomento Ruthenus), galt als der bedeutendste Klassenvertreter unter seinen zeitgenössischen Stammesverwandten aus dem Haus der Vögte. Verwandtschaftliche Beziehungen zum Königshaus und zum Haus Wettin nutzte er zur Erlangung einflussreicher Stellungen aus. Das war auch im Wesentlichen der Grund für die am 22. Januar 1323, zwei Tage vor Abschluss eines für die damaligen Machtbefugnisse wichtigen Vertrages, vollzogene königliche Bestätigung seiner Besitzungen und Hoheitsrechte. In den folgenden Jahren erwarb er weitere Lehen und Rechte.

Während die einstigen Vogteien und späteren Herrschaften Weida, Gera und Plauen im Laufe des 16. Jh. ausstarben, behauptete sich das Haus Reuß. Seit der Mitte des 16. Jh. wurde es mehrfach in Zweiglinien geteilt, worüber sich in Heft 5/1982 [HEIMATBOTE] ausführliche Darlegungen finden. Hier sei nur noch die Frage beantwortet, wieso wir nunmehr von Reuß älterer Linie reden, obwohl um 1306 eine jüngere Linie, die sich „Reuß von Plauen“ nannte, ihren Sitz in Greiz nahm.

Im Jahre 1564 teilte in Greiz Heinrich der Ältere mit seinen zwei jüngeren Brüdern den Besitz. Dabei erhielten: Heinrich der Jüngere Gera, Heinrich der Mittlere Obergreiz (1616 ausgestorben) und Heinrich der Ältere Untergreiz. Somit war, in Anlehnung an die Beinamen der Brüder, Reuß-Greiz als die ältere Linie und Reuß-Gera als die jüngere geschaffen.

Beim Sturz der Monarchie 1918 gingen aus den bisherigen Fürstentümern Reuß älterer Linie und Reuß jüngerer Linie die Freistaaten Reuß ä. L. und Reuß j. L. hervor, die sich im April 1919 zum Volksstaat Reuß vereinigten. Dieser war seit Mai 1920 Teil des Landes Thüringen. Seit Juli 1952 gehört das einst reußische Gebiet den Kreisen Gera-Land, Gera-Stadt, Greiz, Lobenstein, Schleiz und Zeulenroda an.

Nachweise (Auswahl): Diezel, Rudolf: Übersicht über die Bände des Landesarchivs Greiz, Greiz 1963; Schmidt, Berthold: Die Reussen — Genealogie des Gesamthauses Reuss älterer und jüngerer Linie, Schleiz 1903.

Heimatbote 1986-5

GREIZER SONNTAGSPOST



Lied vom Reußenland

Was ist des Reußen Vaterland?
Ist's Schleizerland? Ist's Greizerland?
Ist's, wo der Staatsmann Geldern
schwitzt,
Die Bachstelz an der Sormitz sitzt?
O nein, o nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muss größer sein.

Was ist des Reußen Vaterland?
So nenne mir das Große Land!
Ist's Köstritz mit dem dunklen Bier,
Fürwahr, das Land gefiele mir.
O nein ...

Was ist des Reußen Vaterland?
Ist's Burgkerland? Ist's Dölauland?
Ist's Hirschberg, wo man Leder gerbt?
Ist's Saalburg, anno 02 ererbt?²
O nein ...

Was ist des Reußen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
Wo beide Linien brüderlich
zu einem Reich verschmelzen sich,
Das soll es sein,
Das wackrer Reuße, nenne dein.

Welch Land nennt denn der Reuße
sein?
Ist's Ebersdorf, ist's Lobenstein?
Ist's, wo der Kulm sein Haupt erhebt?
Ist's, wo der Sorbe Strümpfe webt?³
O nein ...

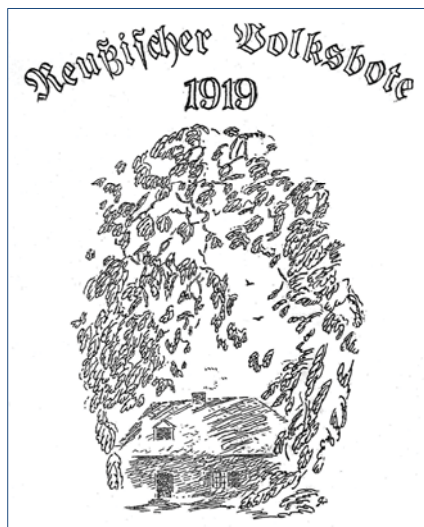
Das Gera-Greiz-Schleiz-Lobenstein.
O Bundestag, sieh freundlich drein,
Un nimm's in deinen mächtgen
Schutz,
Dass jedem Feind es bietet Trutz.
Das soll es sein.
Das ganze Reuß, das soll es sein!

Die „Greizer Zeitung“ vom 22. 4. 1927 veröffentlichte in „Vergangenheit und Gegenwart“ (Heimatgeschichtliche Blätter/Herausgeber Franz Kellert) das „Lied vom Reußenland“, das aus dem Jahre 1861 stammt, dessen Verfasser jedoch unbekannt ist. -er

Greizer Sonntagspost Nr. 62

² 1802 fiel Gera mit Saalburg an die Grafen von Schleiz, Lobenstein und Ebersdorf, die 1806 die Reichsfürstenwürde erhielten

³ Gemeint ist Zeulenroda



Verzeichnis der Orte beider reußischer Staaten

A. Reuß ältere Linie

Altgernsdorf	Altgommla	Arnsgrün
Brückla	Burgk mit Burgkhammer	Büna
Caselwitz	Cossengrün	Crispendorf
Daßlitz	Dobia	Dörlau
Dörflas	Erbengrün	Eubenberg
Fraureuth	Friesau	Fröbersgrün
Frotschau	Gablau	Görschnitz
Gottesgrün	Greiz	Greiz, Schlossgemeinde
Greiz - Aubachtal	Grochlitz	Grochwitz
Hain	Hainsberg	Heinrichsgrün
Herrmannsgrün	Hohenölsen	Hohndorf
Irchwitz	Isabellengrün	Kahmer
Kauern	Kleinreinsdorf	Kühdorf
Kupferhammer	Kurtschau	Lehnamühle
Leiningen	Lunzig	Mehla
Mohlsdorf	Moschwitz	Mönchgrün
Möschlitz	Naitschau	Neudörfel
Neugernsdorf	Neugommla	Neumühle
Neundorf	Nitschareuth	Obergrochlitz
Pahnstangen	Plothen	Pohlitz bei Greiz
Pöllwitz, Alt-	Raasdorf	Rauschengesees
Reinsdorf	Remptendorf	Reudnitz
Röppisch	Rothenthal	Sachswitz
Schönbach	Schönbrunn	Schönfeld

Sorge-Settendorf	Tschirma	Untergrochlitz
Waldhaus	Waltersdorf	Wellsdorf
Wildetaube	Wolfshain	Zeulenroda
Zoghaus	Zoppoten	

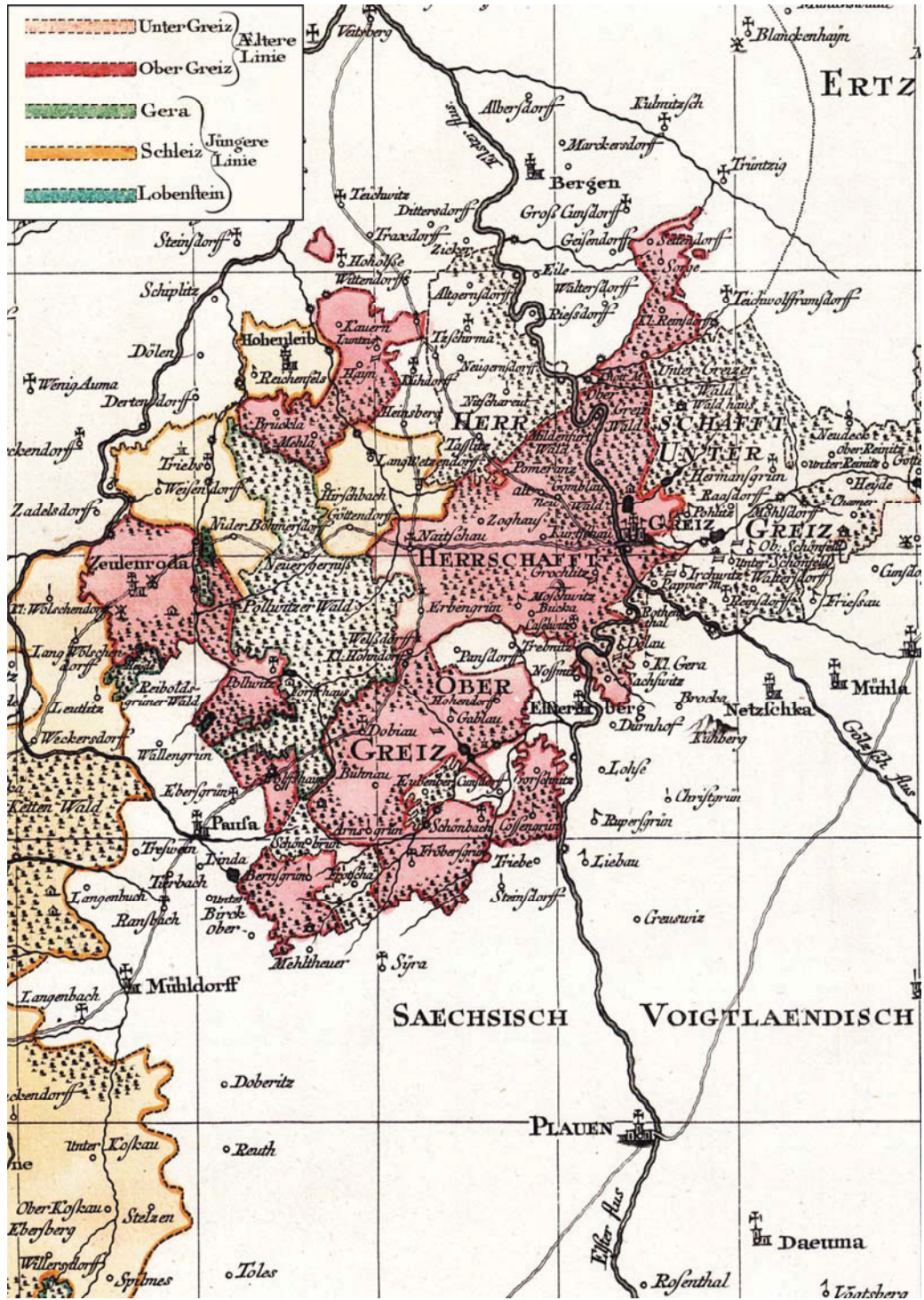
B. Reuß jüngere Linie

Altengesees	Benignengrün	Bethenhausen
Blankenstein	Blintendorf	Burkersdorf
Caasen	Caaschwitz	Collis
Cretzschwitz	Culm	Dittersdorf
Dobareuth	Dorna	Dragensdorf
Dürrenbach	Dürrenebersdorf	Ebersdorf
Ebersdorf (Brüdergemeinde)	Eliasbrunn	Ernsee
Frankendorf	Frankenthal	Frössen
Gahma	Gebersreuth	Geißen
Gera	Gleina	Göritz
Görkwitz	Gorlitzsch	Göschitz
Göttendorf	Göttengrün	Gottliebthal
Gräfenwarth	Groitschen	Großaga
Großsaara	Grumbach	Grüna
Harpersdorf	Harra	Hartmannsdorf
Heinersdorf	Heinrichshall	Heinrichshütte
Heinrichsruh	Helmsgrün	Hermsdorf
Hirschbach	Hirschberg	Hirschfeld
Hohenleuben	Hundhaupten	Kaimberg
Kaltenborn	Karolinenfeld	Kießling
Kirschkau	Kleinaga	Kleinfalke
Kleinsaara	Kleinwolschendorf	Klettigshammer
Klettigsmühle	Köstritz	Kraftsdorf
Kuhmühle	Kulm	Künsdorf
Laasen	Langenberg	Langengrobsdorf
Langenwetzendorf	Langenwolschendorf	Langgrün
Leitlitz	Lemnitzhammer	Lerchenhügel
Lessen	Leumnitz	Lichtenberg
Lichtenbrunn	Lobenstein	Löhma

Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland

Lohmühle	Lössau	Lothra
Lückenmühle	Lusan	Mielesdorf
Milbitz	Mödlareuth	Mühlsdorf
Nauendorf	Neuärgerniß	Neuhammer
Neundorf	Niederböhmersdorf	Niederndorf
Oberböhmisdorf	Oberkoscrau	Oberlemnitz
Oberröppisch	Oettersdorf	Oschitz
Oßla	Otticha	Pahren
Pforten	Pirk	Pohlen
Pohlitz bei Gera	Pöllwitz, Neu-	Pöhritzsch
Pörmitz	Pörsdorf	Pottiga
Raila	Regis	Reichenbach
Roben	Rodacherbrunn	Rödersdorf
Roschütz	Rothenacker	Röttersdorf
Rubitz	Rüdersdorf	Ruppersdorf
Rusitz	Saalbach	Saalburg
Saaldorf	Scheubengrobsdorf	Schilbach
Schlegel	Schleiz	Schöna
Schönbrunn	Schwaara	Seibis
Seifartsdorf	Seligenstädt	Seubtendorf
Solmsgrün	Söllnitz	Spaniershammer
Spielmes	Steinbrücken	Stelzen
Stublach	Stübnitz	Tanna
Tegau	Thierbach	Thieschitz
Thimmendorf	Tinz	Titschendorf
Töppeln	Trebnitz	Triebes
Ullersreuth	Unterkoscrau	Unterlemnitz
Untermhaus	Unterröppisch	Venzka
Waaswitz	Waltersdorf	Weckersdorf
Weidmannsheil	Weißendorf	Weißig
Weitisberga	Wernsdorf bei Gera	Wernsdorf bei Saalburg
Willersdorf	Windischenbernsdorf	Wurzbach
Wüstendittersdorf	Wüstfalke	Zeulsdorf
Zollgrün	Zschachenmühle	Zschippach
Zschippern	Zwötzen	

Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland



Herrschaft Reuß Greiz (Ausschnitt Vogtlandkarte 1757)



Herrschaft Reuß Gera (Ausschnitt Vogtlandkarte 1757)

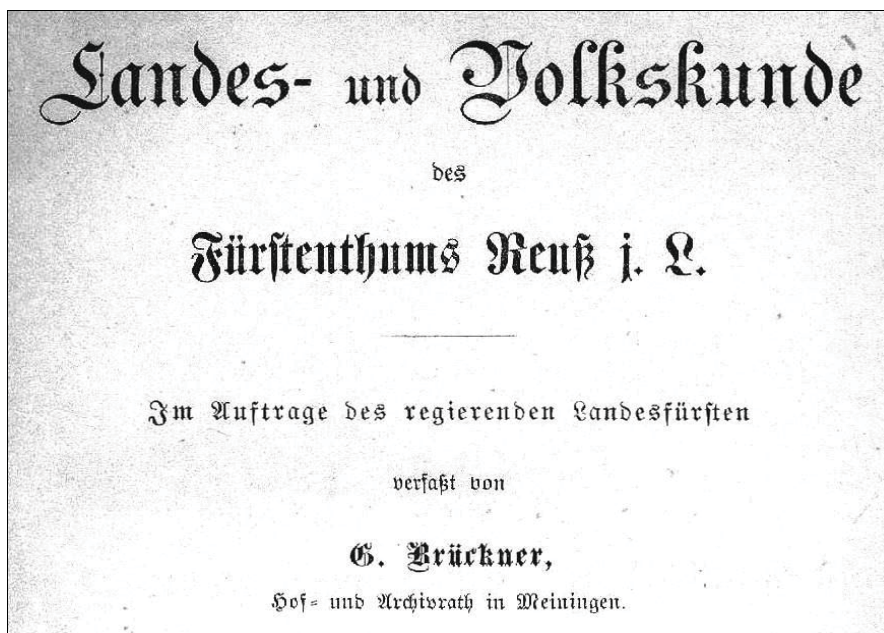
Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab Fürst Heinrich LXXII. von Ebersdorf Befehl zur Schaffung einer Hymne auf seine „reußische Nation“. Die einzige Strophe lautete:

**„Es lebe das reußische Haus und alle,
die daraus Fürsten Reußen nennen sich.
Absonderlich Reuß Heinrich, Hurrah!
Absonderlich Reuß Heinrich, Hurrah!
Der Lobenstein führt und Ebersdorf ziert
zu aller Reußen Lust!“**

KNOPF, OTTO: Damals – Ein Blick in die Vergangenheit
Der Frankenwald zwischen Saale und Main



Heinrich LXXII.
Fürst Reuß-Ebersdorf
Darstellung aus KRETSCHMER:
Geschichte der Stadt Gera und
ihrer nächsten Umgebung



Vergleich der „Volksdichtigkeit“ deutscher Länder

	Fläche in M ²	Einw.	Einw. je M ²
Königreich Sachsen	271,83	2 423 586	8 916
Fürstentum Reuß ä. L.	6,80	43 889	6 454
Herzogtum Sachsen - Altenburg	24,00	141 426	5 893
Fürstentum Reuß j. L.	15,06	87 974	5 853
Fürstentum Lippe - Detmold	20,60	111 352	5 433
Großherzogtum Baden	278,06	1 434 970	5 162
Königreich Württemberg	354,28	1 778 479	5 020
Herzogtum Braunschweig	67,02	302 792	4 518
Fürstentum Schwarzburg – Sondersh.	15,63	67 454	4 355
Großherzogtum Sachsen – Weimar- E.	66,03	283 044	4 287
Fürstentum Schwarzburg - Rudolstadt	17,58	75 074	4 270
Herzogtum Anhalt	48,28	197 041	4 081
Herzogtum Meiningen	44,97	180 335	4 035
Fürstentum Schaumburg - Lippe	8,05	31 186	3 952
Königreich Preußen incl. Lauenburg	6 387,63	24 043 902	3 764
Königreich Bayern	1 381,55	4 774 464	3 467
Großherzogtum Oldenburg	116,22	315 622	2 719
Großherzogtum Mecklenburg – Schw.	244,12	560 618	2 296
Großherzogtum Mecklenburg – Str.	49,49	98 770	1 995

G. BRÜCKNER: Landes- und Volkskunde des Fürstenthums Reuß j. L.

Jahrbuch

des Museums Hohenleuben-Reichenfels

1972

Dr. Werner Querfeld

Die reußische Volkszählung vom 1. Dezember 1871

Seit der Gründung des Deutschen Zollvereins im Jahre 1833 wurden in den beteiligten Staaten, denen auch die reußischen Lande angehörten, zur Berechnung des Zolleinkommens entsprechend der Bevölkerungszahl alle drei Jahre Volkszählungen durchgeführt⁴. Eine solche statistische Erhebung fand im Dezember 1871 statt.

Zwecks ordnungsgemäßer Durchführung der für den 1. Dezember 1871 festgesetzten reußischen Volkszählung erließen die staatlichen Zentralbehörden von Reuß, das Ministerium Gera für das Fürstentum Reuß jüngerer Linie (Reuß-Gera) und die Landesregierung Greiz für das Fürstentum Reuß älterer Linie (Reuß-Greiz), am 26. Oktober 1871 in Anlehnung an die in anderen deutschen Bundesstaaten diesbezüglich getroffenen Maßnahmen entsprechende Bekanntmachungen⁵. In diesen amtlichen Veröffentlichungen wurde einleitend die Bedeutung der neuen allgemeinen Volkszählung hervorgehoben. Die mit der Leitung beauftragten Organe waren zu strenger Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verpflichtet.

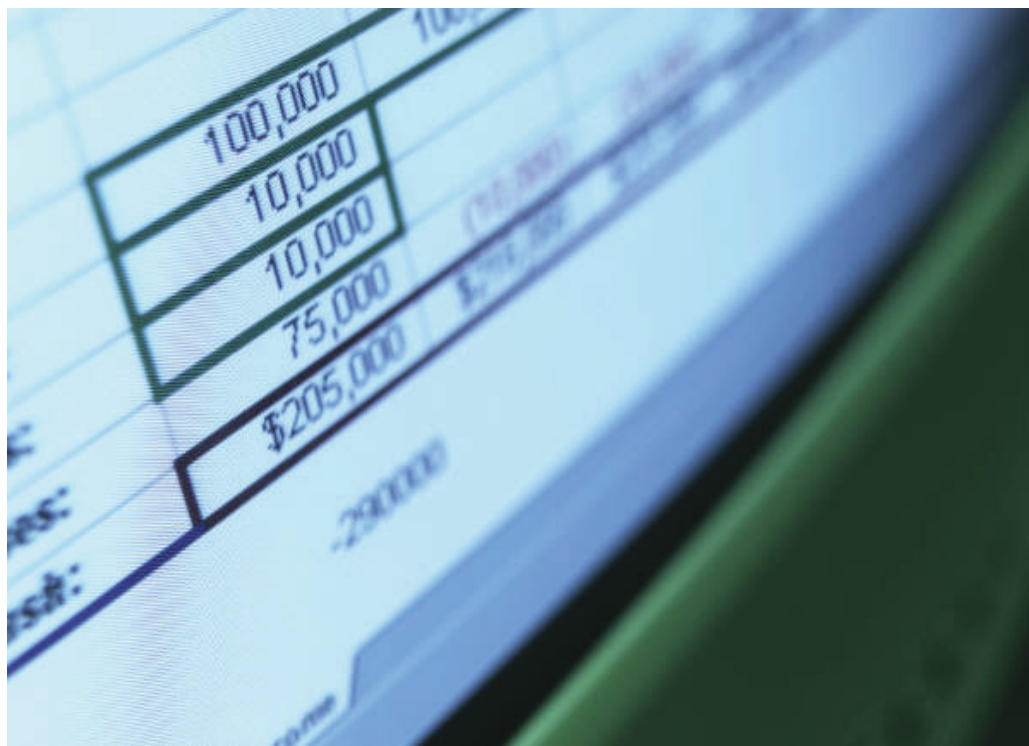
Um durch die Volkszählung ein möglichst genaues Bild des normalen Standes der ortsanwesenden Bevölkerung zu erhalten, durften in Reuß ä. L. am Volkszählungstage öffentliche Versammlungen und Feste nicht stattfinden. Die Ausführung der Volkszählung in allen reußischen Landen war Angelegenheit der Gemeindevorstände. In den Städten von Reuß ä. L. (Greiz und Zeulenroda) sowie in allen zu Reuß j. L. gehörigen Orten mit mehr als 2 000 Einwohnern wurden die für die Volkszählung den Gemeindevorständen obliegenden

⁴ Werner Querfeld, Volkszählung im Greizer Land; in: Greizer Heimatkalender 1964, herausgegeben von der Kreisleitung Greiz -des Deutschen Kulturbundes, S. 97-99.

⁵ Gesetzsammlung für das Fürstentum Reuß älterer Linie 1871, S. 117-119 sowie Amts- und Verordnungsblatt für das Fürstentum Reuß jüngerer Linie 1871, S. 295-298.

Funktionen jeweils einer zu diesem Zweck gebildeten Zählungskommission übertragen.

Die Gemeindevorstände oder die Zählungskommissionen hatten zu veranlassen, dass die von ihnen bestimmten und unterwiesenen Zähler in der Zeit vom 25. bis spätestens 30. November in jeder vorhandenen Haushaltung eine Haushaltungsliste abgaben, die der jeweilige Haushaltungsvorstand für alle zu seinem Haushalt gehörigen Personen nach dem Stand vom 1. Dezember 1871 gemäß den auf der Liste abgedruckten Erläuterungen gewissenhaft ausfüllen musste. Dasselbe galt auch für die „Extrahaushaltungslisten“, von denen jede Anstalt, in der sich eine Anzahl Personen in Wohnung und Kost befanden, außer den gewöhnlichen Haushaltungslisten je nach Bedürfnis eine oder mehrere erhielt.



Vom 1. Dezember mittags 12 Uhr ab waren die ausgefüllten Haushaltungs- und Extrahaushaltungslisten durch die Zähler bei den Vorständen der Haushalte und Anstalten wieder abzuholen. Die Einsammlung sollte spätestens am 2. Dezember abends beendet sein. Während der Einsammlung hatten die Zähler die Vollständigkeit und Richtigkeit einer jeden Liste an Ort und Stelle zu prüfen, wobei etwaige Fehler und Auslassungen nötigenfalls auf Befragen der Anwesenden berichtet und ergänzt werden mussten. Nach nochmaliger Prüfung der eingesammelten Haushaltungs- und Extrahaushaltungslisten wurden die Ortsbevölkerungslisten zusammengestellt, die mit allen übrigen Nachweisungen bis spätestens 20. Dezember in Reuß ä. L. an das Katasterbüro

Greiz bzw. für die entlegenen Burgker Orte an das Justizamt Burgk einerseits und in Reuß j. L. an das zuständige Landratsamt andererseits einzureichen waren. Für die endgültige Überprüfung und abschließende Bearbeitung der Zählungsergebnisse war das „Statistische Büro vereinigter Thüringischer Staaten“ in Jena zuständig. Aus diesem Grund hatten sämtliche Gemeindevorstände allen Anordnungen, die vom Direktor dieser statistischen Behörde hinsichtlich der Berichtigung, Feststellung und Aufklärung der erhobenen Tatsachen an sie gelangten, unbedingt und zügig nachzukommen.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 hatten die reußischen Städte und Gemeinden folgende Einwohnerzahlen⁶:

A) **Reuß älterer Linie**

(insgesamt 45 094 Einwohner)

- I. Stadtratsbezirk Greiz (in gerichtlicher Beziehung Justizamt Greiz I)
Greiz 11 582 Einwohner
- II. Stadtratsbezirk Zeulenroda (in gerichtlicher Beziehung zum Justizamt Zeulenroda gehörig)
Zeulenroda 6 892 Einwohner
- III. Landratsamtsbezirk Greiz
Justizamt Greiz II

Altgernsdorf 146 Einw.

Caselwitz 189 Einw.

Daßlitz 358 Einw.

Erbengrün 214 Einw.

Frotschau 74 Einw.

Görschnitz reuß. Anteils 316 Einw.

Hainsberg 97 Einw.

Hohndorf 418 Einw.
Einw.

Kahmer 318 Einw.

Kühdorf 119 Einw.

Mohlsdorf 76 Einw.

Naitschau 603 Einw.

Neugommla 301 Einw.

Obergrochlitz 300 Einw.

Raasdorf 340 Einw.

Reudnitz 1 303 Einw.

Altgommla 334 Einw.

Cossengrün 612 Einw.

Dörlau 352 Einw.

Fraureuth 1832 Einw.

Gablau 75 Einw.

Gottesgrün 362 Einw.

Herrmannsgrün 1265 Einw.

Irchwitz (mit St. Adelheid) 699

Kleinreinsdorf 509 Einw.

Kurtschau 212 Einw.

Moschwitz 430 Einw.

Neugernsdorf 255 Einw.

Nitschareuth 336 Einw.

Pohlitz 1 482 Einw.

Reinsdorf 273 Einw.

Rothenthal 357 Einw.

⁶ Historisches Staatsarchiv Greiz: Landesregierung Greiz — n. Rep. A Kapitel 26/20 Nr. 261 und Ministerium Gera — n. Rep. Gera Kapitel 44 Nr. 43 — Ortsverzeichnis der am Statistischen Büro zu Jena beteiligten Thüringischen Staaten (Jena 1875), S. 41-49. — Vgl. ferner hierzu: Werner Querfeld, Die Greizer Behördenreform vor hundert Jahren; in: Greizer Heimatkalender 1968, S. 44-47.

Sachswitz 135 Einw.
Schönfeld 471 Einw.

Tschirma 305 Einw.
Waltersdorf (bei Irehwitz) 209 Einw.
Wildetaube 390 Einw.

Justizamt Zeulenroda

Arnsgrün 351 Einw.
Brückla 283 Einw.
Dobia 223 Einw.
Fröbersgrün 421 Einw.
Hohenölsen reuß. Anteils 179 Einw.
Leiningen 136 Einw.
Mehla 411 Einw.
Pöllwitz (Anteil Reuß ä. L.) 540 Einw.
Wolfshain 181 Einw.

Justizamt Burgk

Burgk (mit Burgkhammer
und Isabellengrün) 196 Einw.
Dörflas 62 Einw.
Grochwitz 139 Einw.
Möschlitz 714 Einw.
Pahnstangen 148 Einw.
Rauschengesees 164 Einw.
Röppisch 352 Einw.

Schönbach 366 Einw.
Settendorf (mit Sorge reuß.
Anteils) 204 Einw.
Untergrochlitz 245 Einw.
Wellsdorf 301 Einw.
Zoghaus 366 Einw.

Bernsgrün 526 Einw.
Büna 93 Einw.
Eubenberg 74 Einw.
Hain 95 Einw.
Kauern 98 Einw.
Lunzig 218 Einw.
Neudörfel 75 Einw.
Schönbrunn 70 Einw.

Crispendorf (mit Erkmansdorf
reuß. Anteils) 536 Einw.
Friesau 540 Einw.
Mönchgrün 72 Einw.
Neundorf (bei Schleiz) 194 Einw.
Plothen 274 Einw.
Remptendorf 1 181 Einw.
Zoppothen 525 Einw.

B) Reuß jüngerer Linie
(insgesamt 89 032 Einwohner)

I. Unterländischer Bezirk
(Landratsamt Gera) 40 721 Einwohner

a) Justizamt Gera I

Gera 17 871 Einw.
Cuba 391 Einw.
Pforten 715 Einw.

Bieblach 107 Einw.
Debschwitz 478 Einw.
Untermhaus 2 034 Einw.

b) Justizamt Gera II

Bethenhausen reuß. Anteils 83 Einw.
Caasen 115 Einw.
Culm 200 Einw.
Dürrenebersdorf 366 Einw.

Caaschwitz 411 Einw.
Collis 82 Einw.
Dorna 259 Einw.
Ernsee 123 Einw.

Frankenthal 695 Einw.	Geißen 113 Einw.
Gleina 141 Einw.	Gorlitzsch 42 Einw.
Groitschen 101 Einw.	Großaga 702 Einw.
Großsaara 311 Einw.	Grüna 126 Einw.
Harpersdorf 402 Einw.	Hartmannsdorf 274 Einw.
Hermsdorf 209 Einw.	Hirschfeld 216 Einw.
Hundhaupten reuß. Anteils 158 Einw.	Kaimberg 340 Einw.
Kaltenborn 233 Einw.	Kleinaga 285 Einw.
Kleinfalke 204 Einw.	Kleinsaara 148 Einw.
Köstritz 1 516 Einw.	Kraftsdorf reuß. Anteils 572 Einw.
Kretzschwitz 122 Einw.	Laasen 140 Einw.
Langenberg 1 578 Einw.	Langengrobsdorf 69 Einw.
Lessen 163 Einw.	Leumnitz 407 Einw.
Lichtenberg 111 Einw.	Lusan 142 Einw.
Milbitz 86 Einw.	Mühlsdorf 160 Einw.
Nauendorf 340 Einw.	Negis 97 Einw.
Niederndorf 272 Einw.	Oberröppisch 132 Einw.
Otticha 88 Einw.	Pohlen 126 Einw.
Pohlitz 351 Einw.	Pörsdorf 140 Einw.
Reichenbach 126 Einw.	Roben 265 Einw.
Roschütz reuß. Anteils 24 Einw.	Rubitz 237 Einw.
Rusitz 144 Einw.	Rüdersdorf reuß. Anteils 533 Einw.
Scheubengrobsdorf 243 Einw.	Schöna 161 Einw.
Schwaara 174 Einw.	Seifarthsdorf reuß. Ant. 149 Einw.
Seligenstädt 87 Einw.	Söllmnitz 324 Einw.
Steinbrücken 291 Einw.	Stublach 101 Einw.
Stübnitz 219 Einw.	Thieschitz 137 Einw.
Tinz 342 Einw.	Töppeln 250 Einw.
Trebnitz 258 Einw.	Waaswitz 38 Einw.
Waltersdorf 327 Einw.	Weißig 140 Einw.
Wernsdorf 153 Einw.	Windischenbernsdorf 267 Einw.
Wüstfalke 159 Einw.	Zeulsdorf 95 Einw.
Zschippach 165 Einw.	Zschippern 91 Einw.
Zwötzen 674 Einw.	

c) Justizamt Hohenleuben

Göttendorf 284 Einw.	Hirschbach 120 Einw.
Hohenleuben (mit Reichenf.) 2 456 Einw.	Langenwetzendorf 2 160 Einw.
Neuärgerniß 176 Einw.	Niederböhmersdorf 430 Einw.
Pöllwitz (Anteil Reuß j. L.) 118 Einw.	Triebes 1 821 Einw.
Weißendorf 468 Einw.	

II. Oberländischer Bezirk
(Landratsamt Ebersdorf-Schleiz) 48 311 Einw.

a) Justizamt Schleiz I

Schleiz 4 803 Einw.
Dittersdorf 330 Einw.
Görkwitz 293 Einw.
Kirschkau 263 Einw.
Langenwolschendorf 698 Einw.
Löhma 446 Einw.
Oberböhmisdorf 632 Einw.
Oschitz 713 Einw.
Pörmitz 243 Einw.
Tegau 346 Einw.

Burkersdorf 140 Einw.
Dragensdorf 101 Einw.
Göschitz 263 Einw.
Kleinwolschendorf 212 Einw.
Leitlitz 209 Einw.
Lössau 317 Einw.
Oettersdorf 718 Einw.
Pahren 306 Einw.
Rödersdorf 107 Einw.
Weckersdorf 294 Einw.

b) Justizamt Schleiz II

Saalburg 1 206 Einw.
Frankendorf 288 Einw.
Kulm 212 Einw.
Mielesdorf 410 Einw.
Raila 136 Einw.
Seubtendorf 374 Einw.
Stelzen 322 Einw.
Wernsdorf 157 Einw.
Zollgrün 406 Einw.

Tanna 1 731 Einw.
Gräfenwarth 349 Einw.
Künsdorf 297 Einw.
Oberkoskau 124 Einw.
Schilbach 339 Einw.
Spielmes 139 Einw.
Unterkoskau 430 Einw.
Willersdorf 195 Einw.
Raila 136 Einw.

c) Justizamt Lobenstein I

Lobenstein 2 780 Einw.
Ebersdorf Ortsgemeinde 698 Einw.
Harra 808 Einw.
Kießling 182 Einw.
Neundorf (bei Lobenstein) 706 Einw.
Pöritzsch 142 Einw.
Schlegel 400 Einw.
Seibis 207 Einw.
Unterlemnitz 351 Einw.

Blankenstein 208 Einw.
Ebersdorf Brüdergem. 300 Einw.
Helmsgrün 396 Einw.
Lichtenbrunn 433 Einw.
Oberlemnitz 226 Einw.
Saaldorf 763 Einw.
Schönbrunn 573 Einw.
Titschendorf 492 Einw.

d) Justizamt Lobenstein II

Altengesees 212 Einw.
Eliasbrunn 267 Einw.
Grumbach 302 Einw.
Karolinenfeld 59 Einw.
Lückenmühle 109 Einw.
Röttersdorf 264 Einw.
Thierbach 152 Einw.
Weitsberga reuß. Anteil 275 Einw.

Dürrenbach 127 Einw.
Gahma 268 Einw.
Heinersdorf 536 Einw.
Lothra 277 Einw.
Oßla 512 Einw.
Ruppersdorf 450 Einw.
Thimmendorf 360 Einw.
Wurzbach 1 845 Einw.

e) Justizamt Hirschberg

Hirschberg 1 742 Einw.
Dobareuth 362 Einw.
Gebersreuth 457 Einw.
Göttengrün 117 Einw.
Lerchenhügel 234 Einw.
Pirk 206 Einw.
Rothenacker 251 Einw.
Venzka 317 Einw.

Blintendorf reuß. Anteils 296 Einw.
Frössen 434 Einw.
Göritz 538 Einw.
Langgrün 366 Einw.
Mödlareuth reuß. Anteils 93 Einw.
Pottiga 428 Einw.
Ullersreuth 268 Einw.

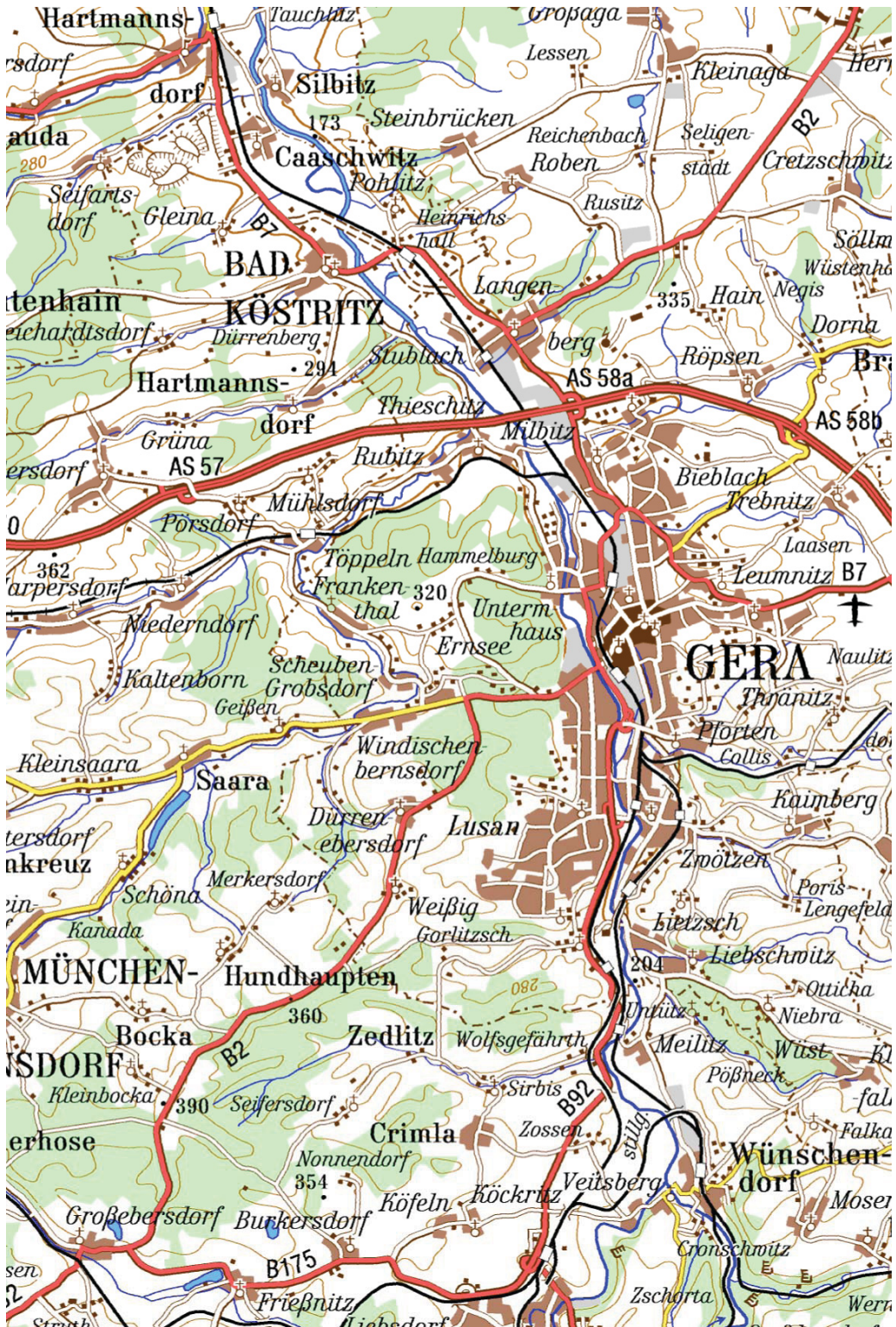
Die aufgeführten Einwohnerzahlen geben ein getreues Bild über den Bevölkerungsstand in dem heute im Wesentlichen die Kreise Gera, Greiz, Zeulenroda, Lobenstein und Schleiz des Bezirkes Gera umfassenden Gebiet vor rund einhundert Jahren. Gleichzeitig verdeutlichen sie in Gegenüberstellung zu den Ergebnissen der früheren Volkszählungen die neuen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sehr anschauliche Vergleiche hinsichtlich der fortschreitenden Bevölkerungsbewegung bis zur Gegenwart vermitteln einerseits die Ergebnisse der reußischen Volkszählung vom 8. Oktober 1919, die bereits im Hohenleubener Jahrbuch von 1970 (Heft 18, S. 35 ff.) die entsprechende Berücksichtigung fanden, sowie andererseits die Ergebnisse der Volks-, Berufs-, Wohnraum- und Gebäudezählung in der Deutschen Demokratischen Republik vom 1. Januar 1971, die durch die einschlägigen amtlichen Veröffentlichungen allgemein bekannt sind.

Jahrbuch des Museums Hohenleuben-Reichenfels / Heft 20





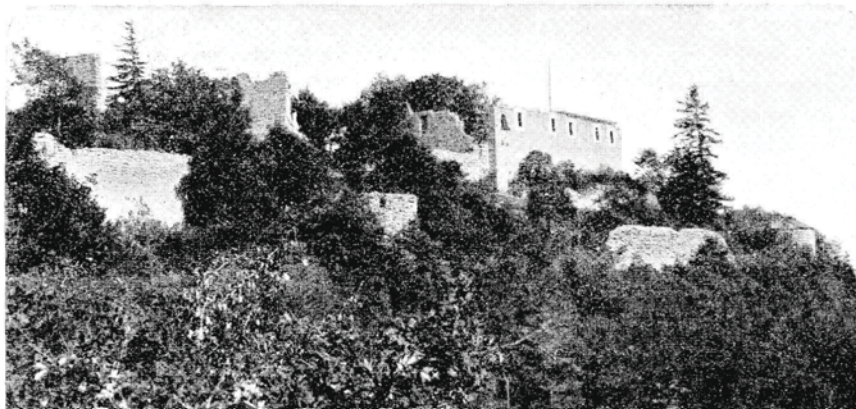
Gera
GERE



Inhalt

Thüringen in Wort und Bild	29
• Nikolaus de Smit.	
• Das liebtätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten.	33
Du bist es, die ich liebe ... Humorvolles und Besinnliches aus Gera	42
• Kleines Gersches Sprachlexikon ...	
• Gersche Anekdoten	45
Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege: Ländliche Siedlungen im heutigen Stadtgebiet Gera (1998)	46
• Liebschwitz - eine sächsische Enklave	
Du bist es, die ich liebe ... Humorvolles und Besinnliches aus Gera	52
• Unser Mielgrom	
Heimatbote	53
• Eine Freierschfahrt mit Hindernissen	
• „Den Alten aufs Maul geschaut ...“ - Ein heiterer Ausflug in die Geschichte der Mosener Mundart	55
Unsere Heimat	57
• Eine Fahrt mit der Eilpost von Schleiz nach Gera vor 50 Jahren.	
GERA (1987)	61
• „Fettgusche“, „Freß- und Saufgäre“	
Vergangenheit & Gegenwart / Heimatgeschichtl. Blätter der Greizer Zeitung	62
• Von einem Mord zweier Geraer in Berlin	
Gersche Geschichten. humorvolles und Besinnliches aus Gera	64
• Griff in die „Sprache“ ..., ... oder fünf Minuten „Gersch“	
• Mir Gerschen	67
Thüringer Heimatkalender 1962	68
• Der Pohlitzer Meteorsteinfall von 1819	
Gersche Geschichten. Humorvolles und Besinnliches aus Gera	71
• Gersches Schnärzchen (1)	
GERA – Das gibt's nur bei uns!	72
• Einziger privater Bushersteller der DDR	
• Goldener Spatz — zuerst in Gera	73
Weißt du noch? Zum Feiern gingen wir in die „Clara“	73
• Riesenstimmung in der „Ossel“	
• „Oben ohne“ in der „Clara“	74

Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung	75
• Zeichnung „Am alten Mühlgraben“	
Unser Vogtland	76
• Das Fürstliche Gymnasium zu Gera, ...	
• Strafe für einen Rauchbold.	79
Gersche Geschichten. Humorvolles und Besinnliches aus Gera	81
• Gersches Schnärzchen (2)	
Thüringen in Wort und Bild	82
• Napoleon und sein Heer in Gera.	
GERA (aus der Reihe Archivbilder)	86
• Geraer Originale von einst	
Gera - Chronik Online	88
• Johann Gottlieb Krieg – ein Geraer Original	
Heimatgeschichtlicher Kalender des Bezirkes Gera – 1983	90
• Christian Ernst Friederici — Bürger und Orgelbauer zu Gera	
Oberlandbote – Heimatzeitschrift der Kreise Schleiz und Lobenstein 1960	94
• Der »Korb«, eine Strafe im damaligen Reußenland	
Gera und Umgebung (1995 – 1995)	96
• 22. Februar 1892	
Gersche Geschichten	97
• Erste Fahrt der Geraer Straßenbahn: 7. März 1891	
Kirche „St. Marien“ – Gera - Untermhaus	98



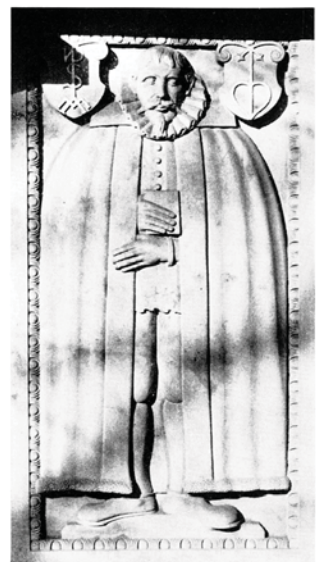
Thüringen in Wort und Bild

□ Zweiter Band □

Nikolaus de Smit.

Rechts vom Haupteingang des alten Friedhofes in Gera befindet sich ein Denkmal, das infolge seiner Eigenart wohl nicht verfehlen dürfte, die Aufmerksamkeit des Besuchers längere Zeit auf sich zu ziehen. Es ist ein aus braunem Sandstein errichtetes dorisches Portal, zwischen dessen mittleren Säulen ein ehemaliger Grabstein aufgestellt ist. Die unter demselben angebrachte Inschrift besagt, dass es Nikolaus de Smit, dem Begründer der Geraer Wollenmanufaktur, gewidmet wurde. Am Fries des Portals stehen außerdem die aus starken Metallbuchstaben gesetzten Worte: „Er lebt in seinem Werke fort.“

Ein kurzer Rückblick auf das Leben dieses Mannes und auf das, was durch seine Wirksamkeit in Gera ins Leben gerufen worden ist, beweist, dass seine



49 Grabstein von Nikolaus de Smit an der Westseite der Trinitatiskirche, erneuert 1933.

Worte wohl selten mit größerem Rechte auf einen Menschen Anwendung gefunden haben. Über die frühesten Schicksale de Smits ist leider nur wenig bekannt geworden; nur so viel wissen wir, dass er am 5. November 1541 in Doornik geboren ward und später als Kaufmann einen lebhaften Handel mit Wollenzeugen betrieb, der ihm einen nicht unbedeutenden Wohlstand einbrachte. Als aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen die Anhänger der reformierten Konfession in Holland arge Bedrückungen verübt wurden und mehr als 100 000 derselben durch Auswanderung den Verfolgungen zu entgehen suchten, da wandte auch Nikolaus de Smit seinem Vaterlande den Rücken, um sich in Deutschland an einem für seine Tätigkeit geeigneten Platze anzusiedeln. Zunächst wählte er Leipzig zu seinem Wohnort mit der Absicht, hier eine Wollenzeugfabrik zu gründen; doch war hier seines Bleibens nicht lange. Was ihn von der Durchführung seines Planes abhielt, ist nicht recht zu ersehen; aber nicht unberechtigt dürfte die Annahme sein, dass der Regierungsantritt des Fürsten Heinrich Posthumus ihn bestimmte, im Reußenland sein Glück zu versuchen und zu diesem Zwecke im Jahre 1595 in Gera seinen Wohnsitz zu nehmen.



50 Nikolaus de Smit
Lithographie von H. Rudolph 1841
mit Wiedergabe der eigenhändigen
Unterschrift „nycolas de smyt“ un-
ter seinem Testament von 1613.

Wie schon vor ihm viele Calvinisten Holland verlassen hatten, so war auch vor seiner Ankunft in Gera eine Anzahl Niederländer hier ansässig geworden. Sie hatten von den Geraer Bürgern allerdings eine wenig freundliche Aufnahme erfahren. Aus einem bereits im Jahre 1572 bestätigten Innungsbrief der Tuchmacher geht deutlich hervor, dass diese über die hierorts wohnenden Niederländer sich beschwert hatten. Es bedeute darum nur eine gewisse Konsequenz der Tuchmacherzunft und der Bürgerschaft Geras überhaupt, wenn sie auch der Aufnahme de Smits einen nicht geringen Widerstand entgegengesetzten; denn dieser Mann beschäftigte sich nicht allein mit der Fabrikation von Wollenzeugen, sondern er betrieb auch einen ausgedehnten und lebhaften Handel.

In der Beschwerde, welche der Rat der Stadt gegen die Niederlassung de Smits bei dem Landesherrn vorbrachte, ist bemerkt:

1. dass er in der Religion nicht rein sein möchte,
2. dass er die Arbeiter und Spinner stolzer und teurer machen werde,
3. dass er viel an Speise und Trank aufkaufen werde und
4. dass er, weil er Geld habe, anderen vorkaufe.

In einer weiteren Klage hoben die Tuchmacher dann noch besonders hervor, dass der Preis der Wolle durch die Fremdlinge so in die Höhe getrieben werden würde, dass ihnen zuletzt nichts mehr übrig bliebe, als den Bettelstab zu ergreifen. Mit ihnen vereinigten sich im Kampfe gegen die Einbürgerung der Niederländer noch die Geistlichen, indem sie behaupteten, dass jene nur durch Austeilung und Versprechung von Geschenken das Wohlwollen vieler Bürger sich erworben hätten.

Glücklicherweise blickte Heinrich Posthumus weiter als seine Untertanen. Sein Interesse für den viel angefeindeten Nikolaus de Smit wuchs von Tag zu Tag und half diesem alle ihm in den Weg gelegten Hindernisse überwinden. Er ließ dem Rat der Stadt erwidern: der gnädige Herr habe diesen Niederländer nur eingelassen, weil er es zum Besten des Landes erachte, namentlich, dass die „wullen wahren“ zu den anderen im hiesigen Lande gefertigten hinzukämen, jedoch solle dieser keinen Nebenhandel treiben dürfen, und wenn dies vorkäme, Meldung getan werden.

Außerdem wurde demselben zur Bedingung gemacht, dass er sich hinsichtlich seiner Religion gehörig ausweise. Ob nun Nikolaus de Smit hier in Gera oder schon früher in Leipzig zur lutherischen Kirche übergetreten ist, lässt sich mit Sicherheit nicht ermitteln.

Da ihm die Unterstützung des Landesherrn zur Seite stand, so konnten ihm alle Anfeindungen für die Entwicklung seines Erwerbszweiges kein unüberwindliches Hindernis sein. Bereits im Jahre 1596 war er in der Lage, mit seinen Fabrikaten die Leipziger Messe zu beziehen; und obgleich ihm anfangs nur erlaubt war, acht Stühle aufzustellen, so hatte doch schon nach kurzer Zeit sein Geschäft so an Umfang zugenommen, dass er mit seinem Sohne Anton allein demselben nicht mehr vorstehen konnte, sondern sich nach einem Gehilfen umsehen musste. Er fand einen solchen in der Person eines gewissen Balduin Conrad, der, nachdem er im Hause de Smit seine Ausbildung erfahren, all seine Kraft und seine ganze kaufmännische Tüchtigkeit einsetzte, um dem Geschäfte seines Prinzipals zu noch weiterem Glanze zu verhelfen. Erst nach einer redlich bestandenen Lehrzeit von elf Jahren machte er sich selbstständig. Es ist anzunehmen, dass er zuerst mit denselben Fabrikaten gehandelt wie sein Lehrherr; später gründete er eine Schön- und Waidfärberei, deren Kenntnis er jedenfalls auch Nikolaus de Smit verdankte.

Bald nach seiner Niederlassung in Gera wurde de Smit von einem harten Schicksalsschlage getroffen, indem seine Frau starb. Er verheiratete sich später wieder mit der Witwe eines in Leipzig verstorbenen Kaufmanns, namens Stockelmann aus Herzogenbusch. Sein Stiefsohn, Johann Stockelmann, erwies

sich auch sehr bald als eine nicht zu unterschätzende Hilfe in allen geschäftlichen Angelegenheiten. Nach seiner Verheiratung trat auch dieser als selbständiger Kaufmann auf, und während so die von Nikolaus de Smit hierher verpflanzte Tätigkeit anfang, immer weitere Kreise in ihren Bereich zu ziehen und mehr und mehr Nutzen zu gewähren, söhnte sich auch die Bürgerschaft Geras allmählich mit den Niederländern und der von ihnen begonnenen Wirksamkeit aus. Nikolaus de Smits ehemaliger Gehilfe, jener Balduin Conrad, verheiratete sich bereits am 25. August 1607 mit der Tochter des damaligen Hofpredigers Friedrich Glaser, der Enkelin des Mannes, der so heftig gegen die Einbürgerung de Smits geeifert hatte, und auch Johann Stockelmanns Frau war eine Geraerin, nämlich Anna Fülle, die Tochter des Gastwirts zum Goldenen Ring. Balduin Conrad erlangte schließlich die Würde des Bürgermeisters, als welcher er am 12. April 1649 starb.

Je schwächer aber der Widerstand der Geraer gegen Nikolaus de Smit wurde, desto mehr fühlte dieser auch seine Kräfte schwinden, und er machte deshalb am 20 September 1613 sein Testament, in welchem er seine beiden Kinder erster Ehe und seine Frau als Erben einsetzte. Indessen war ihm ein noch ziemlich langer und heiterer Lebensabend beschieden. Mit Befriedigung konnte er am Ende seiner Tage auf ein reich gesegnetes Leben zurückblicken. Als er am 7. März 1623 seine Augen für immer schloss, hinterließ er den Seinigen außer drei Häusern in hiesiger Stadt noch ein Barvermögen von 7 504 Talern drei Groschen und acht Pfennigen.

Durch ungewöhnliche Energie, durch Rüstigkeit und Ausdauer war es diesem Manne gelungen, alle Hindernisse und Hemmungen, die sich der Entfaltung seiner Tätigkeit entgegengestellt hatten, zu überwinden und somit nicht nur die niederländische Wollenzeugmanufaktur als einen ganz neuen Erwerbszweig hier einzuführen, sondern auch die Kunst der Schönfärberei zu begründen, außerdem die erste Handlung hier zu errichten und durch alles dies für unsere Stadt der Stifter eines vermehrten Wohlstandes und der Begründer einer höheren industriellen Kultur zu werden.

Die Nachwelt hat denn auch die Verdienste de Smits anerkannt und in ehrender Weise gewürdigt. Die hiesige Zeugmacherinnung widmete ihm das eingangs erwähnte Denkmal, das bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier seines Geburtstages am 5. November 1841 enthüllt wurde. Ebenso haben die städtischen Behörden den früheren Mitbürger ihre Dankbarkeit auch dadurch bewiesen, dass sie eine Straße nach ihm benannten. F. Alberti, Gera

Thüringen in Wort und Bild/ 2. Band

Darstellungen entnommen aus:

MUES, SIEGFRIED: Gera - aus Vergangenheit und Gegenwart (1985)

Das liebtätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten.

Schon frühzeitig war Luthers Lehre auch in die stillen Täler des Salzburger Landes gedrungen und hatte hier, je länger, desto mehr freudige und treue Bekenner gefunden. Doch fehlte es auch nicht an fanatischen Gegnern. Mit List und Gewalt suchten sie das Licht der Reformation zu ersticken und das Land in römischer Finsternis zu erhalten. Zweimal schon (in den Jahren 1588 und 1685) hatte man gegen die Anhänger des neuen Glaubens harte Verfolgungen erregt und ihrer viele aus dem Lande getrieben; dennoch war die evangelische Lehre nicht völlig ausgetilgt worden. Immer wirkte sie weiter, und auch nach dem letzten Gewaltakte war der Glaubensmut der protestantischen Salzburger bald wieder so erstarkt, dass sie trotz aller zu befürchtenden Gefahren ihren Glauben frei und offen zu bekennen wagten. Ja, je mehr man sie drückte, desto größer ward ihre Zahl.

Da bestieg im Jahre 1727 Leopold Anton, Graf von Firmian, den erzbischöflichen Stuhl zu Salzburg. Durch die Jesuiten aufs höchste gegen die Protestanten erbittert, hatte er gelobt, sein Land von den Ketzern zu reinigen und sollen auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen. Und was er gelobt, das machte er wahr. Zunächst schickte er seine Schergen aus und ließ allenthalben nach verdächtigen Büchern suchen. Luthers Bibel und andere evangelische Schriften wurden weggenommen und öffentlich verbrannt, diejenigen aber, bei denen man dergleichen Bücher fand, mit Gefangenschaft und großen Geldstrafen bedroht. Wie hart und unbarmherzig man dabei verfuhr, zeigt folgendes Beispiel: Ein protestantischer Bauer, namens Ruprecht Winter, wurde in seinem 73. Jahre ernstlich krank. Ungerufen erschien der katholische Geistliche und zwang den todkranken Mann, das heilige Abendmahl nach katholischem Brauche zu nehmen. Dabei erblickte sein Späherauge unter einer Bank ein Büchlein Luthers, welches man bei seinem Kommen vergebens zu verbergen gesucht hatte. Sofort erstattete er



Leopold Anton, Graf von Firmian. Gemälde in Schloss Leopoldskron (WIKIPEDIA)

Anzeige bei dem nächsten Gerichtshofe. Der Landpfleger ließ den Bauer vor Gericht fordern. Da dieser aber infolge seiner Krankheit nicht erscheinen konnte, wurde befohlen, ihn mit Gewalt herbeizuholen. Mit unmenschlicher Grausamkeit nun riss man den Unglücklichen aus seinem Bette, warf ihn nebst seinem Weibe auf einen Wagen und schleppte sie so nach dem eine Meile entfernten Gerichtsorte. Hier ließ der Landpfleger beide, ohne sie gehört zu haben, in ein tiefes Gefängnis werfen und ihnen alles erdenkliche Herzeleid antun. Erst als der Mann dem Tode nahe war, gab man sie los, belegte sie aber nun noch mit einer hohen Geldstrafe. Bald darauf starb der Mann; die Frau wanderte später mit aus.

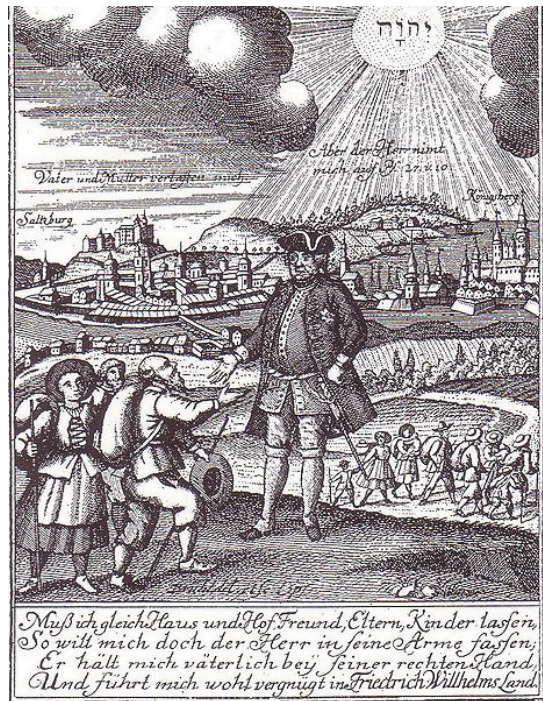
Solche Grausamkeiten kamen jedoch keineswegs vereinzelt vor; sie ereigneten sich fast jeden Tag. Vergebens suchten die armen Bedrückten auf Grund des Westfälischen Friedens¹ Recht und Hilfe bei den Gesandten der evangelischen Stände in Regensburg, welche als *corpus evangelicorum* für die Aufrechterhaltung der den Evangelischen gewährten Rechte zu sorgen hatten. Die von diesen an den Erzbischof gerichteten Vorstellungen erregten dessen Zorn nur noch mehr. Unter dem Vorwande, seinem Lande drohe durch die lutherisch Gesinnten eine „Rebellion“, erbat er sich in Wien einige Regimenter Soldaten, um mit ihnen jene Ungehorsamen im Zaune halten zu können. Zugleich ließ er aufs Genaueste untersuchen, wie groß die Zahl der Evangelischen in seinem Lande sei. Da stellte sich denn heraus, dass mehr denn 20 000 Salzburger sich frei und offen zum Protestantismus bekannten. Weit entfernt jedoch, durch diese große Zahl der Glaubensmutigen sich von weiteren Gewalttaten abhalten lassen, begann er nur noch schärfer gegen die armen Leute vorzugehen.

Um sie seinem Willen gefügiger zu machen, wurden die vom Kaiser auf seine wiederholte Bitte gesandten 6 000 Österreicher in Haufen bis zu 50 Mann zu den evangelischen Familien ins Quartier gelegt. Doch auch dieses Mittel schlug fehl. Wiewohl unter den Soldaten nicht wenige rohe Gesellen waren und diese ihre Wirte auf ganz besondere Art zu peinigen und hierdurch zu bekehren suchten, blieben doch die Evangelischen ihrem Glauben treu. Da erließ der Erzbischof am 31. Oktober 1731 sei berüchtigtes Emigrationspatent. Allen nicht katholischen Bewohnern des Erzbistums wurde befohlen, bei Vermeidung schwerer Strafen das Land zu verlassen, und zwar sollten alle Arbeiter und Dienstboten, überhaupt alle nicht angesessenen, über zwölf Jahre alten Protestanten innerhalb [von] acht Tagen, alle angesessenen nach dem Verhältnis ihres Vermögens binnen 1 – 3 Monaten diesem Befehle

¹ Als **Westfälischer Friede** wird die Gesamtheit der zwischen dem 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück geschlossenen Friedensverträge bezeichnet, die den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland und zugleich den Achtzigjährigen Unabhängigkeitskrieg der Niederlande beendeten. (WIKIPEDIA)

nachkommen. Aus besonderer Gnade wurde für die Güterbesitzer schließlich der 23. April 1732 als letzter Termin für den Aufbruch festgelegt.

Obwohl dieser Ausweisungsbefehl in seiner Härte den Bestimmungen des Westfälischen Friedens entgegenlief² und gegen denselben Beschwerde erhoben wurde, ward er doch mit aller Schärfe durchgeführt. Bereits am 24. November 1731 begann man, die nicht angesessenen Protestanten, soweit sie eben noch nicht ausgewandert waren, mit roher Gewalt zu vertreiben. Wie ein gejagtes Wild wurden sie von zwei Kompanien Soldaten an allen Orten aufgescheucht, und, ob auf dem Felde oder im Walde, ob auf dem Wege oder im Hause, ohne weiteres mit Schlägen und Stößen fortgetrieben. Niemand war es vergönnt, von seinen Lieben Abschied zu nehmen, etwas daheim zu holen oder sich irgendwie auf die gefährvolle und ungewisse Reise vorzubereiten. Man riss die Eltern von den Kindern, die Männer von den Weibern, so dass viele der Vertriebenen nicht wussten, was aus ihren nächsten Verwandten geworden und wohin sie gekommen. Hilflos und elend stieß man die Unglücklichen im harten Winter in die Fremde hinaus. Was jeder auf dem Leibe trug, das nahm er als einzige Habe mit sich. Ebenso schonungslos verfuhr man im nächsten Frühling bei der Vertreibung der Ausgesessenen. 20 000 fleißige und friedsame Salzburger mussten auf diese Weise von ihren geliebten Bergen und Tälern weichen. Alle aber erfuhren die treue Fürsorge ihres Gottes. An 2 000 fanden bereits in Bayern bei ihren Glaubensbrüdern Aufnahmen, der übrigen aber nahm sich der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. in echt evangelischer Treue väterlich und liebevoll an. Er sandte ihnen seine Kommissare entgegen mit der Weisung, für Unterhalt und Verpflegung der Vertriebenen zu sorgen und sie in sein Land zu geleiten, woselbst er ihnen in Ostpreußen eine neue Heimat bereiten würde. Schar auf Schar durchzogen nun die Salzburger Emigranten die deutschen Lande, und überall, wohin sie kamen, öffneten sich die Herzen und Hände ihrer Glaubensgenossen, ihre Not zu lindern und ihre Tränen zu trocknen. Ein gut Teil der vertriebenen Salzburger



Symbolische Darstellung des Empfangs Salzburger Exulanten in Preußen durch König Friedrich Wilhelm I. (WIKIPEDIA)

vorzubereiten. Man riss die Eltern von den Kindern, die Männer von den Weibern, so dass viele der Vertriebenen nicht wussten, was aus ihren nächsten Verwandten geworden und wohin sie gekommen. Hilflos und elend stieß man die Unglücklichen im harten Winter in die Fremde hinaus. Was jeder auf dem Leibe trug, das nahm er als einzige Habe mit sich. Ebenso schonungslos verfuhr man im nächsten Frühling bei der Vertreibung der Ausgesessenen. 20 000 fleißige und friedsame Salzburger mussten auf diese Weise von ihren geliebten Bergen und Tälern weichen. Alle aber erfuhren die treue Fürsorge ihres Gottes. An 2 000 fanden bereits in Bayern bei ihren Glaubensbrüdern Aufnahmen, der übrigen aber nahm sich der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. in echt evangelischer Treue väterlich und liebevoll an. Er sandte ihnen seine Kommissare entgegen mit der Weisung, für Unterhalt und Verpflegung der Vertriebenen zu sorgen und sie in sein Land zu geleiten, woselbst er ihnen in Ostpreußen eine neue Heimat bereiten würde. Schar auf Schar durchzogen nun die Salzburger Emigranten die deutschen Lande, und überall, wohin sie kamen, öffneten sich die Herzen und Hände ihrer Glaubensgenossen, ihre Not zu lindern und ihre Tränen zu trocknen. Ein gut Teil der vertriebenen Salzburger

² Artikel V § 13. „Den Emigranten soll eine Frist von drei Jahren zum Abzuge gewährt werden“.

wanderte auch durch unser Reußenland, und seine Bewohner wetteiferten in dem edlen Bestreben, ihre Liebe den Unglücklichen zu beweisen. Die Stadt Gera berührten im Ganzen acht Züge.

Es war am 16. April 1732, dem Mittwoch nach Ostern, da verbreitete sich in unserer Stadt plötzlich das Gerücht, dass gegen Abend 500 Salzburger hier ankommen würden. Hoch und niedrig geriet durch diese Nachricht in freudige Bewegung, und alle brannten vor Begierde, die Emigranten zu sehen und zu sprechen. Daher machten sich am Nachmittag die meisten der Einwohner auf und gingen den Salzbergern eine gute Strecke durch den Stadtwald entgegen. Es begann bereits zu dunkeln, da sah man endlich die sehlichst Erwarteten in langem Zuge herannahen. Es waren ihrer an 550, Männer und Frauen nebst vielen Kindern; letztere wie auch die Alten, Lahmen und Kranken wurden auf Wagen gefahren. Der den Zug begleitende preußische Kommissar war bereits einige Stunden früher in der Stadt angekommen. Kaum hatten die Wanderer die ihnen entgegenkommenden Geraer bemerkt, als sie sich in geordnetem Zuge paarweise aufstellten, die Männer voran, dann die Frauen, zuletzt kamen die Wagen. Sobald sich der Zug wieder in Bewegung setzte, stimmten die Salzburger Luthers Kampf- und Siegeslied an: „Ein‘ feste Burg ist unser Gott.“ Mit Tränen in den Augen und die Herzen voll erbarmender Liebe eilten ihnen jetzt die Geraer entgegen und begrüßten sie so herzlich, als empfangen sie liebe, treue Verwandte oder Bekannte. Die Männer schlossen sich den Männern, die Frauen den Frauen an. Viele Frauen nahmen den Salzburgerinnen die Kinder von den Armen, herzten und küssten sie und trugen sie auf dem weiten Wege zur Stadt. Nicht wenige Geraer öffneten auch schon ihre Hände und teilten milde Gaben aus, andere fassten die Müden und Alten bei den Armen und boten ihnen Stütze und Trost. So gelangte man singend bis an die Elsterbrücke. Hier kam der preußische Kommissar, umgeben von Mitgliedern des Stadtrates, den Salzbergern entgegen. Der Bürgermeister begrüßte die Emigranten liebevoll und hieß sie im Namen der Stadt willkommen. Hierauf ordnete sich der Zug aufs Neue und bewegte sich unter dem Gesange des Liedes: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ auf den Markt. Nachdem die Salzburger auch hier noch ein frommes Lied gesungen, wurden sie abgeteilt und in die Quartiere gebracht. Die Wagen, auf denen sich kleine Bündel, die geringe Habe der Armen, befanden, blieben auf dem Markte stehen; freiwillig sich meldende Bürger bewachten sie während der Nacht.

Auf Befehl des damals regierenden Grafen Heinrich XVIII. sollten die Salzburger in den vorhandenen Gasthöfen, deren es aber nur sechs gab, untergebracht und bewirtet werden. Kein Wunder, wenn diese wenigen Herbergen durch eine Schar von 550 Köpfen bald überfüllt waren, sodass es die müden Wanderer nicht gerade bequem darin hatten. Doch dauerte das Drücken und Drängen nicht lange. Von Mitleid getrieben, bat ein angesehener Geraer Bürger den preußischen Kommissar um Erlaubnis, einige der armen Leute als liebe Gäste in sein eigen Haus mitnehmen zu dürfen. Gern wurde die Bitte

erfüllt, und fröhlich zog der Bürger mit seinen Gästen heim. Kaum war dies löbliche Beispiel bekannt geworden, als es auch freudige Nachahmung fand. Jeder der guten Geraer wollte nun einen oder mehrere der Salzburger zu sich nehmen und bewirten. In weniger als einer halben Stunde wurden aus sämtlichen Gasthöfen alle übrigen Salzburger herausgeholt und mit großer Freude in die Bürgerhäuser gebracht. Einige Familien nahmen sechs, acht, zehn, ja zwölf der Salzburger bei sich auf. Jeder, der noch einen lieben Gast erlangt hatte, triumphierte, und jeder, der sich vergeblich bemüht hatte, fühlte sich unglücklich; und keiner der glücklichen Besitzer war durch Bitten seiner Mitbürger zu bewegen, einen seiner Gäste herauszugeben. Doch ward den Betrübten zum Trost von dem preußischen Kommissar verkündet, dass schon am nächsten Tage noch weitere Salzburger nachkommen würden, an denen sie ihre Liebe beweisen konnten. In den Häusern wurden die angekommenen Gäste von ihren liebevollen Wirten und Wirtinnen nun gar freundlich gehalten, mit Essen und Trinken bestens versorgt und auf ein gutes und ruhiges Nachtlager gebracht. „Man hörte auch in den meisten Häusern recht viel Beten und Singen unter und mit diesen lieben Leuten, dass sie also nicht nur leiblich, sondern auch geistlich wohl versorgt werden.“



Stadtfiegel vom Jahre 1460.

Strichzeichnung von Georg Fiedler-Gera.

AUS: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung

ermahnte dann zur Liebe gegen den Nächsten und tröstete schließlich die Salzburger kräftig mit der Versicherung, Christus werde seine in dem gehörten Schriftwort gegebene Verheißung gewiss auch an ihnen erfüllen. Den Einwohnern Geras wurde der Glaubensmut der Salzburger Emigranten zur Nachfolge vorgehalten; auch wurden sie ermahnt, ihre bereits erwiesene Liebtätigkeit getreulich fortzusetzen. Mit Kollekte und Segen und dem

Am Donnerstag früh versammelten sich sämtliche Salzburger und eine große Menge anderer Zuhörer zu einer feierlichen Betstunde in der Johanniskirche auf dem Johannisplatze. Nachdem man mit rechter Inbrunst das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen, sprach der Superintendent Avenarius über Matthäus 19, insbesondere über Vers 29: „Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ An der Hand des Textes gab er zunächst „eine erbauliche Lehre von der verbotenen Ehescheidung und Polygamie“,

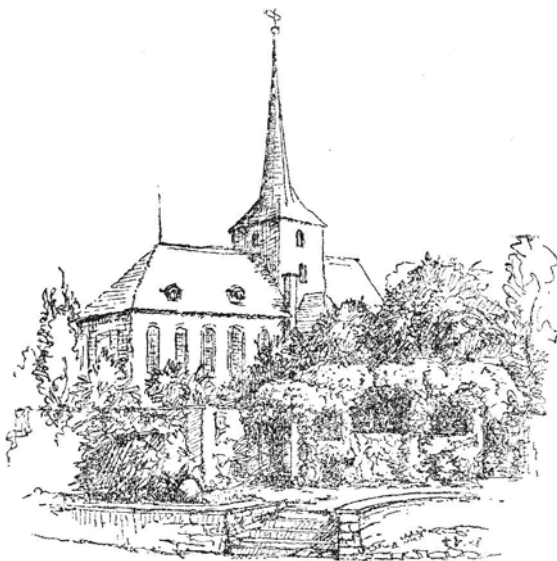
Bittgesang: Erhalt‘ uns Herr, bei deinem Wort“ schloss die erhebende Feier. – Nach dem Austritt aus dem Gotteshause sammelten sich die Salzburger sofort wieder und stellten sich in langen Reihen auf. Hierauf leitete man sie durch das Kutschenbachsche Haus, die heutige Hofapotheke, von dem Johannisplatze nach dem Hauptmarkte. Bei dem Durchzug verabreichte der Kaufmann Kutschenbach jedem Emigranten, von dem ältesten bis zum jüngsten, ein Geldgeschenk von vier Groschen. Gleicherweise wurde ein jeder auch von dem in der Nähe wohnenden Bürgermeister Albrecht beschenkt. Inzwischen hatten sich auf dem Hauptmarkte eine große Menge Bürger und Bürgerinnen versammelt, von denen nicht wenige nun ebenfalls ihre Liebe durch allerhand Gaben betätigten. Geld, Wäsche und Kleidungsstücke, aber auch Bibeln, Gesang- und Gebetbücher wurden mit fröhlichem Herzen ausgeteilt und dankbaren Auges empfangen. Einige Frauen nahmen den Salzburgerinnen auch ihre kleinen Kinder von den Armen, zogen sie reinlich und neu an und brachten sie, in Betten gehüllt, wieder zu den Müttern zurück. Und als etliche Salzburger Weiber sich an die Brunnen machten, ihre wenige Wäsche zu reinigen, da eilten die Mägde der Bürger herbei, brachten Stützen,³ Seife und warmes Wasser und halfen emsig mit. Auch manche Bürgersfrau ließ es sich nicht nehmen, ihren lieben Gästen die Wäsche zu waschen und zurechtzumachen. Kurz, man sah, wie jedermann beflissen war, den armen Vertriebenen in brüderlicher Liebe zu dienen. Um ihre Festfreude zu erhöhen, wurde am Nachmittag noch einmal Gottesdienst abgehalten und dabei das heilige Abendmahl gespendet. Viele der Salzburger empfangen es hier das erste Mal in beiderlei Gestalt; ihnen dürfte diese Feier wohl unvergesslich geblieben sein.

Am Donnerstagabend nach acht Uhr trafen inmitten eines heftigen Gewitterregens noch 250 Emigranten ein. Es befanden sich unter ihnen viele Kinder, Kranke und Alte, auch Blinde und Stelzfüße, weshalb sie zumeist auf Wagen gefahren kamen. Trotz der Dunkelheit und des Regens war ihnen wiederum eine große Zahl Geraer, viele mit Laternen in der Hand, bis vor das Tor hinaus entgegengegangen. Es waren wohl zumeist solche, welche wohl am Mittwoch keine Salzburger hatten erlangen können. In dem Bestreben, sich diesmal auf alle Fälle einen lieben Gast zu sichern, warteten sie mit ihrem Begehren gar nicht, bis der Zug in der Stadt angelangt war, sondern hoben die Ankommenden schon unterwegs vom Wagen und führten sie mit sich in ihre Häuser; andere nahmen die Kinder der Salzburger zu sich, indem sie den Eltern ganz ernstlich zuriefen, wenn sie ihre Kinder wieder haben wollten, möchten sie nur mit ihnen ins Quartier kommen. „Ja, man hat sich recht um sie gerissen; also kräftig hatte Gott die Herzen der Einwohner zur Versorgung dieser armen Leute gelenkt.“

Bei dem Gedränge und in der Dunkelheit der Nacht waren verschiedene der Salzburger Familien auseinander gerissen und in verschiedene Quartiere

³ Früherer Begriff für Bottich, Wanne

gebracht worden; so auch ein altes Ehepaar. Rührend ist es, zu hören, wie innig diese Alten aneinander hingen und wie sie, getrennt voneinander, sich eins ums andere ängstigten. Die Frau war kaum in ihrer Herberge angelangt, als sie auch schon anfang zu klagen und zu weinen und nach ihrem Manne zu verlangen. Alles Zureden, ihr Mann sei gewiss ebenso gut aufgehoben wie sie, half nichts. Sie gab sich nicht zufrieden. „Indessen geht die Bürgerin (ihre Wirtin) aus dem Hause, um über die Gasse etwas zu holen. Da begegnet ihr vor der Tür ein alter Mann; der klagt, er habe seine alte Frau verloren und wisse sie nirgends zu finden; wenn es sie doch nur antreffen könnte. Die Hauwirtin sagt ihm, es wäre eine alte Frau bei ihr, die klage um ihren verlorenen Mann; er solle hineingehen und sie sehen. Da er nun zu ihr kommt, findet er, dass es seine Frau ist. Sie fallen einander sogleich um den Hals und Herzen und küssen einander vor Freuden, dass also die Zuschauer dieser Leute große Liebe und Sorgfalt füreinander nicht genug bewundern und sich des Weinens nicht enthalten konnten.“



Langenberger Kirche

Aus: STENGEL: Gärten in und um Gera

Am Freitag früh nach sieben Uhr reisten die zuerst Angekommenen über Roschütz, Langenberg und Aga nach Zeitz weiter. Man hatte eine beträchtliche Zahl Wagen für sie aufgebracht, so dass nur die kräftigsten unter ihnen zu gehen brauchten. Mit frommen Gesängen zogen sie aus der Stadt hinaus, begleitet von einer großen Menge der Einwohner, denen es schwer fiel, sich von ihren Gästen zu trennen. Draußen vor der Stadt erhielt jeder der Scheidenden aus den Mitteln einer am Donnerstag veranstalteten Kollekte noch

einen Zehrpennig; dann endlich nahm man unter vielen Tränen und gegenseitigen Segenswünschen Abschied voneinander. Ebenso herzlich entließ man am Sonnabend die am Donnerstag Zugereisten.

Am 27. und 28. April traf der dritte und vierte Zug Salzburger in Gera ein, der letzte erst spät abends gegen neun Uhr. Da auch diesmal am ersten Tage die Wünsche gar vieler Geraer nicht hatten befriedigt werden können, so entstand am zweiten abermals ein „recht Gereiß“ um die Ankommenden. Eine halbe Stunde weit war man den Salzburgern entgegengegangen, und als man sie erblickte, fiel man mitten im Walde schier ungestüm über sie her, zog die zu

Fuß gehenden mit großer Hast an sich, riss sie sich wohl auch wieder aus den Armen, während andere die Wagen erstiegen und die Darafsitzenden für sich zu gewinnen suchten. Die ahnungslosen Salzburger wurden durch diesen unvermittelten Überfall, der ja mitten im Walde und in finsterner Nacht geschah, so erschreckt, dass viele vor Angst laut aufschrien. Die Erwachsenen beruhigte man wohl bald; bei den Kindern aber dauerte es gar lange, ehe der Schrecken überwunden wurde. „Da sie nun aber in die Stadt einzogen, wurden sie mit Laternen hereinbegleitet, und in der Vorstadt traten die Einwohner mit brennenden Lichtern vor die Türen, etliche reckten selbige zum Fenster heraus, dass es recht artig und beinahe einer Illumination gleich sah.“ Am 29. April brachen beide Züge wieder von Gera auf.

Der fünfte und sechste Zug Salzburger folgte am 11. Juni, der siebente am 4. Juli und schließlich zogen am 18. Mai 1733 die letzten Emigranten in einer Stärke von 206 Mann durch Gera. Im Ganzen kamen über 2000 Salzburger Emigranten durch unsere Stadt. Wie den ersten, so ist auch allen nachfolgenden viel Gutes an Leib und Seele geschehen; alle haben hier den Reichtum göttlicher und menschlicher Liebe erfahren, alle sind darum auch mit lautem Danke von hier geschieden.

Wiewohl Gera sich schon früher der Wohltätigkeit gar oftmals befließigt, hat es sich doch erst durch seine den Salzburger Emigranten bewiesene Guttat den Ruhm der Liebthätigkeit in ganz besonderer Weise erworben. Ein Schriftchen, betitelt: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten“, erschienen bei Samuel Benjamin Walthern in Leipzig, 1732, trug zur Vorbereitung dieses Ruhmes nicht wenig bei.⁴ Sicherlich hat dieses Büchlein manchen Leser erbaut und zu rechter Teilnahme gegen seine Glaubensgenossen angeregt, für einen aber – und durch denselben auch für andere – hat es noch eine besondere Bedeutung erlangt, ich meine unseren Altmeister Goethe. Seine herrliche Dichtung: „Hermann und Dorothea“ steht in engster Beziehung zu diesem Schriftchen, insofern als der Dichter in einer darin enthaltenen Erzählung den Kern der Handlung für sein Werk fand. Wir geben diese Erzählung wieder, wie sie von einem Salzburger Emigranten vor glaubwürdigen Zeugen in Gera erzählt und von dem Verfasser vorerwähnter Quellenschrift aufgezeichnet worden ist:

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingschen gelegen, hatte ein gar feiner und vermoegender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen koennen. Als nun aber die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefaellet, dabey er in seinem Herten den Schluß fasset, wenn es gehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich daher bey den andern Saltzburgern nach dieses Maedgens Auffuehrung und Familie, und erhaelt zur Antwort, sie waehre von guten, redlichen Leuten und haette sich

⁴ Wir sind bei unserer Darstellung namentlich diesem Büchlein gefolgt.

jederzeit wohl verhalten, waere aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und haette solche zuruecke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihm so oft sich zu vereihelichen vermahnet, so haette er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagte er ihm, es waere eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm dies nicht lassen wollte, wuerde er niemalsen heyrathen. Der Vater erschrickt hierueber und will es ihm ausreden, er laeßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es koenne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es so wol dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen koenne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzt weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: Gar gerne; wenn er sie annahmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh fuettern, die Kuehe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten koenne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater praesentiret. Dieser fragt das Maegden, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn haette vor seinem Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, so gedaechte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wol zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklaeret sie sich: Wenn es denn Ernst sein solte, so waere sie es gar wohl gar zufriede, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie muesse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm einen Beutelgen ueberreicht, in welchem sich 200 Stueck Ducaten befunden.“

Gewiss bereitet es Freude, von den Vorfahren Löbliches zu berichten; doch gern gedenken wir ehrend auch den Lebenden. Und gottlob! Pauli Mahnung an die Galater: „Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden“, hat noch immer willige Herzen in Gera gefunden; noch immer walten Güte und Barmherzigkeit in unseren Mauern, auch heute noch verdient unsere Stadt den Namen: das liebtätige Gera.

C. Burkhardt, Gera

PETER BOLL

*Du bist es,
die ich liebe ...*



**Humorvolles und Besinnliches
aus Gera**

Kleines Gersches Sprachlexikon ...

... zum Gebrauch für Durchgezogene und Durchreisende

(Auszug)

Alsder	a) Fluß b) Vogel
Ardäppel	Hauptnahrungsmittel
ardlich	nett
Berne	Kopf
Bohne	kein Gemüse, sondern Ruf rodelnder Kinder
Brummochse	mildes Schimpfwort für geistige Randsiedler
Buhne	diesmal doch Gemüse
Convivchen	kleine Versammlung zu Plauderzwecken
Däz	siehe Berne
Deebs	Jubel, Trubel, Heiterkeit
Dobbsau	grobes Schimpfwort dunkler Herkunft

Draasch	a) Fitz	b) Platzregen
Eegonom	Landwirt	
eegal dorschd	Gersche Krankheit	
eemol is keemol	Trost für lässige Sünder	
Fäng	Pfennig	
Fardesammel	Roßäpfel	
Fude	Pfote	
Fudegrof	Lichtbildner	
galle he	nicht wahr	
Grußvoder	Opa	
Griebs	a) Kerngehäuse b) Adamsapfel	
Grips	Verstand	
Gusche	Sprechorgan und Futterluke vorne mit Fett: Kosename für Gersche	
Hose	Hase	
Huse	Hose	
Hunne	harmlose Begrüßungsformel zwischen Gerschen	
iche	mit Ton auf erster Silbe: ich	
ischä	(genor G. H.) mit Ton auf zweiter Silbe: ach lieber gar!	
idze	altgersch: jetzt	
Jetze	neugersch: dasselbe	
Kerbs	siehe Berne und Däz	
Kinnerhemme	Kinderhemd	
Korbsen	Ortschaft im Geraer Landkreis	
kusen	dauerreden	
Lausereddch	unangenehmes Kind	
Lumich	unangenehmer Erwachsener	
meiseldrädch	neugierig	
Mielgrom	Nebenfluss der Elster	
Muggefugg	Morgengetränk	
Muggepigge	Motorrad	
Mumanz	Popanz	
Nappsilze	trübe Tasse	
Nawel	Wasserdampf	
Nieselpriem	doofer Heini	
Nischel	siehe Bärne, Däz, Kerbs	
Nubbel	Lutsch	
nu do!	Ausruf des Erstaunens	
Ohmd	Abend	
ohmds riechder	Amtsrichter	
(nach Schnapps)		
piggern	flapsen	
pinschern	beeneln	
quaddern	quatschen	
Quaddergagge	Kaffeetante	
quärcheln	in die Quere kommen	
Quiegser	lächerliches Kleingeld	
Räsjbasen	Reisigbesen	
Ringelbiez	Spaß, Vergnügen	
Rodewalle	Radewelle	

rumwärchen
Sau

keine Ruhe halten
meist mit vorgestelltem „die“
Ausdruck uneingeschränkter
Bewunderung für Personen beiderlei
Geschlechts; Ausruf des Erstaunens
bei unerwarteten Vorfällen

schnugglich
soggen
Schwalwe

sieße
siehe pinschern
Backpfeife besonders kräftig:
Geburtstagsschwalbe

Teh

sogenanntes hartes Deh, in ganz Gera
wie im iewrigen Dieringen nicht
vorhanden, siehe weeches Deh

Ufenruhr
Uhren
verbusemendieren
verdanneboom
vergaggeiern
Waachwäser
Wooche
X-er
zaggsch
Zarrwansd
zerdidsche
Zuggerbubbe

Ofenrohr
Hörorgane am Kopf
auseinandersetzen
hässlicher Fluch
veräppeln
Wegweiser
Wage
X-Beine
erhaben, gewaltig
Musikinstrument
völlig futsch
Lockpfiff

BOLL, PETER: Du bist es, die ich liebe ... (Herausgeber: R. Schubert)



Gera - Blick in die Sorge - undatiert (BILD UND HEIMAT REICHENBACH)

Gersche Anekdoten

Vor vielen Jahren, als noch in manchen Hinterhöfen der Altstadt Kleinvieh gehalten wurde, das man auf die Höhen am Ferberturm zum Weiden trieb, soll ein echter Gerscher, dessen Ziegen beim Herausführen durchbrannten, folgenden Ausspruch getan haben: „Ihr Hunne, meine Ziechen, die Saun, sin abgehaun!“

*

Ein Liebschwitzer Bauer will seinem Nachbarn ein Schwein verkaufen. Der Interessent möchte den Preis drücken und mäkelt daher wie folgt: „Die Sau hod ower kleene Uhrn!“
Der Verkäufer: „Wos du där Sau ze soochen hosd, dos werdse schun verschdieh!“

*

„Wu mochsdn hin?“
„Nauf nach Schochern.“
„Wos willsdn in Schochern?“
„Nu, bei meine Braud!“
„Wos, du hosd äne Braud?“
„Klor, Hond, wensde die siehds, hausde deine wag!“

*

„Hosdn schonnemol äne Schnagge gesahn?“
„For wassen?“
„Ich meene nor, ebsde schonnemol äne Schnagge gesahn hosd?“
„Nu klor!“
„Nu, Mönsch, do mißsdse dir ower gradewaachens begächend sin, denn hindennoch kimmsd du fauler Hond keener!“

*

Man unterhält sich in der Fabrik über den Ingenieur, der gerade ins Krankenhaus gefahren wurde: „Nu, aus dän werd ooch nischd mähr, dar is Feschebudamer.“

„Wos isser?“
„Nu, Feschebudamer, de weefßd schun, die wu kee Fleesch frassen!“

BOLL, PETER: Du bist es, die ich liebe ... (Herausgeber: R. Schubert)



Die Wetterfahne des Schlossturmes Osterstein Gera

Aus: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung

Stefan Bauch

Liebschwitz - eine sächsische Enklave

Unser Thüringer Wappen zeigt einen gekrönten aufrechten Löwen, umgeben von acht Sternen. Diese Sterne sind ein Hinweis auf die frühere Kleinstaaterei. So steht jeder Stern für ein Fürstentum beziehungsweise Herzogtum. Mit dem Zusammenschluss des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, der Herzogtümer Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg und der Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß jüngere Linie und Reuß ältere Linie wurde im Jahr 1920 das Land Thüringen gegründet.



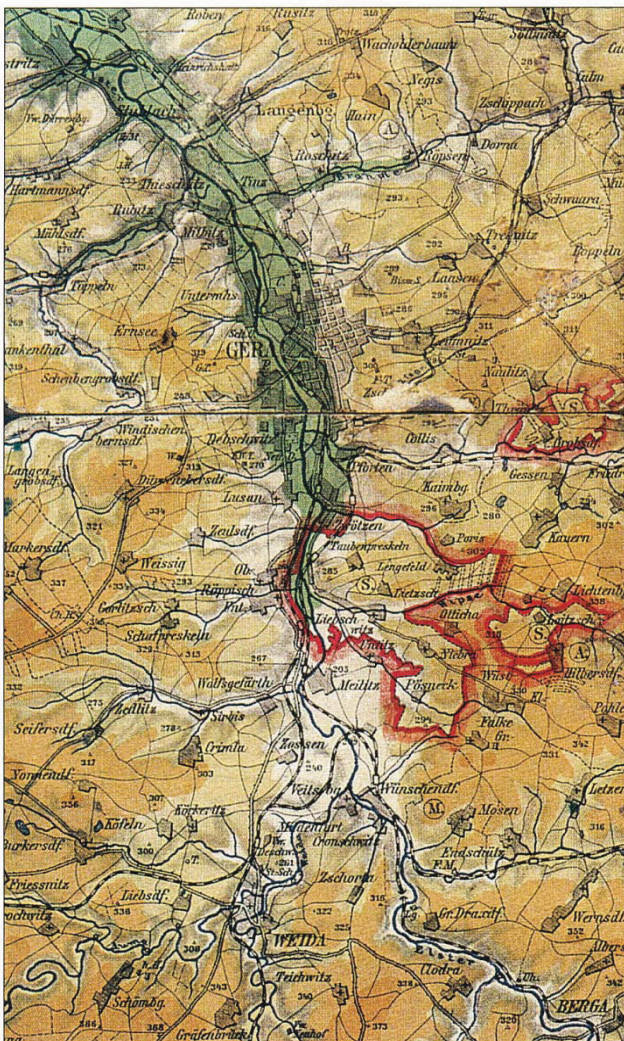
Repro einer historischen Postkarte von Liebschwitz, Aufnahme 1907

Ein Musterbeispiel der Kleinstaaterei ist die Geschichte der Enklave Liebschwitz. Bereits 1554 wurden im Naumburger Vertrag die Adligen von Ende mit dem Rittergut und dem Ort Lüschwitz (heute Liebschwitz) belehnt. Dies war der Beginn der 374jährigen Geschichte der sächsischen Enklave Liebschwitz mit den umliegenden Gemeinden Taubenpreskeln, Niebra, Lietzsch und einem großen Teil des Ortes Lengefeld. Weitere Stücke dieser Enklave umschlossen die Orte Loitzsch (heute Lichtenberg) und Teile der Ortschaft Hilbersdorf sowie Grobsdorf und neun Häuser von Rückersdorf. Da die Herrschaften von Ziegenhied von 1745 bis 1937 Herren auf dem Rittergut zu Liebschwitz waren, wurde die Enklave auch das Ziegenhiedsche Ländchen genannt. Die beiden Gutsbezirke Liebschwitz und Loitzsch gehörten dabei als wirtschaftliche Einheit schon immer zusammen. Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses im Jahre 1815, wonach es unter anderem zur Abtrennung

des Neustädter Kreises kam, blieb Liebschwitz sächsisch. Auch bei dem Entstehen Thüringens mit dem bereits erwähnten Zusammenschluss der acht Einzelstaaten und dem Ende der Kleinstaaterei im Jahr 1920 änderte sich an der staatlichen Zugehörigkeit des Ziegenhierschen Ländchens nichts, Liebschwitz blieb sächsisch. Erst durch einen Staatsvertrag zwischen den Ländern Sachsen und Thüringen, der am 1. April 1928 in der Gaststätte „Goldner Apfel“ (heute Apfelweinschänke) geschlossen wurde, kam es zum Gebietsaustausch und Liebschwitz wurde thüringisch.

Viele Einwohner der Enklave wären damals lieber bei Sachsen geblieben und hätten die damit verbundenen Umstände und weiten Wege gern in Kauf genommen, sicherlich auch, weil Sachsen ein reicheres und wesentlich fortschrittlicheres Land war.

Mehrere regionale Besonderheiten sind auf diese langjährige Zugehörigkeit zu Sachsen zurückzuführen.



So wurde die Bahnlinie zwischen dem „Sächsischen Bahnhof“ (heutiges Bahnhofsgebäude am Südbahnhof) in Gera und Wolfsgefährt erst relativ spät angelegt. Liebschwitz erhielt somit erst 1892 einen eigenen Bahnhof und damit eine offizielle Verbindung mit Weidau, denn dort war der Sitz aller Verwaltungen. Die Sächsische Staatsbahn musste bis dahin von Wolfsgefährt bis Gera auf den Gleisen der Strecke Gera-Eichicht (1867 bis 1871 erbaut) fahren. Der dicht nebeneinander liegende Schienenverlauf unmittelbar hinter dem Haltepunkt

Röppisch/Wolfsgefährt lässt die alte Gleisführung noch erkennen. Erst am 1. Dezember 1892 wurde die Strecke dort abgetrennt und über Liebschwitz und

Zwötzen nach Gera geführt. Damit war zwar eine relativ günstige Zugverbindung ins damalige Heimatland Sachsen und die Kreisstadt Werdau geschaffen worden, doch hatte diese auch Nachteile. So brachte der mehrmals täglich vorbeidonnernde Zug einen Abbruch des Gaststättengeschäftes im 1835 erbauten damaligen Gasthof „Blauer Hecht“, der unmittelbar an der stählernen Bahnbrücke neben der Straßenunterführung stand. Wegen der großen Lärmbelästigung konnte dort kein Gast mehr übernachten und die Züge versetzten die dort „geparkten“ Zugpferde in Panik. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel wurden dann 1922 der Gasthof und der Saal in eine Eisengießerei umgebaut. Nach mehreren kurz hintereinander folgenden Felsstürzen im Jahre 1931 wurden die Gebäude der Gießerei stark zerstört und dann abgetragen. Die Steine verwendete man zum Bau des 1937 eingeweihten Jugendheimes (später Schulteil und Touristenstation), das noch heute oberhalb der 16. Grundschule auf dem Berg steht.

Kurios sind auch die Wege der damaligen Postzusteller gewesen. So musste ein Postbote aus Ronneburg auch die Post in die sächsischen Orte, wie zum Beispiel Liebschwitz, bringen und die Geraer fürstlich Reußische Post bediente die Orte Falka und Pohlen mit. Nicht nur die Postboten, sondern auch andere Landesbedienstete, wie zum Beispiel die Revisoren der Brauereien und Brennereien hatten lange Fußmärsche zu bewältigen. Auch die Schulkinder mussten weite Wege zurücklegen, so kamen Schüler aus drei Ländern in die schöne Liebschwitzer Schule. Die Schulbehörde hatte, wie viele andere Ämter auch, ihren Sitz im fernen Zwickau. Wollte der Schulrat die Liebschwitzer Schule besuchen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als schon einen Tag vorher anzureisen und im „Blauen Hecht“ zu übernachten. Die eigentliche Verwaltung für Liebschwitz, ähnlich dem heutigen Landratsamt, war bis zum Jahre 1837 noch in Borna. Danach kam Liebschwitz zur Amtshauptmannschaft Zwickau und nach deren Teilung dann zu Werdau und war damit dem Amtshauptmann von Werdau unterstellt. Trotzdem waren es noch fast 30 Kilometer Weg bis zur Amtsstadt.

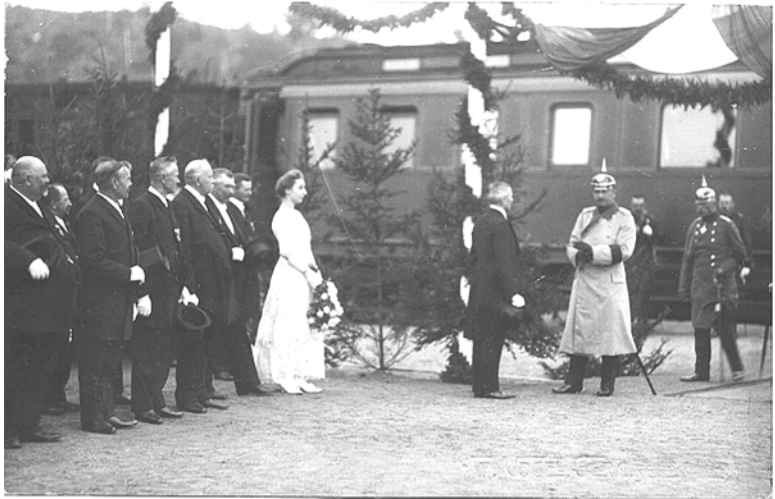
Da die Bürger unter anderem auch zum Gericht unerträglich lange Wege zurücklegen mussten, kam man ihnen mit einem ab 1854 eingeführten Liebschwitzer Gerichtstag schon sehr entgegen. Im 1837 errichteten Gasthof „Zum Blauen Hecht“ hatte nunmehr jeder Bewohner Gelegenheit, hier seine Sache vorzubringen. So kamen nun auch die Einwohner von Grobsdorf und Rückersdorf nach Liebschwitz zu Gericht und nur größere Prozesse wurden noch in Werdau geführt.

Das Straßenbauamt zum Beispiel hatte aufgrund dieser langen umständlichen Wege ständig eine Walze und einen Wasserwagen in Liebschwitz stationiert.

Auch bei der Einhaltung der sächsischen Feiertage, wie das Hohe Neujahr und der Bußtag, gab es Komplikationen, denn die überwiegende Anzahl von Industriearbeitern kam aus den umliegenden Orten und damit aus Thüringer

„Ausland“ und musste eben auch an diesen Tagen zur Arbeit gehen. Auch die Durchführung von Landtagswahlen musste für die Bewohner der sächsischen Enklaven mit einem großen Mehraufwand organisiert werden. So wird unter anderem berichtet, dass sich zum Beispiel maßgebende Arbeiterführer des Ortes sehr redlich bemühten, auch für die neu zugezogenen Bürger, die zunächst die Staatsangehörigkeit und andere Bürgerrechte noch nicht hatten, das Wahlrecht zu ermöglichen.

Ein besonderes Ereignis war für die Bewohner der sächsischen Enklave Liebschwitz der Besuch des sächsischen Königs. Er traf mit einem Sonderzug am 22. August 1912 auf dem Bahnhof in Liebschwitz ein. Der König wurde von Herrn



Der sächsische König besucht Liebschwitz (Sammlung St. Bauch)



Rittergutsbesitzer Dr. von Ziegenhied persönlich empfangen. Die Tochter des Lietzcher Gutsbesitzers Rautenstengel überreichte seiner Majestät einen großen Feldblumenstrauß und trug einen vom Liebschwitzer Kantor Behr

verfassten Vers vor. Diese Königsvisite dauerte allerdings nur 30 Minuten. Trotzdem wurde sie als ein Zeichen der großen Verbundenheit des Königreiches mit den sächsischen Enklaven gewertet und auch von der Bevölkerung so gesehen.

Zu dem großen, damals schon mit viel bürokratischem Aufwand geführten Staatsakt des Gebietsaustausches zwischen den Ländern Sachsen und Thüringen ist in verschiedenen Protokollen einiges zu lesen. Die Verhandlungen wurden am 1. April 1928 in der Liebschwitzer Gaststätte „Goldener Apfel“ (heutige Apfelweinschänke) geführt. Im Ergebnis dieser bekam Sachsen 1,115 Hektar und 1,4 ar Fläche mit 4 849 Einwohnern. Thüringen erhielt im Gegenzug von Sachsen 1,778 Hektar und 6,6 ar Fläche mit 2 899 Einwohnern. Der Gebietsaustausch brachte natürlich den Wechsel der Staatsangehörigkeit und der amtlichen Zuständigkeiten für die Bewohner mit sich. In einem Reichsgesetz wurde der Staatsakt bestätigt. Der eigentliche Übergabeakt fand dann am 3. April unter Anwesenheit von hohen Vertretern beider Länder und den Gemeindevorständen aus zehn Dörfern wiederum im „Goldenen Apfel“ in Liebschwitz statt. In festlichen Ansprachen des Geraer Landrates Dr. Jungherr und von Herrn Dr. Rothe aus Werdau wurden die Enklaven-Gemeinden aus der Amtshoheit von Sachsen entlassen und ihnen alle guten Wünsche für die Zugehörigkeit zum Land Thüringen mit auf den Weg gegeben.

Nur wenige Zeugen erinnern noch an die damalige sächsische Enklave. Am bekanntesten ist wohl die ehemalige Ausflugsgaststätte „Dreiherrnstein“ an der Straße zwischen Zwötzen und Kaimberg. Das Wohnhaus trägt noch heute deren Namen. Weitere Zeitzeugen sind die Gartenanlage „Sachsengrenze“ am Beginn des Elsterdammes zwischen Zwötzen und Liebschwitz und die von der Salzstraße zum Liebschwitzer Bahnhof führende Sachsenstraße.

Mit Hilfe einer historischen Karte ist es dem Verfasser gelungen, in den vergangenen zwei Jahren eine große Anzahl historischer Grenzsteine des größten Teiles dieser Enklave rund um Liebschwitz aufzuspüren und zu dokumentieren. Diese Steine haben zwar seit 60 Jahren ihre ureigene Bedeutung verloren, auch wenn sie hier und da noch ihre Funktion als Grundstücksgrenzsteine erfüllen, dennoch sind sie stumme Zeugen der Geschichte und daher auch erhaltenswerte Kulturdenkmale.

Wie viele Grenzsteine früher an dieser Grenze rund um das kleine Bruchstück des Königreiches Sachsen standen, ist nicht konkret nachgewiesen, sicher waren es über 300. Im Ergebnis meiner Suche nach den stummen steinernen Zeugen der Geschichte konnte ich noch 106 Grenzsteine auffinden. Oft waren es nur noch Bruchstücke, von denen nur noch die Form des Sandsteinblockes an seine frühere Funktion als Markierung zwischen zwei Ländern erinnert. Oft musste ich umgekippte Steine freilegen oder vom total überwucherten Gebüsch befreien. Zwei Steine fand ich auch abseits der eigentlichen Grenzen, gesichert

vor dem Verschwinden, gut sichtbar aufgestellt in Privatgrundstücken.

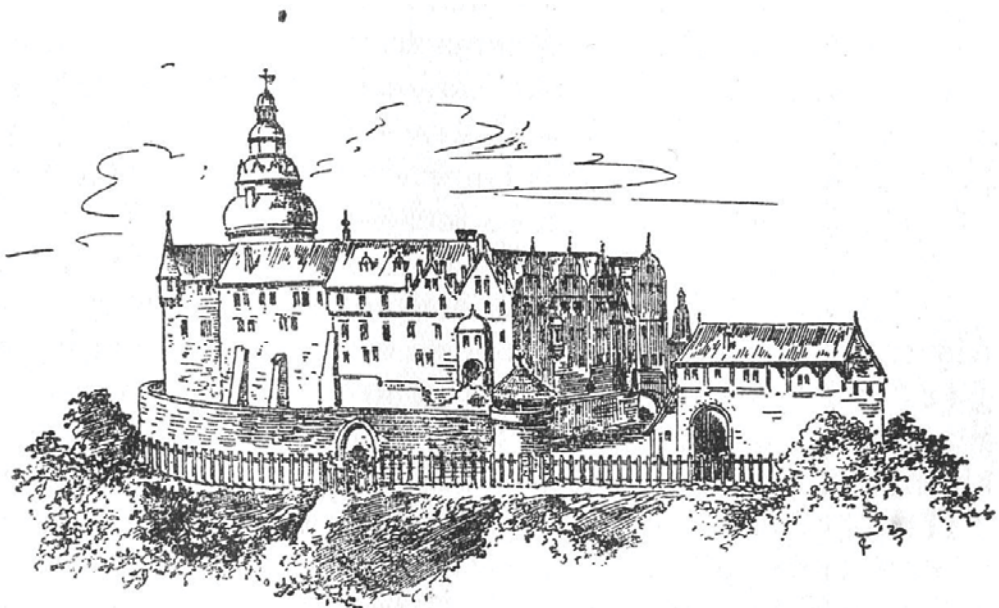
Vielleicht findet sich mit der Hilfe der Leser doch noch dieser oder jener verborgene Grenzstein.

Einige dieser Steine haben über 150 Jahre an ihrem Ort gestanden. Ich hoffe sehr, dass sie auch weiterhin stehenbleiben, denn sie sind ein Teil der Landes- und Rechtsgeschichte, auch wenn sie bereits seit fast 60 Jahren nicht mehr die Grenze zwischen Thüringen und Sachsen markieren.

Quellen:

- Behr, Rudolf, (ehemaliger Lehrer in Liebschwitz und Heimatforscher), unveröffentlichte Manuskripte seiner Forschungsarbeiten als Nachlass im Stadtarchiv Gera
- Müller, Hermann, (bisheriger Ortschronist und Verfasser der 1996 erschienenen Chronik)
- Verschiedene Zeitungsveröffentlichungen Gemeindeprotokolle des Ortes Liebschwitz, Stadtarchiv Gera

Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege: Ländliche Siedlungen im heutigen Stadtgebiet Gera (1998)



Der Osterstein im 17. Jahrhundert.

Aus: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung

Unser Mielgrohm

Der Mielgrohm
is ä kleener
Fluß,
Den mer nor
sähn un riechen
muss.
Er is su schworz
wie Ruß un
Deer
Un wennsen
schlämm', da
isser leer.

De Winkel, wu
er dorch sich
zwängd,
Sin malerischer
als mer dängd,
Do schdiehd im
Wasser Haus fer
Haus,
Es siehd wie
Kleen-
Fenneedch aus.



Aus: MÜLLER, FISCHER: Am Mühlgraben in Gera

Su leefd der Mielgrohm offen ford
Von Gere-Sied bis Gere-Nord,
Gar manchen had es schon vermiesd,
Daß er nich unnerärdsch fliesd.

Zum Schluß nimmd nach vollbrachdem Lauf
De Alster unsern Mielgrohm auf,
Die machd sich ooch nich midden drägch,
Se is che salwer schiwwischäggsch.

BOLL, PETER: Du bist es, die ich liebe ... (Herausgeber: R. Schubert)



Eine Freierschfahrt mit Hindernissen

Eine heimatliche Anekdote aus alter Zeit / Nacherzählt von A. Paul Meyer,
Jena

Wie vor hundert Gahrn unnere Elstertalbahn in Betrieb genomme war, soget e Bauer uhm Gräzer Eberland ze sein zweeten Gung, dar schun ball an de Dreißig ra war: „Emil, heit fährscht de mol mit dr neie Eisenbahn nunter noch Wünschendorf, gehst zun Onkel Robert naus nach Mosen⁵ un guckst dir dei neie Fraa a, die ich fer dich ausgesucht ho!“

Damals ham sich nämlich de gunge Karls meistens net sälber ä Mädél gesucht, nä, de Eltern ham bestimmt, wann dr Gung zu heiraten hatt⁷. Dr erschte Gung, dar mal speter ‘s Bauerzeig krieget, dar wur merschtens an e reichs Mädél ragesteckt, daß „Klitzsch of Klitzsch“⁶ kam, wie mr soget. Dr zweete Gung muß meglichst auswärts in e gutsitewiertes Bauernzeig eiheiraten.

Dr Emil, denn se drhäm ne Nachziegler genennt ham un vun dr Mutter e bill vrwehnt wur’n is, war noch net gruß aus sein Haametdorf rauskumme. Natürlich war‘r a noch net mit dr neie Eisenbah gefahrn. Ober es wur ne drhäm ordnlich ausenanner deffentiert, wie ‘r sich in dr Bah zu vrhalten hott, wu ‘r eisteign muß und deß ‘r e richtiges Billett lesen muß. In Wünschendorf wußt ‘r ne Wag noch Mosen, weil ‘r als kläner Gung scha mal mit ‘n Vater dort war.

Dr Emil wärget also ‘s gute Sunntogshabtl na un hocket ‘ne Rucksack auf. De Mutter hat ne e paar darbe Fatzen Brot un a ne Nupp⁷ gekochte Eier neigepackt un e neiwaschens Schnupptuch un en alten Iberzieher drzu gepackt, weil ‘r sich leicht vrlkiehln tot.

Nu stampfet mei Emil lus. Unnerwaags muß ‘r dorch e kläns Wäldel. Wie ‘r su halb, noch in Schlof vor sich hartorkelt, stolpert ‘r ieber ene darbe Baamwurzel, ‘r rutschet aus un flug drlänglang of sei Hintertäl. Do gab’s natierlich drinne

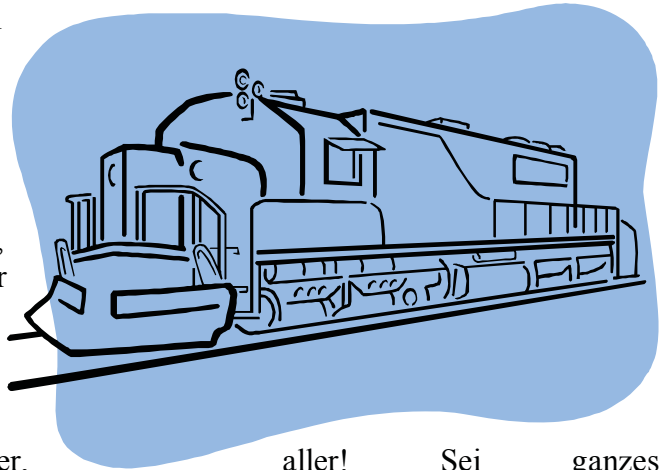
⁵ Mosen verlor am 2. September 1995 seine Selbstständigkeit und ist seitdem ein Ortsteil von Wünschendorf.

⁶ Klitzsch of Klitzsch: bedeutet Besitz und Geld — Haufen auf Haufen

⁷ Nupp: Napf

sein Rucksack aufgeschlogne Eier. Do denkt dr Emil: „Aa Eierscholn bringe Glick“, weil „r ne dar Storz weiter nischt geta hot, un marschieret noochenanner wag.

EisenbahnWie nu dr Emil in sein Coupé⁸ su vor sich hiedeest, da kribbelt 's ne mit ämol de Bää nauf un runner, dann spieret 'r oa darbe Stich' of dr nacking Haut. Des wur echal ärger, daß 'r sich ball kän Rot mehr wißt. Zwischen Berge⁹ un Winschendorf wur Luft in Coupé, un weil 'r nu ellä war, zug 'r fixhortig seine Husen runner. Ei, du aller,



aller! Sei ganzes Unnergestell, vun Bauch bis zu 'n Fießen, war vuller S'ägameisen, die 'ne zwickten un zwiabelten. Do war 'r doch bei dän Storz of än Ameisenhaufen gefallen, un die Ludersch wollt'n mit 'n Emil a mol verräsen un mit dr neie Eisenbah fuhrn.

Wos mach'n in dar Sitewotion? Dr Emil ließ fitze fixhurtig 's Fanster runner un tat seine Ameisenhusen nausschitteln. Ober wie's dr Hänger hat, ä Uglick kimmt net allä: mit ämol gab's en Rupfer, un seine Husen bliem an äner Telegrafenstang hänge. Do war guter Rot teier. Nu stand 'r do in Unnerhusen, e Bild fr Getter! Do warsch ner gut, daß 'n sei Mutter en alten Iberzieher eigepackt hott. Den tat 'r sich wie e alts Kläd mit nr Schlepp um sich rimwickeln.

Zum Glick stand in Winschendorf sei zulkünft'ger Schwiegervater vorn Bahnhuf mit 'n Preschwogn un zwee Pfaar drvier. Dar mag net schlacht geguckt ham, wie 'r sein kinfting Schwiegersohn in dan Aufzug gesah hot. Ober 'r wur fix ieber des Mißgeschick aufgeklärt, nei de Kutsch, un ob gings nach Mosen.

Dr Emil wur ober gut aufgenomme, 's gab e groß Hallo, un mit dr neie Fraa wur mr ball hannelsänig¹⁰. 'r blieb ieber Nacht un muß sich vomst ellä nei 's Bett legen, denn des Gejucke des tat noch lang ahalt'n. 'r blieb su lang ze Besuch, bis ene neie Hus von en Gerischen Geschäft¹¹ rageschafft war.

Iber die Freierschfahrt hat 'r noch als Großvater lachen missen ...

Heimatbote 1976-1

⁸ Coupé: früherer Ausdruck für Abteil

⁹ Berge = Berga

¹⁰ hannelsänig: im Handel einig

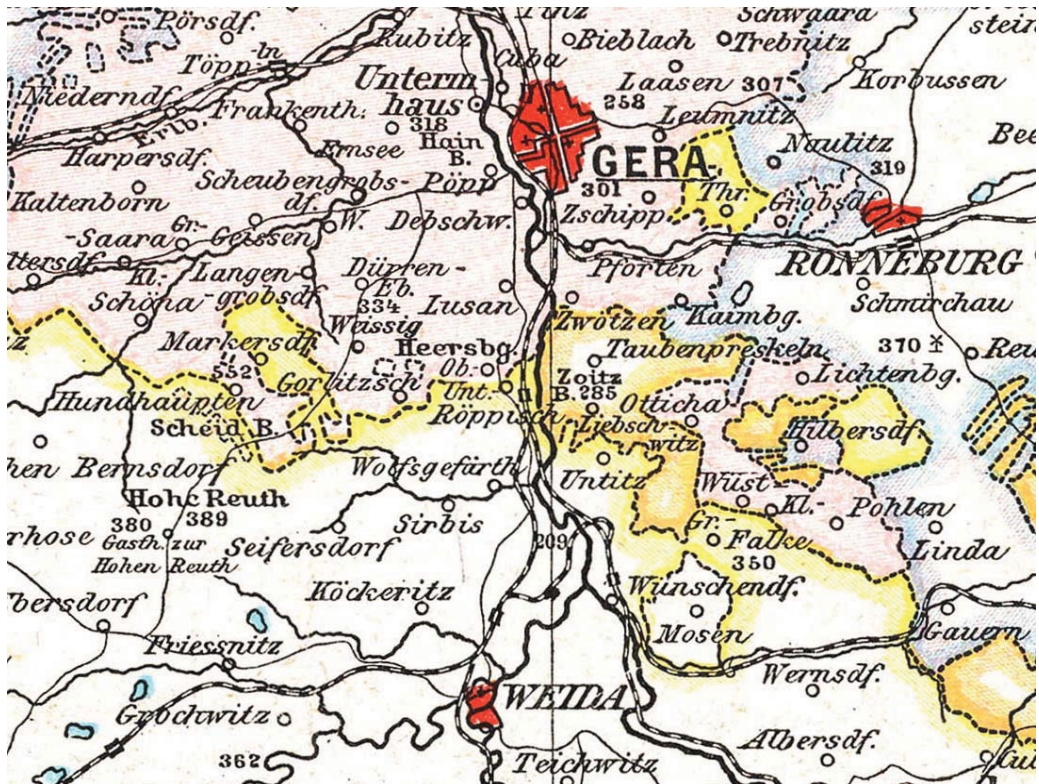
¹¹ Gerischen Geschäft: Geraer Geschäft

„Den Alten aufs Maul geschaut ...“ - Ein heiterer Ausflug in die Geschichte der Mosener Mundart

Vor zwei Jahren, also bereits 2005, beging der kleine Ort Mosen den 750. Jahrestag seiner Ersterwähnung. Anlässlich dieses Jubiläums hat Almuth Schirrmeister ein Mundartlexikon ihres Wohnortes veröffentlicht, das, von A bis Z geordnet, regionale Ausdrücke und Aussprachevarianten verzeichnet. Ausgangspunkt war die Frage eines jungen Mosener Erdenbürgers, was denn eine „Ferdschwere“ sei. „Eine Ferdschwere“, erklärt die Autorin im Vorwort, „ist das Gestell, auf dem der fertig gebackene Kuchen, also die Fertigware, abgestellt wurde.“ Abgesehen davon, dass die sprachliche Erklärung nicht ganz stimmt, denn richtig ins Hochdeutsche übertragen lautet der Begriff „Fertigwerde“ (der noch warme Kuchen wird erst auf dem Gestell fertig, also genießbar; das Wort, bekannt in Ostthüringen und in den Kreisen Jena, Apolda und Rudolstadt, findet sich im 2. Band des „Thüringischen Wörterbuchs“, Spalte 228), bringt schon dieses Beispiel den Nutzen des Büchleins deutlich zum Ausdruck: Es bietet einen Einblick in einstiges Landleben, in alltägliche Vorgänge und Denkweisen. „Vieles geht im Laufe der Zeit verloren, weil es einfach nicht mehr modern ist oder es die Sache, den Gegenstand, die Bezeichnung für ein Essen oder einen landwirtschaftlichen Begriff nicht mehr gibt.“ (S. 5)

Die Autorin ist, wie sie berichtet, im Dorf „von Haus zu Haus gegangen“ und hat, wie einstmals Martin Luther, den „Alten aufs Maul geschaut“. Herausgekommen ist eine vergnügliche Lektüre, die auch dem Ortsfremden Entspannung und Erkenntnis vermitteln kann. Die Verfasserin ist keine Sprachwissenschaftlerin; die Wörter werden, was der Lesbarkeit durchaus nützt, nicht in einer speziellen Lautschrift, sondern mit dem normalen Alphabet geschrieben. Bestimmte Laute sind auf diese Weise nur in Andeutung notierbar, z. B. das helle „a“ in kaassch, käsig, weiß wie ein Käse’. „Für die richtige Aussprache bedarf es natürlich“, wie die Verfasserin zu Recht feststellt, „der mundartlichen Kenntnisse des Lesers“, er oder sie „muss bestimmte Ausspracheregeln beherrschen oder jemanden kennen, der es noch kann.“ Im Alphabet sind B und P sowie D und T getrennt angesetzt; ein Grund für die Aufnahme unter dem betreffenden Buchstaben ist nicht immer ersichtlich. Da die Mundart in unserer Gegend ohnehin nur B und D kennt (man nennt dies „binnendeutsche Konsonantenschwächung“), sollte man B/P und D/T zusammenfassen. So stehen z. B. Blädde ‚Bügeleisen‘ (= Platte) und Buzzsche LUSD ‚sich vergnügen‘ (= putzige Lust) unter B, Plumpe ‚Handpumpe‘ unter P, Drahdude ‚verschlafner Typ‘ (= Traumtute) und Dobbsterze ‚Topfdeckel‘ (= Topfstürze) unter D, Trichinbeschauer ‚Fleischbeschauer‘ aber unter T, obwohl

auch er als „Drichinbeschauer“ ausgesprochen wird. Aber das ist eine Sache, die den Normalleser kaum stören dürfte. Zu diesen eher unwichtigen Dingen zählt auch die Schreibweise des „Uhrviehs“ mit h, die sicher nur pingeligen Wissenschaftlern auf den Zeiger geht.



Ergänzt wird das kleine Wörterbuch durch „Eine kleine Chronik von Mosen aus der Sicht einer Rentnerin“, aufgeschrieben bereits 2000 von Elfriede Schnürer geb. Gubitz, „Rezepte aus vergangener Zeit“ und einen Beitrag zur Wiedergeburt der Kirche St. Nicolai, die bereits dem Verfall preisgegeben schien.

Gestaltet und gedruckt wurde das auch dank vielfältiger Illustrationen sehr ansprechende Heft von der Druckerei Raffke in Weida. Den Abschluss dieser Anzeige soll eine Frage bilden, die Almuth Schirrmeister ihren Lesern als Resümee des Vorworts stellt und die ich gern weitergebe: „Un, seider nu schon neigiersch geworn?“

Dr. Frank Reinhold (†)



Eine Fahrt mit der Eilpost von Schleiz nach Gera vor 50 Jahren.¹²

Mit dem gestrigen Tage, 1. April 1888, ist eine Ader des öffentlichen Verkehrs zum Stillstand gekommen, deren Pulsschläge lange Zeit frisches Leben und segensreiche Tätigkeit zwischen den entfernten Orten des Reußenlandes und unserer Stadt vermittelten: die Personenpost von Schleiz nach Greiz ist aufgehoben, die nach Neustadt gehenden zwei Personenposten sind auf eine beschränkt worden. Diese Aufhebung, bezüglich Beschränkung, ist herbeigeführt durch unsere Eisenbahn.

Das Bessere ist des Guten Feind, so können wir nunmehr mit Genugtuung behaupten. Selten wohl wird ein Stück deutschen Landes, wie unser reußisches Oberland, so lange auf die Post als Hauptverkehrsmittel angewiesen gewesen sein und sich dabei so zufrieden gefühlt haben, dank der trefflichen Leitung, der möglichst weiten Ausdehnung und der denkbar zweckmäßigsten Einrichtung des Postwesens.

Wie dürftig waren die Verbindungen der Städte in den 20er Jahren! Im Schleizer Wochenblatt werden in dieser Zeit Bekanntmachungen veröffentlicht, „dass die Post ins Reich jetzt dreimal, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, gehe und zur Briefsendung benutzt werden könne“. In den 30er Jahren gab es keine Fahr- und Personenpost nach Zeulenroda, Hirschberg, Lobenstein; Carriolposten (Felleisen im Volk genannt) vertraten ihre Stelle, nach Plauen war eine dreimalige Botenpost in der Woche im Gange, der letzte „Plauische Bot“ war der spätere Briefträger Weiniger. Nach Hirschberg ging noch in den 40er Jahren eine Botenpost. Die älteste Fahrpost war die von Gera (Leipzig) über Schleiz nach Hof und weiter nach dem Süden, die alte Reichsstraße. Sie wurde nach Eröffnung der Eisenbahnlinie Gera - Eichicht aufgehoben und an ihrer Stelle die Postverbindung Schleiz – Neustadt hergestellt. Später oder zugleich mit Schleiz – Gera bestand Schleiz – Pößneck – Saalfeld als Postlinie, die an Schleiz – Ziegenrück eine Parallellinie erhielt. Einen bedeutenden Teil

¹² Gemeint sind hier die 1860er Jahre

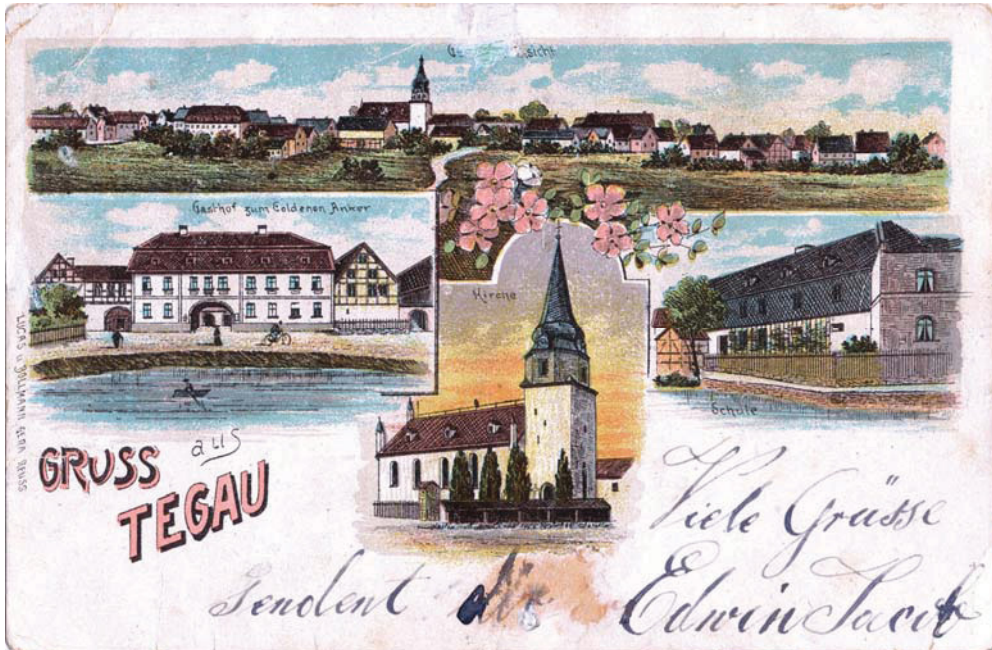
des Gepäckverkehrs vermittelte auch der von Lobenstein nach Gera über Schleiz allwöchentlich fahrende Amtsbote (in Gera Ministerialbote genannt) Swoboda, der in Gera im „Roß“ ausspannte und den älteren Bewohnern als heiterer Mann bekannt war. Swoboda war Kandidat der Theologie, hatte ein gutes Examen gemacht und stattete seine Rede gern mit einem klassischen Zitat aus. Er besaß in Lobenstein ein großes Fuhrgeschäft. Diese Reise dauerte drei bis vier Tage, Hin- und Rückweg und Aufenthalt eingerechnet.



„Ratskeller Gera. 400 Jahre ist es nun, da kneipten hier die Ahnen, was könnten wir nun anderes tun, als folgen ihren Bahnen.“ (Postkarte undatiert; Sammlung D. Ludwig)

Unter den verschiedenen Postfahrten von Schleiz aus war die längste nach Gera. Bei der nachfolgenden Schilderung einer solchen Fahrt vor 50 Jahren wird man die gute alte Zeit erkennen, aber wohl nicht zurück wünschen. Es fuhren verhältnismäßig wenige Leute auf der Post. Die Formalitäten des Einschreibens, des Gepäckeinlieferns usw. sind noch heute ähnliche, doch insofern verkürzt, als der Postschein nicht mehr auf die Person lautet und nicht wie der alte eine enggedruckte Quartseite voll Verhaltensregeln enthält. Vor 1837 war die Post ein altes, mit Stallungen und Schuppen, meist aus Holz, versehenes Gebäude am „Bassin“, dem jetzigen Neumarkt, in der Nähe des Zenkerschen Hauses. Der Postmeister war Herr Oelhey. Die Post wurde in den „Reußischen Hof“ (an Stelle des jetzigen Postamtsgebäudes) verlegt, jenes stattliche Haus, dessen Front die Wappen der Ritterschaft schmückten. Die Einfahrt von der Straße war etwas dunkel. Gegen 11 Uhr vormittags fuhr man unter dem Klange des Posthornes im schwerfälligen Wagen weg. Der Postmeister des Thurn- und Taxisschen Postamts, Herr Rat Kleinschmidt, später Herr Sübengut aus Lobenstein, wünschte „Glückliche Reise“; durch die

hohe Gasse, die damals besser hohle Gasse hieß, am „Sand“ vorbei, ging's die mit Vogelkirschenbäumen besetzte Straße hinauf, nach Oettersdorf. Bei der alten Schule war ein böser Fleck, eng, schmutzig; langsam schwankte der Wagen hinaus und erklimm die Höhe bei der Kalkleite, wo bei dem



Postkarte vor 1900; (Sammlung D. Ludwig)

Kalksteinbruch die Gebeine vieler Kämpfer aus dem Gefecht bei Schleiz 1806 aufgefunden worden sind. Dann ging's rasch auf der alten Straße an dem einsamen, einseitig mit Erlen eingefassten Teich vorüber, durchs krumme Tal nach der Rödersdorf-Tegauer Flur. Mit Mühe wurde die Höhe vor Tegau, deren Windmühle man schon von weitem sah, erreicht. Beim Tegauer Chausseehaus wurde das erste Mal gehalten, da brachte der alte H. Behr, eine würdige Patriarchengestalt, eine Flasche Schleizer Bier (der letzte gute Tropfen bis Gera). Hier am Waldessaum waren die Herren Landpastoren von der Nachbarschaft in der Kegelschublaube eben eingetroffen und rauchten ihre lange Pfeife. Durch Krölpä und Muntscha ging es eilig. Unter dem Klang des Posthorns fuhr man in die großherzoglich-sachsen-weimarische Stadt Auma hin; am Markt wurde gehalten und die Post expediert. Wer da wollte, konnte ein Viertelstündchen verweilen, und war es gerade Vogelschießen, so konnte man den Herrn Posthalter und Löwenwirt als Schützenhauptmann in Uniform sehen. Von Auma bis Braunsdorf war eine gewaltige Höhe zu überwinden, aber dann flog man auf herrlicher, von Obstbäumen geränderter Straße nach Mittelpöllnitz hinab, wo in einem großen Gute die Posthalterei war und frische Pferde vorgespannt wurden.

Mit neuen Kräften und auf ebener Straße fuhr man an Porstendorf und Struth vorüber nach GroÙebersdorf. Durch schattigen Wald erreicht man den hochgelegenen Gasthof zur Hohen Reuth, wo gewöhnlich die von Gera kommende Post mit der Schleizer zusammentraf und manchmal die Pferde gewechselt wurden. Der „Schwager“ gönnt hier gerne seinen Tieren etwas Ruhe und sich einen „Korn“, und waren die Passagiere mit diesem neuen Aufenthalte nicht einverstanden, so erklärte der edle „Postheinrich“ vielleicht, „es sei ein Strickle gerissen“.



Gasthof Hohen Reuth.

Postkarte undatiert

Im schnellsten Lauf der Rosse wurde Weißig und Dürrenebersdorf erreicht, und nun ging es auf herrlicher, schattiger Straße dem lieblichen Elstertale zu, dessen Hauptstadt um 6 oder 7 Uhr abends erreicht wurde. In der Heinrichstraße war das Posthaus und man hatte, wollte man im „Grünbaum“, „Bären“, „Weintraube“, „Sonne“ oder „Roß“ übernachten, immerhin noch einen Weg zu machen und, wenn nicht gerade ein Hausknecht aus einem dieser Gasthöfe zur Stelle war, sein Handgepäck durch die Straßen zu tragen.

Heute ist's freilich schöner, weil bequemer nach Gera zu reisen, wenn auch die Eisenbahn einen großen Umweg macht.

Aber eine Postfahrt in alter Zeit hatte für den, welcher bei gutem Wetter beim Postillion auf dem Bock saß, viele Reize aus den freigiebigen Händen der Natur. Wie wird man nach 50 Jahren überhaupt reisen und auf welchen Wege nach Gera?

Literatur: Schleizer Wochenblatt 1888 Nr. 4

ZEUNER, MAX: Unsere Heimat / Gera 1914

„Fettgusche“, „Freß- und Saufgäre“

...

Doch mir, dem Zugereisten, lässt's keine Ruhe, und so schlage ich beim Sprachforscher Heinz Rosenkranz von der Jenaer Uni nach:

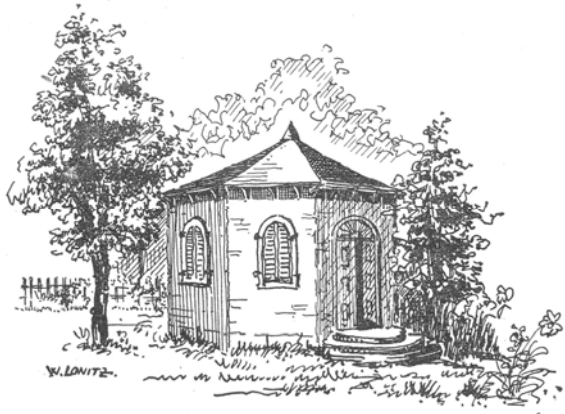
Das ehemalige Fürstentum Reuß jüngere Linie bestand aus zwei Landesteilen, dem „Unterland“ rings um Gera und dem weit ärmeren Landesteil um Schleiz, dem „reußischen Oberland“. Innerhalb des besser gestellten Unterlandes zeichnete sich die Hauptstadt Gera dadurch aus, dass durch Ansiedlung von fremden Tuchmachern die Weberei in der Stadt einen wohlhabenden Handwerkerstand hatte entstehen lassen, der sich eine gute Ernährung leisten konnte. Möglicherweise ist der Spottname „Fettgusche“ in den nahen Holzlanddörfern entstanden, wo der karge Waldboden die wachsende Einwohnerzahl nicht zu ernähren vermochte. Auch die Ortsnecknamen „Freßgäre“ und „Saufgäre“ deuten auf das städtische Wohlleben hin. Schließlich kommt dazu noch die Rede von der „Ger'schen Krankheit“, deren Symptome folgendermaßen beschrieben werden:

„Essen un Trinken schmeckt, eegol miede un bei der Orweit sticht's!“

Auch dieser Spott könnte aus dem Holzland stammen, denn gegenüber der schweren körperlichen Arbeit in Feld und Wald mag den Holzhändlern die Beschäftigung der Städter gar nicht als richtige „Arbeit“ erschienen sein.

SCHENKE, ANGELIKA & FRANK / MENCHÉN, GEORG: GERA (1987)

Wirklich typisch für Gera ist aber die *Gersche Fettbemme* – eine Brotscheibe (Bemme), bestrichen mit Schmalz. Die echten Geraer (*Gerschen*) werden ihretwegen auch „Gersche Fettguschen“ genannt. Eine Anspielung früherer Zeit, auf den meist leicht fettigen Rand um den Mund, der entsteht, wenn man herzhaft in die Bemme hineinbeißt. (WIKIPEDIA)



Gartenpavillon Greizer Straße 23
Aus: Jahrbuch der Denkmalpflege 1953



Nummer 28 — 1935

Verantw. Schriftleiter: Ernst Niemenshneider, Greiz

Greiz, 19. Dezember

Von einem Mord zweier Geraer in Berlin

Eine eigenartig geknüpft Schlinge entlarvt den Täter.

Man schrieb das Jahr 1735, als an einem Spätherbstmorgen die Nachricht von einer Mordtat mit dem Winde und die Wette durch die Straßen und Gassen Berlins eilte. – In einer kleinen Wohnung hatte man die Witwe Fuchs erhängt aufgefunden; eine schon ältere, für sich alleine und sehr zurückgezogen lebende Frau, die als Gichtelinnerin¹³ nur einigen Verkehr mit anderen Mitgliedern dieser religiösen Sekte zu unterhalten pflegte. Niemand aus der Nachbarschaft konnte sich einen Vers darauf machen, weshalb die alte Fuchsen selbst Hand an sich gelegt haben sollte; sie hatte keine leibliche Not gekannt, verfügte sogar über ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen, und Spuren von Lebensüberdruß oder religiösen Wahnsinn hatte man bei ihr auch nicht wahrgenommen ... Also – war die Witwe gar nicht freiwillig aus diesem Leben geschieden! Mussten dritte Personen ihre Hand in diesem Trauerspiel gehabt haben. – War sie ermordet worden ihres Geldes wegen? – Von wem? Womöglich hatten sogar Gichtelinner den Strick gedreht und den Kopf der Sektenschwester in die Schlinge gesteckt und diese dann zugezogen, bis ... Immer fieberhafter arbeitete die Phantasie der Volksmeinung, denn ein solcher Fall war damals selbst für Berlin noch etwas Ungewöhnliches. Die Zaungäste vor dem Fuchsschen Hause wichen und wankten nicht; selbst das Läuten der Mittagsglocken war nicht imstande, Bresche in die dichte Menschenmenge zu schlagen. Man ahnte Ungeheuerliches und wollte Gewissheit haben ...

Aber auch den Untersuchungsbehörden – den Polizeibeamten und Gerichtspersonen – gab dieser „Selbstmord“ zu raten auf. Denn umso mehr, als der Gerichtsarzt am Halse der Toten unzweifelhaft Würgmale festgestellt hatte, die von Menschhand herrührten ... Berlin war um eine traurige Sensation

¹³ Benannt nach **Johann Georg Gichtel** (* 4. oder 14. März 1638 in Regensburg; † 21. Januar 1710 in Amsterdam) war ein Mystiker und Spiritualist. (WIKIPEDIA)

reicher geworden: die Witwe Fuchs war von zunächst noch unbekannter Hand erwürgt und die Leiche dann zwecks Vortäuschung eines Selbstmordes am Bettpfosten aufgehängt worden ...

Auf der Suche nach dem mutmaßlichen Mörder stieß man bald auf die Tatsache, dass die Oberen der Gichtelinner es schon seit langem auf das Erbe der Fuchs abgesehen hatten; sie waren unzweideutig erbschleicherisch tätig gewesen, aber keinem der Sektenführer konnte auch nur im entferntesten die Mordtat nachgewiesen werden. – Dann lenkte sich der Verdacht der Täterschaft auf einen jungen Theologen. Gefänglich eingezogen und ins Verhör gebracht, beteuerte aber auch dieser immer aufs Neue seine Unschuld – bis die über ihn verhängten grausamen Folterqualen ein falsches Geständnis aus ihm herauspressten – lediglich abgelegt, um weitere unmenschliche Torturen zu entgehen.

Das weitere Schicksal des jungen Geistlichen schien schon so gut wie besiegelt, als eine völlig unerwartete Wendung der Dinge eintrat. Ganz zufällig machte nämlich der Berliner Scharfrichter die Entdeckung, dass die Schlinge, die um den Hals der Ermordeten gelegen hatte, wegen ihrer typischen Eigenart offenbar von einem seiner Standesgenossen geknüpft worden sei. Man ging auch diesem Fingerzeig noch nach und konnte sehr rasch feststellen, dass zur Verwandtschaft der Witwe Fuchs zwei in Gera wohnhafte Neffen, namens Müller, gehörten, die ihr Brot als Scharfrichterknechte verdienten. Auf Ansuchen hin lieferte der regierende Graf Reuß die beiden Brüder nach Berlin aus, wo sie in scharfe Untersuchung genommen wurden. Nach anfänglichem hartnäckigen Leugnen haben sie dann zuerst einem Mitgefangenen – dem seines Dienstes enthobenen Prediger Waldmann – gegenüber die Mordtat eingestanden und ihr Geständnis auch an Gerichtsstelle wiederholt. Aus dem noch vorhandenen Protokoll geht u. a. hervor, dass die beiden Brüder von Gera nach Berlin gewandert waren zu dem Zweck, ihre Tante des zu erwartenden Erbes wegen zu ermorden, dass die Scharfrichterknechte des Nachts in die ihnen bekannte Wohnung eingedrungen waren, die Frau erwürgt hatten, und dass die Leiche dann von dem älteren Müller an einer von ihm dazu „kunstgerecht“ geknüpften Schlinge aufgehängt worden war.

Länger als anderthalb Jahre hat damals das Verfahren gegen die beiden Geraer Mordbuben gedauert. Es endete mit ihrer Verurteilung zum Tode, der ihnen Anfang 1737 auf öffentlicher Richtstätte gegeben worden ist ...

Dieser Prozess, in dessen Verlauf der junge Geistliche nur mit genauer Not einem Justizmord entgangen war, soll übrigens in erster Linie mit der Veranlassung zur Abschaffung der Folter in Preußen gegeben haben. W. F. Z.

Vergangenheit und Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 28-1935

PETER BOLL

***Gersche
Geschichten***



**Humorvolles und Besinnliches
aus Gera**

**Griff in die „Sprache“...
... oder fünf Minuten „Gersch“**

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant!“

So lässt Goethe seine Lustige Person im Vorspiel zum Faust sagen, und ich möchte die geflügelten Worte als Motto über diese Abhandlung setzen, denn auch ein Griff in unsere „Gersche Schbrache“ lohnt sich. Unter allen deutschen Mundarten ist sie eine der schwierigsten und schwerstverständlichen. Wir sind Thüringer, und unser Leid beginnt schon mit diesem Wort, das wir bis zum Grabe „midden weechen Deh“ sprechen werden. Es werde ooch nie von alleene harde wern wie jener Landgraf der Eiserne von Thüringen, dem der Ruhlaer Schmied sein „Landgraf, werde hart!“ ins Gewissen hämmerte, bis er gegen die Misswirtschaft der Volksbedrücker loszog.

Und dann ist auch gleich der dritte Buchstabe im Wort Thüringen, der Umlaut ü für unsere Gersche Zunge zu schwer. Wir sagen: Iewermud, ibbch, iewerzeichd, siesse, un nich emol bei'n hibschesden Sachen griechmer de Gusche rund: mer küssen nich, mer kissen, indem mer unsere Lefzen wie ä Gummiband breed ziehn. Wemmer nu schon elend midden Konsonanden oder Midlauden zu wärchen ham, midden Vogalen oder Selbslauden simmer glei gans in'n Eemer. A reenes A gibt's bei uns iewerhaud nich, heechsdens wemmer beim Halsschbezielidsen sin, dar uns in'n Rachen guggd u schbrichd: „Saachense mal laud Ah!“ nocherd machmersch vor lauder Angsd richdch.

Awer sonst bleibd bei uns ä Hase ä Hose und 'ne Radewelle 'ne Rodewalle. Das is amdlisch. Und auch sonst kennt sich kein Bein mehr aus bei der grauenhaften Verstümmelung der Vokale.

Einige Beispiele: „Du'n Kupp wag, suns wird 'ne Mundfinserdernis! Ä darrer Hohn wird ni glei fadd. Idze aß'ch. Leb wuhl! Dr Woochen schdiehd in'n Dragge“ und so weiter.

Da hilft keine Grammatik der Welt, das kann man nicht lernen, das fliegt einem nicht zu, das muss „drinne schdagge“. Irgendetwas Urur-Gersches muss dir im Blute sitzen, und du musst sozusagen aus fernen längstverblichenen Jahrhunderten heraus kichern hören bis in die verfeinerten Nervenstränge deiner überzüchteten Spätlingsmaschinerie.

Der „Draasch“ geht aber erst recht los, wenn du auf Gersch Gedanken zu Papier bringen willst. So oft ich's auch tue, regt sich der eine Teil der Leser auf, weil's „su gemeene“ klingt, der andere meint, es heeßd nich eso, sonders esu, und der gequälte Setzer stöhnt über die unerhörte Zumutung, den ganzen vermanschten Buchstabenmist tropfenweise auf der Linotype (Setzmaschine - d. Herausgeber) in Blei pressen zu müssen.

Denn sprechen kann unsere Sprache jeder Vollblutgersche, aber schreiben kee Luder. Deshalb haben alle professoralen Erörterungen über „Gersche Ordegrofië“ ooch gor keen' Sinn. In Brotterode spricht man anders als in Eisenberg und in Jäne anders als in Gera. Dennoch sind wir alle eine Rasse.

Es war einmal ein Freund aus Dresden bei mir zu Gast, und wir hatten uns auf einem Spaziergang in der Umgebung grannadsch verloofen. Da fragte ich eine alte Frau auf dem Felde in Gerscher Mundart, wie wir nach Dingsda kämen, un da schbrach de Gude fer mich, wie folchd:

**„Do giehse'n Dinge grode nunger un do kimmse an'n
Däch un do schdiehd ä Wachwäser, un do kennse nimmeh
ärre gieh“.**

Mein Freund lauschte der ihm unverständlichen Unterhaltung atemlos, fragte mich, was das für eine Sprache sei, und meinte, es hätte geklungen, wie wenn Möpse niesen.

Damit sind die Besonderheiten unserer Sprache aber noch nicht erschöpft. Wie der Sachse sein „niwohr“ und der Hamburger sein „nöch“, so hängen wir manchem Satz ein „galle“ an, dem auch oft noch ein kleines aufmunderndes „he“ folgt. Dieses kleine „galle“ hat weder mit der „großen Galle“ noch „midden Kleengalle“ etwas zu tun.

Die meisten Sätze beginnen bei uns mit dem Worte „Mensch“, das auch hie und da ins zoologische, aber nicht böse gemeinte „Hund“ abgeleitet. Überhaupt sind aus dem Tierreich entlehnte Kosenamen wie „Brummochse“ oder „Sau“ sehr beliebt und spielen bei ernsten oder heiteren Auseinandersetzungen eine gewichtige Rolle. Auch „Nappsülze“ oder „Nieselpriem“ werden in der familiären Umgangssprache gern angewandt.

Mit gewissen Verhältnisworten leben viele Gersche ständig auf Kriegsfuß, siehe die Präposition „zu“, die geflissentlich vermieden wird. „Komm zu Vater und zu mir!“ ist einwandfreies Hochdeutsch. „Kimm bei’ n Baba un bei mich!“ astreeenes Gersch. Statt „Berta sagte zu mir“ wird es stets heißen: „Berda schbrach fer mich.“

Mit den persönlichen Fürwörtern schleifts auch elend. Die Form „Ihnen“ ist ganz verpönt wird durch „Sie“ ersetzt: „Ich hob Sie’s glei gesoocht“ oder: „Wos ossens bluß mit sie lus?“ Das betonte „wir“ heißt „mir“, das unbetonte „mer“. „Mir missen’s che wisse!“ „Fohrmer? - Quatsch, mer loofen!“

Ich und du bekommen, wenn sie alleine stehen, schalkhafterweise ein „e“ hintern angehängt: „Iche? - Nee, due!“ „Iche“ mit Ausrufezeichen und Ton auf der zweiten Silbe heißt hingegen soviel wie „auch was, lieber gar!“ Auch Eigenschafts-, Haupt- und Zeitwörter kriegen ein „e“ als Schwanz angehängt: „Mir is ganz doddende.“ Oder „Baula schdande midder Großmudder uff n Heenbarche“ (Hainberg). Die Nennform des Zeitwortes wird am Satzschluss um das „n“ gekürzt: „Loß mich mol lagge!“ (lecken). - „Du mich nich hagge“ (hacken - betrügen) usw. Gang und gäbe ist die doppelte Verneinung: „Ich mach’ mer suns aus nischd nich, ower Fisch, ei ju, den du ich asse!“ Nur in der Befehlsform unterbleibt sie: „Mensch, mach keen’ Ruß, mer schwebbern noch een’!“ Das Tätigkeitswort „machen“ wird auch für gehen, laufen und fahren angewendet. Ein echter Gerscher „machd“ nach jeder Richtung hin: rachds, links, grodeaus, n’Ding nei, riewer, niewer, ruff und runner, vor und zerigge, nach Kedschenbrude oder uff Leibzsch. In der Konjugation gibt es auch schwere Verstöße, Beispiel: Rufe, rief, gerufen. Uff Gersch: Rufe. Rufe, gerufd, „do rufde dr Meesder: Uddo, hul emol ‘s Ufenruhr!“

In der Deklination gibt es keinen Dativ, nur den Akkusativ: „Wän is’n där Hund?“ (Wem gehört der Hund?)

Ich will euch nicht weiter grammatikalisch quälen und nur noch sagen, dass es eine Unzahl Gerscher Ausdrücke gibt, die in keine Sprache der Welt zu übersetzen sind, wie zum Beispiel: gehen, reefen, faggen, quaddern, kusen,

babsen, nengern, nifdeln, nuddeln, schwalben, schebbbern, soggen, binschern, diechern, uhrschen, behumsen und vergaggeiern.

Bildet euch zum Schluss noch selber Sätze aus folgenden Worten: Lätsch, äbs, Nischel, Kerbs, Grieb, Morks, Lumich, Quaddrich und so weiter und sorgt dafür, dass eure Nachkommenschaft noch nebenbei ein anständiges Hochdeutsch lernt, denn mit Gersch allein ist auf dem Erdball schlechtes Fortkommen.

Immerhin werden sich an den entlegensten Orten vom Nordkap bis zur Sahara Gersche zuerst an der Sprache wiedererkennen, und sowie sich ein zartes Mündchen auftut und ein gerührtes „Och, ihr Hunne!“ ertönt, weiß man, was die Glocke geschlagen hat.

BOLL, PETER: Gersche Geschichten (Herausgeber: R. Schubert)

Mir Gerschen

Mer ham ne wunnerscheene
Schbrache,
Än eenzardchen Diäleggd,
Dar von Gruss-Gere un Kleen-Ache
sich dorch das ganze Land
erschdreggd.

Mer ham ooch elend Karde Keppe
Un noch viel merre weeche Deh,
De grusse Gusche uder Bebbe
Is unser Schdolz un Renomme.

De Werschde un de grienen Kliesse,
Die machmer hier nadurgedrei,
Un unsern Mädeln kimmd an Siesse
Kee anneres Gemiese glei.

Humor bringd uns schdäds uff de
Beene,
Dan lassmer uns ooch nich
verdrem,
Un wärsch'ch nich kann an uns
gewehne,
Dar dumme Hund dar lässt's ähm
bleim!

BOLL, PETER: Gersche Geschichten
(Herausgeber: R. Schubert)



Das Geraer Rathaus
Aus: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und
ihrer nächsten Umgebung



Der Pohlitzer Meteorsteinfall von 1819

In früheren Zeiten hinterließen bestimmte Himmelserscheinungen, wie Kometen, Sternschnuppen, Meteorsteinfälle, Finsternisse oder Nordlicht, einen weitaus stärkeren Eindruck in den Gemütern der Menschen als heute. Meist wurde das Auftreten solcher Vorgänge am Himmel als Ankündigung besonderer Vorkommnisse oder schwerer Zeiten gedeutet, in denen Krieg, Hunger, Krankheit und Not das Regiment führten. So schrieb z. B. der Bürgermeister des Nachbarortes von Pohlitz im Jahre

1745 in die Chronik: „Im Januar und Februar ist am Himmel gegen Abend ein großer Kometstern gesehen worden. Darauf war viel Krieg in Flandern, in England, in Schlesien, auch sogar in unserem geliebten Vaterland; unweit Dresden war eine große Schlacht zwischen Preußen und Sachsen, wobei Preußen verlor.“ Und nur 23 Jahre später heißt es dort wiederum: „Am 5. Dezember 1768 abends nach 5.00 Uhr zeigte sich am Horizont ein Phänomen, dass der Himmel gegen Südosten ganz blutrot wurde und in denselben sich weiße Streifen hineinzogen.

Erst nach 10.00 Uhr abends nahm die Röte ein Ende, es wurde aber darauf der Himmel so weiß und hell, als



wenn Mondschein wäre. Im August, bis zum September, zeigte sich am Horizont ein schrecklicher Kometstern. Er ging des Nachts um 1 Uhr auf und nahm seinen Lauf von Osten gegen Süden.“ Gleich zwei Jahre später steht erneut vermerkt: „Anno 1770, den 18. Januarii abends um 6 Uhr, wurde der Horizont von Mitternachts her bludroth mit weißen Streifen und dauerte wechselweise biß früh um 3 Uhr. Gott laße es einen Bußwecker seyn und sey uns gnädig um Jesu Christi willen.“

Nun beobachteten
Mitter-
am
eine



auch am 12. Oktober 1819 gegen die nachtsstunde zu einige Leute bei Bad Köstritz Nordwesthimmel ein Nordlicht, aus dem sich große Sternschnuppe löste. Acht Stunden später, am 13. Oktober zwischen 7 und 8 Uhr morgens, ereignete sich dann jener Meteorsteinfall, der mit einem Schlage den kleinen Ort Pohlitz in der Gelehrtenwelt — und darüber hinaus — berühmt machte. An diesem Morgen lagerte ein starker Nebel im Elstertale, und es herrschte Windstille, als plötzlich unheimliche Geräusche und ein heftiger Knall ertönten, was man damals bis ins Saaletal hinüber wahrnahm! Die Schilderungen über das Phänomen gingen recht weit auseinander; einige Leute meinten, es sei wie Glockengeläut gewesen, andere glaubten, entfernten Gesang oder auch sogar Orgeltöne vernommen zu haben. Ebenso wiesen die Zeitangaben über die Dauer Schwankungen zwischen einer Minute und sieben Minuten auf. Lediglich 100 Schritt von der Einschlagstelle des Meteoriten entfernt befand sich zu diesem Zeitpunkt der Kaufmann Ferdinand Fürbringer, der den fürchterlichen Knall aus erster Hand bekam und mit dem mehrerer in Tätigkeit gesetzter 24pfündiger Kanonen verglich. Dann sei ein donnerähnliches Getöse gefolgt, das rasch näher zu kommen schien, und danach sogleich ein singendes Geräusch und „ein dumpfes Sausen und Knistern, als wenn sich ein gewaltiger Sturm gegen einen Eichwald anlegt“. Am Ende hörte er etwas auf die Erde aufschlagen, „wie wenn ein Stein mit seiner breiten Fläche in einen Teich fällt“, und sogleich ein Zischen, „als würde ein Stück glühendes Eisen in Wasser gelöscht“. Niemand aber hatte etwas von dieser Erscheinung gesehen, daran mag der dichte Nebel schuld gewesen sein.

Zwei Tage später ging der Gutsbesitzer Johann Gottlieb Rothe aus Pohlitz auf sein Feld, welches nördlich des Haingrabens und nordöstlich von der Stelle lag, wo sich heute die Chemische Fabrik Heinrichshall befindet. Als er zu dem Grundstück kam, das er zwei Wochen vorher mit Roggen bestellt hatte, sah er zu seinem großen Erstaunen „eine ziemlich runde Stelle von etwas über einem Meter Durchmesser, an welcher der magere, sandige Lehmboden frisch aufgewühlt und wie gesiebt erschien. Mitten darin befand sich ein Loch von nur etwas über einen Viertelmeter Tiefe und von einer oberen Weite von ungefähr

einem halben Meter, um das die Erde wallförmig aufgeworfen war. Hier lag der Meteorstein! Seine obere Seite war sichtbar und nicht mit Erdreich bedeckt.“

Dem Landwirt fuhr ein eisiger Schrecken durch die Glieder, denn er vermutete einen Spuk oder Teufelszauber. Er eilte zum Pohlitzer Amtsschulzen Behr und berichtete das Geschaute. Der Dorfschulze rief sogleich einige wackere Pohlitzer Bürger zu sich und ging mit ihnen zur Lokalbesichtigung auf das Kornfeld hinaus, nahm auch den 7 Pfund schweren und 14 cm langen eiförmigen Stein, der ganz von schwarzer Kruste überzogen war, mit in seine Wohnung.

Rasch verbreitete sich die Kunde von dem Fund. Johann Gottlieb Rothe, dem ja das Besitzrecht zustand, genehmigte, dass einzelne kleinere Stücke von dem Stein abgeschlagen wurden, so vom Jäger Jänecke in Roben, von Hofrat Dr. Schott in Köstritz und vom Kaufmann und Mineraliensammler Laspe in Gera, der sich auch das Vorkaufsrecht am ganzen Stein von Rothe erwarb. Das Geraer Konsistorium bot aber gar bald dem Gutsbesitzer 100 Meißnische Gulden - das waren 275 Mark im damaligen Wert! — für den Stein; und ohne Laspe zu fragen, verkaufte J. G. Rothe das wertvolle Fundstück, das noch 5 Pfund und 15 Gramm wog, an die preußische Regierung. Das führte zu einem Gerichtsprozess zwischen den Herren Laspe und Rothe, den letzterer verlor. Der Kaufmann Laspe durfte sogar das abgeschlagene 450 g schwere Stück behalten, und der Landwirt Rothe musste die Gerichtskosten tragen, die fast den gesamten Erlös aus dem Meteorsteine aufzehrten. Darüber wurde Gottlieb Rothe kränklich und starb bald darauf. Der „Teufelsstein“ aber, der seinem Besitzer wirklich Unglück gebracht hatte, landete dann im Städtischen Museum in Gera, aber nicht, ohne dass er noch um einige Stücke verkleinert worden wäre, bis er schließlich nur noch 2 Pfund und 402 g gewichtig war. - Für 1 Gramm des Steines zahlte man 1846 65 Pfennig! Weitere Teile wurden nach Wien und Bonn verkauft, so dass sich heute schließlich nur mehr 443,2 g in der Geraer Landessammlung befinden. Man zeigt dort auch 114 Laubsägen, mit denen man 1896 in 17 Stunden das damals gerade noch 1 Pfund und 244 Gramm schwere Stück durchsägte. — Der Kaufmann Laspe veräußerte sein Handstück ebenfalls, und zwar an das Kaiserliche und Königliche Hofmineralienkabinett in Wien. So kam es, dass der Meteorit, in viele, viele Teile und Stückchen zerlegt, in fast ganz Europa von sich reden machte.

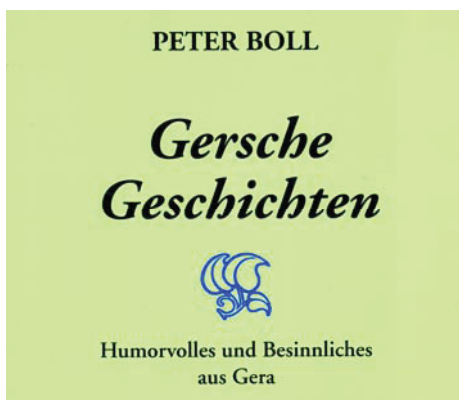
Durch die Zerstückelung und das Zersägen lernte man auch das Innere des Meteorsteins kennen. Es soll Verwandtschaft zum Trachyt haben und eine gewisse Abwechslung in der Struktur zeigen; metallglänzende, kristallähnliche Körper und zwei fast parallel laufende schwärzliche Adern befinden sich in der Masse, die dem Baugestein des Kölner Domes ähnlich ist (Schilfsandstein). Nach dem Fachmann Wülfing muss man diesen Pohlitzer Meteoriten zur Gruppe der weißen geaderten Chondrite rechnen. Die äußere schwarze Schmelzkruste erhielt der Brocken ganz zweifellos beim Durchsauen der Erdatmosphäre. Eine genaue chemische Analyse des Steines wurde sogar noch

im Jahre 1819 von Strohmayer in Göttingen ausgeführt, und dabei ergaben sich für die Zusammensetzung des Meteoriten folgende Teile: „17,48 Eisen, 1,36 reines Nickel, 38,05 Kieselsäure, 29,93 Magnesiumoxyd, 4,89 Eisenoxydul, ferner Bruchteile von Schwefel, Aluminiumoxyd, Mangan- und Chromoxydul“. Anders aufgerechnet, bestand der Stein zu 14,81% aus Nickeleisen, zu 6,74% aus Schwefeleisen und zu 77,63% aus diversen Silikaten. In den Aufzeichnungen heißt es schließlich weiter: „Hieraus geht hervor, dass dieser Meteorstein kein Element enthält, das nicht auf der Erde vorkäme, und so eröffnet gerade dieser Fund der Heimat einen Einblick in die Wunderwelt anderer Himmelskörper.“

Was wir heute von diesen kosmischen Vorgängen wissen, war damals natürlich noch keineswegs selbstverständlich; doch kann man andererseits erkennen, dass im 19. Jahrhundert schon nicht mehr jene „Teufelerscheinung“ das Primat an der Sache hatte, sondern die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und die wirtschaftliche Seite. Noch einige Jahrhunderte vorher wäre der vom Himmel gefallene Stein ganz anders in das Leben der davon Betroffenen getreten. Man weiß ja auch von entsprechenden religiösen Heiligtümern aus jenen älteren Zeiten viel zu berichten!

Zum Schluss möge eine kleine Episode, die lokal mit dem Pohlitzer Steinfall zu tun hat, nicht vorenthalten werden. Der bekannte Geraer Stadtarchivar Ernst Paul Kretschmer schreibt: „Einen falschen Meteoriten, auf der Höhe zwischen Langenberg und Roben gefunden — es war eine Schlacke der Chemischen Fabrik —, zeigte man monatelang vor dem Kriege (dem ersten Weltkrieg — d. Verf.) als echten Meteorstein im Gasthaus zu Rusitz. Der Verfasser dieser Ortsgeschichte hätte beinahe Prügel im Dorfe erwischt, als er es wagte, von vornherein die Echtheit dieses ‚Meteoriten‘ zu bezweifeln.“ Man sieht: Exakte wissenschaftliche Einsichten waren auch damals noch nicht überall gefragt, wenn die wirtschaftliche Seite darunter hätte leiden sollen! Jochem Nietzold

Thüringer Heimatkalender 1962



Gersches Schnärzchen

Ort der Handlung: Hauptbahnhof Gera. Eine Frau kommt an die Sperre mit ihrem Jungen, der Hosen trägt, die offensichtlich zu groß für ihn sind. „Ihre Fahrkarten, bitte!“ „Nur eine? Wie alt ist der Junge?“ „Vier Jahr, Herr Kundrullör!“ „Ist das Ihr Ernst“ - „Nee, dos ist der Emihl, dar hot norn'n Arnst seene Husen on.“

PETER BOLL: Gersche Geschichten



Einzigiger privater Bushersteller der DDR

Die Geraer Karosserie- und Fahrzeugfabrik Fritz Fleischer war der einzige private Hersteller von Omnibussen in der DDR, der in nennenswerten Stückzahlen Reisebusse und Linienbusse herstellte. Ab den 1960er-Jahren wurden die neu gebauten Fahrzeuge als Reparaturumbauten alter Busse deklariert, da entsprechend der Festlegung innerhalb des RGW Omnibusse nur aus Ungarn bezogen werden durften. Die IKARUS Karosserie- und Fahrzeugwerke Budapest lieferten jedoch ca. 700 Reisebusse pro Jahr weniger als in der DDR benötigt wurden und ca. 1000 Fahrzeuge pro Jahr weniger als bestellt.

Bis zum Ende der 1960er-Jahre konnten die Neuentwicklungen von Fritz Fleischer durchaus mit Produkten westlicher Herkunft verglichen werden, obwohl die Entwicklungsarbeiten und die Produktion oft unter äußerst schwierigen Bedingungen zu bewältigen waren.

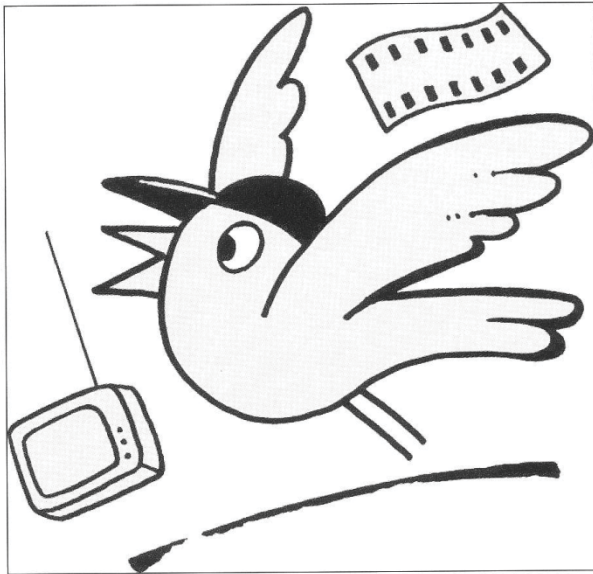


Fleischer-Omnibus aus dem Jahre 1968

Als Privatbetrieb, oft von der Materialversorgung abgeschnitten, wurde Fritz Fleischer einmal sogar für einige Monate inhaftiert. Fleischer-Linienbusse wurden auch im öffentlichen Nahverkehr in Berlin und Gera eingesetzt.

In der letzten großen Verstaatlichungswelle wurde die Firma 1972 enteignet. Nach der Wende in der DDR wickelte die Treuhandanstalt die Firma ab und verkaufte sie. Die Produktion von Fleischer-Bussen wurde schließlich eingestellt und das Unternehmen geschlossen.

Goldener Spatz — zuerst in Gera



Spatzen gibt es überall auf der Welt, doch einen Goldenen Spatzen gab es bis vor einigen Jahren nur in Gera, mittlerweile auch in Erfurt. Sein Nest aber hat er in Gera. 1979 erblickte der Vogel das Licht der Welt. Das erste Kinderfilmfestival unter dem Namen „Nationales Festival Goldener Spatz für Kinderfilme der DDR in Kino und Fernsehen“ wurde alle zwei Jahre durchgeführt. Das Symbol dafür, das dann auch der Preis für die besten Film- und Fernsehprogramme war,

schuf der Geraer Grafiker und Illustrator **Rolf E Müller**.

SCHUBERT, REINHARD: Gera – Das gibt's nur bei uns!



Riesenstimmung in der „Ossel“

Pünktlich am 11.11., 11.11 Uhr, begann das Karnevalstreiben in der „Ossel“ (Ostvorstädtischen Turnhalle). Star des Abends war einmal Milo Barus, „der stärkste Mann der Welt“. Der im Eisenberger Mühlthal beheimatete Athlet schaffte es zum Beispiel, ein ausgewachsenes Pferd auf seinen Schultern zu tragen. Außerdem zog er einen Omnibus über eine längere Strecke und versetzte mit seinen Fähigkeiten sein Publikum immer wieder in Staunen.

Immerhin 2500 Geraer erschienen damals zur besagten Faschings-Fete, alle kostümiert. Man hatte keine Kosten und Mühen gescheut und

bekannte Künstler aus Funk und Fernsehen eingeladen, so **Heinz Quermann**, **Fred Froberg** und **Brigitte Rabald**.

Mit den Jahren allerdings erschienen die Karnevalisten den Kultur-Oberen zunehmend suspekt, sodass man meinte, das Programm der Karnevalisten kontrollieren zu müssen, bevor es zur Aufführung kam. Im Ergebnis dessen nahmen die Laune der Karnevalisten und der Ansturm der Besucher von Jahr zu Jahr ab, bis man irgendwann gar nicht mehr öffentlich feierte.

SCHUBERT, REINHARD: Weißt du noch? Zum Feiern gingen wir in die „Clara“!

„Oben ohne“ in der „Clara“

Als legendär galt später der EKC-Fasching. 1977 startete der neu gegründete EKC (Erster Karneval-Club 77) nämlich einen neuen Versuch mit durchschlagendem Erfolg. Die Besucherzahl nahm von Jahr zu Jahr zu, die einzelnen Sitzungen mussten mehrmals wiederholt werden, um dem Ansturm der Gäste wenigstens einigermaßen gerecht werden zu können. Veranstaltungsort war übrigens das Klubhaus „Clara Zetkin“ — für die Geraer hieß es kürzer:

„Wir gehen in die ‚Clara‘!“



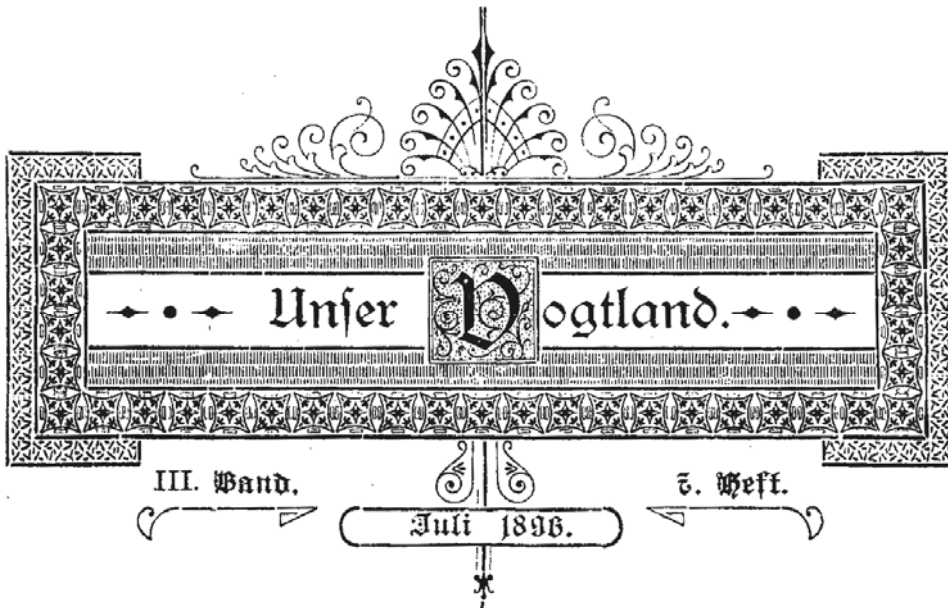
Mit wachem Auge verfolgten die kommunalen Kulturpolitiker das karnevalistische Treiben. Politische Wachsamkeit verbanden sie mit Prüderie. Als die Närinnen und Narren eine große Muschel auf die Bühne brachten und sich die Schalen öffneten, entstieg eine Schönheit mit einem „Oben-ohne-Kostüm“. Das war nun wirklich gegen die sozialistische Moral!

SCHUBERT, REINHARD: Weißt du noch? Zum Feiern gingen wir in die „Clara“!



Am alten Mühlgraben.

Zeichnung von Hanna Schlüter.



Das Fürstliche Gymnasium zu Gera,

das 1608 eine vollständige Umgestaltung erhielt gegenüber der schon vorher für die damaligen Zeiten nicht ganz unbedeutlichen Schule, hatte eine äußerst vorzügliche Organisation aufzuweisen. Vor der Stiftung des Gymnasiums gab es Rectores, Cantores, Baccalaurei, deren Namen bis 1543 zurück ziemlich vollständig bekannt und erhalten sind. Das Gymnasium besaß a. Professoren der Theologie, des Rechts und der Physik, deren Stellen aber teilweise längere Zeit unbesetzt blieben (so die Professur des Rechts von 1617 - 1669, die der Physik von 1775 - 1799); b. Rectores und Conrectores, die als die zwei obern Schulkollegen bezeichnet werden und von 1743 ab in Directores und Professores übergingen; c. die drei mittleren Schulkollegen: Tertii, Figuralcantores, Choralcantores, von denen die beiden letzten von 1764 ab in Subconrectores et Quarti und Cantores (Fig. et chor. V) übergingen; d. die drei untern Schulkollegen oder Baccalauei: Sextus, Octavus: e. außerdem waren noch angestellt: Sprach-, Tanz- und Fecht- Schreib- und Rechenmeister.

Die Aufsicht führten in ökonomischer Beziehung die Schulprovisoren, die mit Einnahme und Ausgabe der Gelder zu tun hatten, die Rechnung darüber führten, die Hörsäle und Wohnungen der Lehrer im baulichen Wesen zu erhalten, auch bei Bauten und Reparaturen die Aufsicht zu führen hatten. Sie wurden früher unter die Zahl der Aufseher selbst mit aufgenommen.

Eine besondere Stellung nahmen die Aufseher oder Inspectores ein. Über sie sagt der Fundationsbrief: „Wir deputieren, hiermit zu Unsern Inspectorn und Visitatorn des ganzen Werks, jetzo und auf alle Unsere Nachkommen, stetig

zwo Personen, aus unserm Gerauischen Consistorio, nemlich eine geistliche und eine weltliche, dann von Unserer getreuen Ritterschaft dieser, und der Herrschaft Lobenstein und Saalburg, zweene von Adel, so bey Gera nahe gesessen, und sie selbst erwehlen mögen, und wegen der Städte, Gerau, Lobenstein und Saalburg, zweene aus dem Raths-Mittel allhier, so sie ebener Gestalt darzu am dienlichen zu seyn erachten und vorschlagen werden.“ Henricus Posthumus hatte dabei die Oberaufsicht selbst geführt und eigenhändig seinen Namen unterzeichnet. Die übrigen Inspektoren in der ersten Periode der Aufseher bis 1623 waren die jedesmaligen Superintendenten (Krüger, Glaser, Amelung), die weltlichen Sim. Reiske, Joh. Höckner, Euseb, Schenck, Barthol, Hörel; hierbei werden auch noch die Schulprovisoren aufgeführt.



*Gymnasium und Badertor von der Heinrichstraße aus gesehen.
Zeit um 1880.*

AUS: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung

Eine zweite Periode der Schulinspektoren bestimmt Zopfs Chronik S. 224, wo es heißt: „Wie wohl vom Anfange der Fundation solcher löblicher Landesschule alsbald gewisse Inspectores verordnet worden, so zu gewisser Zeit die Schule visitiren, examina anstellen, der Schulrechnung beywohnen, und andere Sachen mehr in Obacht nehmen sollten, die zu der Schulen Aufnahmen gereichen möchten: so ist doch von ob Hochgedachtem Fundatore A. 1619 von neuem eine Verordnung deswegen gemacht worden. Daß nemlich an Ihre Gnaden statt hinführo

der Superintendent zu Gera, ingleichen
der Hof- und Stadtmedicus selbiger Zeit D. Thomas Reinesius,
zum dritten Secretarius Bartholomäus Hörel; wegen der adligen
Ritterschaft

Chr. V. Eichicht zu Langenberg und
Gerhard v. Lüschwitz zu Zwötzen,
dann wegen der Städte Gera, Lobenstein und Saalburg
der Stadtschreiber damals Nic. Frölich

Inspectores feyn und bleiben sollten, wozu sie dann optima forma
confirmiret und bestätigt werden.“

Der Superintendent war M. Christoph Richter.

Reinesius blieb 9 Jahre lang in Gera, 1618 – 1627.

Von 1629 – 32 wird
auch der Hofprediger
Joh. Wolf Inspector
genannt, und, als
dieser zur Lobenstei-
ner Superintendentur
befördert worden war,
kam Christopg Reiske
an seine Stelle,
welcher zugleich für
mehrere Jahre, so wie
ebenffalls Nicol.
Frölich und Dr.
Andreas Kulpiß als
Schulprovisoren hier-
her zu rechnen sind.

Im Jahre 1635 ver-
fasste und vollzog
Heinrich Posthumus
die neue
Konsistorialordnung.

Nur kurze Zeit nach
dem Ableben des
Heinrich Posthumus
(3. Dezember 1635)
blieb die von ihm
getroffene Einrich-

tung. Die damaligen Mitglieder des Konsistoriums erlangten schon 1639 die
allgemeine Aufsicht nicht nur im wissenschaftlichen Fach, sondern überhaupt,
und dieses Vorrecht ward ihnen in der Landesteilung 1647 ausdrücklich
zugesichert. Deshalb nahmen sie jährlich im Beisein von ein paar Deputierten



*Brustbild des Heinrich Posthumus vom Jahre 1631
von Joh. Dobenecker, Gera.*

AUS: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten
Umgebung

aus der Ritterschaft und vom Stadtmagistrat, im Namen der hierher gehörigen Städte, die Rechnungen ab und bestätigten diese durch die Unterschrift dessen, der dabei das Direktorium führte. Die Namen sämtlicher Inspektoren sind von 1580 ab aufbewahrt und bekannt. Sie rangieren als: Präsident oder Vicepräsident (der Kanzler oder Vicekanzler), erster geistlicher Konsistorialassessor (der Superintendent), erster weltlicher Konsistorialassessor (der erste Hof- und Justizrat), zweiter weltlicher Konsistorialassessor (der zweite Hof- und Justizrat), zweiter Geistlicher Konsistorialassessor (Archidiakon, Hofprediger).

Hierdurch soll das verdienstvolle „Album der Lehrer und Schüler des Rutheneums zu Gera aus den Jahren 1608 bezüglich 1800 bis 1885“ vom Prof. Saupe, das beim Jubiläum der Anstalt im Jahre 1858 erschien, in etwas vervollständigt werden, da auch die Chronik Geras von Hahn hierüber nicht allenthalben Aufschluss gibt. Die Namen der Inspektoren sind hier weggelassen, da sie doch nicht allgemeineres Interesse bieten. Aber die ganze Organisation zeugt von scharfer Disposition und strenger Ordnung.

Geh. Regierungsrat K. Fischer, Gera.

Unser Vogtland (1897)

Strafe für einen Rauchbold.

Im Jahre 1780 brannte die gewerbthätige Stadt Sera fast vollständig nieder. Der Fürst des Landes Graf Heinrich XXX., vom Volke der „alte Dreißigste“ genannt, hatte alles aufgeboten, um zu retten, so viel möglich war, und er war, nachdem sogar die Feuerspritzen in den Straßen ein Raub der Flammen geworden, schließlich der Letzte, der die rauchenden Trümmer der Hauptstadt des Landes gesenkten Hauptes verließ. Der Verlust der Einwohner war deshalb so groß, weil keiner derselben versichert war. Die Stadt erstand aber bald wieder aus dem Brandschutte, denn zahlreiche Orte Deutschlands, sogar einige französische Städte hatten Gaben der Liebe geschickt. Heinrich selbst erwarb sich hohe Verdienste um den Wiederaufbau seiner Hauptstadt. Die Art der Entstehung des Feuers war nicht festzustellen. Der Anstiftung des Brandes verdächtig war ein junges Ehepaar, das am Tage des Brandes einen Schweinestall ausgeräuchert haben sollte. Das unglückliche Paar, dessen Unschuld sich später herausstellte, war gleich nach dem Brande mit Gewalt aus der schwer heimgesuchten Stadt von den erbitterten Bewohnern vertrieben worden.

Der Landesvater sann darauf, Maßregeln zu treffen, die eine Wiederkehr solchen Unglückes verhüten sollten, er verordnete daher strenge Gesetze über

den Umgang mit Licht, Feuer und Tabak. Das Tabakrauchen war auch innerhalb seines Residenzschlosses Osterstein durch Maueranschlag streng untersagt. Einst ließ nun der Regent im zweiten Schlosshofe ein Gebäude durch Maurer ausbessern. Unter den Maurergesellen befand sich einer, der leidenschaftlich gern Pfeife rauchte. Wohl kannte der Geselle das strenge Verbot des Schlossherrn, allein er nahm doch, als er glaubte, dass der Fürst



Das Schloßtor in der heutigen Johanniststraße, von Norden aus gesehen. Zeit um 1830.

AUS: KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung

beim Frühstück sitze, seine Pfeife vor und brannte sie an. Kaum hatte er einige Züge gethan, so erschien ein Diener des Fürsten, untersagte ihm das Rauchen und teilte ihm mit, dass er im Wiederholungsfalle zur Strafe auf die Schlosswache gebracht werden würde. Der Maurer ließ nun die Pfeife ausgehen. Als er aber um Mittag den gestrengen Landesvater bei der Tafel währte, wagte er es doch wieder, seine Pfeife in Brand zu setzen. Doch das Unglück wollte es, dass das wachsame Auge des Fürsten das frevelhafte Beginnen des Maurers wahrnahm. Mit Donnerstimme ward diesem das Rauchen verboten, und es erschienen auch sofort zwei bewaffnete Leute, die den Übelthäter nach der Schlosswache führten. Der Drang der Geschäfte brachte es mit sich, dass der fleißige Fürst des Gefangenen auf der Schlosswache vergaß. Erst nach zwei Wochen fiel ihm zu seinem nicht geringen Schrecken der gefangen-sitzende Rauchbold wieder ein. Heinrich war ein durchaus gerechter Herr und, so sehr er über die Erfüllung der Gesetze

wachte, wollte er doch niemandem Unrecht antun. In der Verlegenheit ließ er seinen Justizamtmann Sparsbrot rufen und teilte diesem die ihm höchst unangenehme Angelegenheit mit. „Raten Sie mir, lieber Justizamtmann, was hier zu thun ist. Seinen vollen Lohn muss natürlich der Arrestant haben, denn er hat für Frau und Kinder zu sorgen. Aber er hat nun in dieser Zeit seines Aufenthaltes auf der Schlosswache jedenfalls Not gelitten und seine Angehörigen nicht sehen können. Versuchen Sie, wie Sie den Mann beruhigen, die Strafe war für sein Vergehen zu hart!“

Der Justizamtmann hatte mit dem Maurer leichtes Verhandeln, denn nach einer früheren Verfügung des Grafen bekamen die auf der Schlosswache Untergebrachten die Abgänge von der gräflichen Tafel, dazu einige Krüge Bier - und außerdem hatte der Maurer in der Wachtstube gemütlich und ohne Störung seine Pfeife rauchen können. Da auch seine Familie von seinem Aufenthalte und seinem Wohlbefinden unterrichtet war, sein Wochenlohn aber voll ausgezahlt werden sollte, so musste der Gefangene gestehen, dass er es in seinem Leben noch nie so gut gehabt hatte. Die Kunde von der wiedererlangten Freiheit berührte ihn daher nicht angenehm und er fragte den Justizamtmann im vollen Ernste, ob es denn nicht angehe, dass er wenigstens noch eine Woche in dieser sorgenlosen Gefangenschaft bleiben könne! – H. Z. Gera

Unser Vogtland (1896)



Gersches Schnärzchen

In einem Geraer Krankenhaus kam aus dem Untersuchungszimmer des Chefarztes Dr. N. ein Mann, und eine erst einige Tage tätige Lernschwester fragte ihn: „Na, was ist mit Ihnen?“ Er antwortete: „Reench'n hot d'r Harr Dokter gemeent, ich soll mich osziehn“ – „Na, schön, da kommen Sie einmal mit.“ - Inzwischen wartete Dr. N. am Röntgengerät auf den

Patienten. Als es ihm zu lange dauert, ruft er die Stationsschwester und verlangt den Mann vor den Schirm. Der Patient aber blieb verschwunden. Man fand ihn bald. Er saß im Bad, die Lernschwester hatte ihn dort plaziert. „Reench'n“ hat der Chefarzt gesagt, und ausziehen sollte er sich“, wiederholt die junge Schwester, „und da habe ich ihm ein Reinigungsbad gegeben!“ fuhr sie fort. Da platzte der Stationsschwester heraus: „Röntgen, meine Liebe, hat der Doktor gemeint und nicht reinigen!“ Sauber erschien dann der biedere Gersche vor dem Bildschirm.

BOLL, PETER: Gersche Geschichten



Napoleon und sein Heer in Gera.

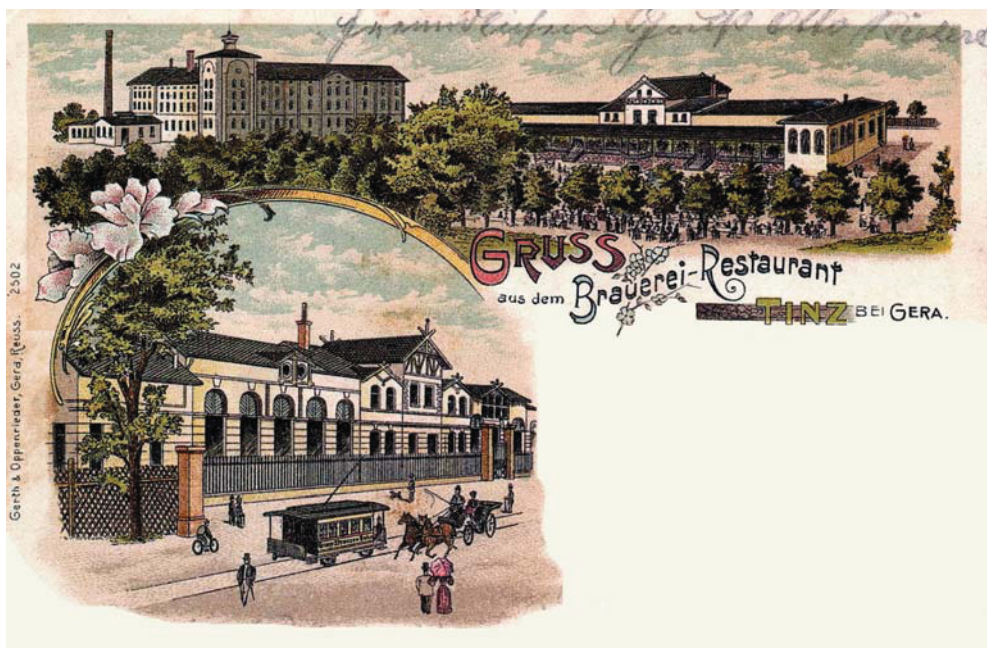
Die Tage vor der unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oktober des Jahres 1806 waren für den östlichen Teil Thüringens, besonders aber für die fürstlich reußischen Lande und deren Hauptstadt Gera eine Zeit schwerer Not und Bedrängnis. Schon vom 30. September bis 4. Oktober hatten die preußischen und

sächsischen Regimenter in bester Haltung und größter Siegeszuversicht dem Feinde entgegen ihren Weg durch die Stadt genommen; aber nun zauderte man plötzlich mit einem kühnen Vorgehen und blieb, die kostbarste Zeit verlierend, unentschlossen im Norden des Thüringer Waldes stehen.

Wie ganz anders wusste Napoleon für Krieg und Sieg zu rüsten! Noch im August schob er die Truppen des Rheinbundes bis an die Grenzen Thüringens heran, in den ersten Septembertagen erließ er sodann seine Marschbefehle an die große Armee, und nun eilte er mit gewohnter Schnelligkeit auf der Nürnberg- Leipziger Straße der feindlichen Grenze zu. Bereits am 9. Oktober, dem Tage der preußischen Kriegserklärung, erfolgte die erste Waffentat dieses für das Land Friedrichs des Großen so unheilvollen Krieges, indem Murat bei Saalburg den Übergang über die Saale erzwang, und tags darauf ereignete sich das blutige Gefecht bei Saalfeld, in welchem der edle, aber tollkühne Prinz Louis Ferdinand den Heldentod suchte und fand.

Leider sollte nun auch für das reußische Unterland der Schrecken des Krieges kommen, da Napoleon beschlossen hatte, den abziehenden Preußen in den Rücken zu fallen, indem er seine Marschälle über Gera hinaus nach Naumburg zu marschieren ließ. Am 10. Oktober verkündeten einige von preußischen Husaren in Gera gefangen eingebrachte Franzosen, dass bald das ganze Heer nachfolgen werde, und nun bemächtigte sich Angst und Sorge der gesamten Bewohnerschaft. Die Preußen, die noch vor der Stadt lagen und die beste Zeit zum Entkommen verpasst hatten, versuchten jetzt, ihre Bagage in Sicherheit zu bringen, doch wurde letztere schon nach wenigen Stunden eine willkommene Beute des Feindes. Bei dem Rufe: „Die Franzosen kommen!“ hatten die den Wochenmarkt besuchenden Landleute die Flucht ergriffen, wobei sie ihre Karren, Körbe und alles zum Verkauf gestellte Vieh herrenlos zurückließen. Bald rückten denn auch einzelne Reiter des ersten französischen Husarenregiments ein. Die Kaufläden wurden sofort geschlossen, und Totenstille herrschte auf den Straßen. Gegen 11 Uhr mittags kam der

Großherzog von Berg nebst Gefolge in der Stadt an und nahm sein Hauptquartier im fürstlichen Schloss am Johannisplatz, das damals von der Witwe des Fürsten Heinrich XXX. bewohnt wurde. Der Vorhut des französischen Heeres folgte das Bernadottesche Armeekorps. Alle Häuser füllten sich nun mit Soldaten; keins derselben, auch das kleinste nicht, hatte unter 20 Mann, während die größeren mit 100 und darüber belegt wurden. Was in der Stadt nicht untergebracht werden konnte, kam in die umliegenden Ortschaften oder schloss sich dem Lager zwischen den Dörfern Tinz und Langenberg an. Dass die Franzosen, obwohl sie sich in einem neutralen Lande befanden, nicht zum Besten hausten, geht aus den Berichten von Augenzeugen hinreichend hervor. Was sie aus den noch offen gebliebenen Verkaufsgewölben entnahmen, wurde selten bezahlt; daneben kamen Erpressungen und Schandtaten aller Art genug vor, ohne dass sich jemand zu beklagen wagte.



Ansichtspostkarte undatiert

Gegen 2 Uhr nachmittags kam Napoleon selbst nebst dem Marschall Berthier und großem Gefolge in Gera an. Der Kaiser, von seinen Truppen lebhaft begrüßt, ritt, ohne zunächst am fürstlichen Palais anzuhalten, durch die Stadt auf eine Anhöhe, den Galgenberg, von wo er die ganze Gegend einer genauen Beobachtung unterzog. Nach seiner Rückkehr in die Stadt stieg Napoleon auf einige Stunden im Hauptquartier des Großherzogs von Berg ab und entwarf hier im Kriegsrat mit seinen Generälen, den Plan zur Schlacht bei Jena. Schon gegen 6 Uhr abends fuhr der Kaiser in einer Postchaise¹⁴ und von ungefähr 50 Mann begleitet in sein Hauptquartier nach Auma zurück.

¹⁴ Postkutsche

Solange Napoleon in der Stadt weilte, zeigte sich noch etwas Zucht und Zurückhaltung in dem französischen Heere, das die Häuser und Straßen füllte; aber nun erreichte die Zügellosigkeit der Soldaten einen noch höheren Grad. Obgleich die Geraer im allgemeinen trotz der unsäglichen Drangsale freundlich und zuvorkommend gegen die lästigen Gäste waren, drangen diese doch in die Verkaufsläden ein, plünderten sie völlig aus und nahmen besonders Wertgegenstände, wie Uhren, Schmucksachen Geld usw. den gängigsten Bewohnern ab. Dazu kamen auch noch die im Freien lagernden Truppen in der Nacht in die Stadt und bedrückten, beraubten und misshandelten die Bürger in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Auf dem platten Lande ging der gesamte Viehstand verloren:

Das Federvieh wurde geschlachtet, während Pferde und Rinder hinweg getrieben und für wenige Taler wieder verkauft wurden. Aus den von den erschreckten Einwohnern verlassenen Bauernhäusern wurde alles tragbare Hausgerät hinaus in das Lager geschafft und verbrannt oder ruiniert. Überhaupt kam infolge dieses Durchzuges des französischen Heeres durch Gera ein solches Elend über Stadt und Land, dass ein Augenzeuge, Diakonus Klotz, in seiner Chronik darüber berichtet: „ein Attila und ein Tamerlan können mit ihren ungebildeten Heeren nicht mehr Unfug gemacht, nicht mehr Unglück angerichtet und Tränen ausgepresst haben, als dieser unbändige Soldatenschwarm.“

Am Sonntag, dem 12. Oktober, vier Uhr nachmittags, kam Napoleon wieder in der Stadt an und mit ihm die aus der Geschichte bekannte Kaisergarde. Er nahm diesmal sein Hauptquartier im Regierungsgebäude und zwar in der Wohnung des Kanzlers von Eychelberg. Hier schrieb Napoleon auch den berühmten Brief an den König von Preußen, in dem er unter anderem diesem sagte:

„Sie können mir glauben, ich habe eine solche Macht, dass alle die Ihrige den Sieg bei weitem nicht aufwiegen kann ... Ich werde zu Ew. Majestät die nämliche Sprache führen, wie zu dem Kaiser Alexander vor der Schlacht bei Austerlitz. Gebe der Himmel, dass verkaufte oder fanatisierte Menschen, die mehr Ihre und Ihres Reichs, als meine und meiner Nation Feinde sind, Ihnen nicht die nämlichen Ratschläge geben, um dasselbe Resultat herbeizuführen! ... Ew. Majestät werden überwunden werden. Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz zahlloser Untertanen ohne Vorwand auf Spiel gesetzt haben.“

Trotz der Anwesenheit des Kaisers in Gera und dem energischen Auftreten des wohlmeinenden Platzkommandanten Desnoyers war dieser 12. Oktober für die Bewohner noch entsetzlicher als der Tag vorher, da die Vorräte meist aufgezehrt waren und man daher die ungestüme Forderungen der Soldaten nur schwer erfüllen konnte. Besonders litten jetzt die dicht bei der Stadt gelegenen

Orte Untermaus und Kuba, wo Schand Szenen der schlimmsten Art vorkamen und z. B. von zwei französischen Soldaten eine herrschaftliche Kasse von 1 600 Laubtalern¹⁵ gestohlen wurde. Man kann sich leicht eine Vorstellung machen von der schweren Bedrängnis jener Tage, wenn man erfährt, dass am 12. Oktober ungefähr 100 000 französische Soldaten mit mehr als 140 Generälen in und um Gera lagen.



Napoleon zieht am 27. Oktober 1806 an der Spitze seiner Truppen in Berlin ein.
Historiengemälde von Charles Meynier, 1810 (WIKIPEDIA)

Die Sendung des kaiserlichen Ordonnanzoffiziers an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war erfolglos gewesen, und nun trat plötzlich eine Änderung ein: es wurde Generalmarsch geblasen. In fast fluchtartigem Abmarsch verließ Napoleon mit seinem Heer die Stadt und zog auf Jena zu, wo seine am weitesten vorgeschobenen Korps bereits den Preußen gegenüberstanden und in Gefahr gekommen sein würden, wenn er mit der Hauptarmee nicht schleunigst nachgerückt wäre. Vorher hatte noch der Kaiser auf Verwendung der Fürstin-Witwe Louise die von Stadt und Land geforderten unerschwinglichen Kriegslasten gestrichen und einen Platzkommandanten zum Schutze der Stadt auf längere Zeit zurückgelassen.

Am 14. Oktober hörten die Bewohner Geras, die sich erst nach und nach wieder auf die Straße wagten, den Kanonendonner der Schlacht bei Jena, in der das preußische Heer geschlagen wurde. S. Kollenberg, Gera.

Thüringen in Wort und Bild/ 2. Band

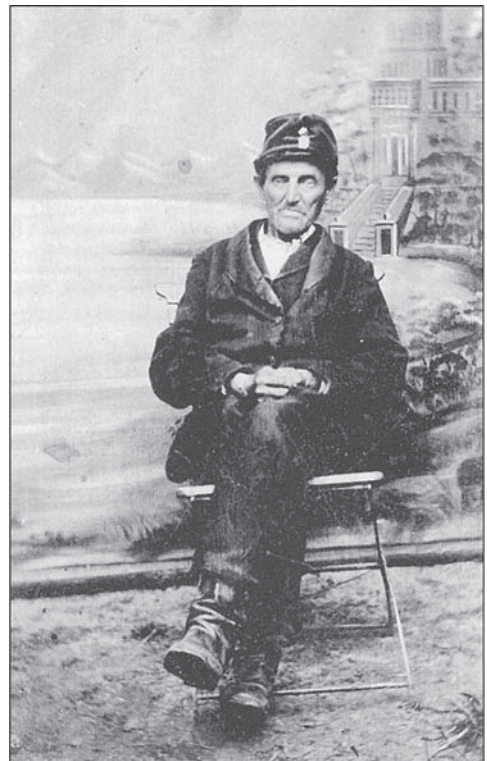
¹⁵ **Laubtaler**, auch Lorbeertaler genannt, war die deutsche Bezeichnung für das talergroße französische 6-Livre-Stück (Écu de six livres), das von etwa 1726 bis 1790 auch in Deutschland umlief. (WIKIPEDIA)

Geraer Originale von einst



„Membo“ (Foto: Stadtarchiv Gera)

Der „**Membo**“ war eines der bekanntesten Originale. „Membo“ bedeutete „Mama Brot“ (Mam Bo). Durch diesen Sprachfehler in früher Jugendzeit hatte er seinen Spitznamen für das ganze Leben weg. Wenn man ihn so rief, ohne ihm etwas zu schenken, erboste er sich gewaltig. Ein Geschenk bewirkte jedoch ohne weiteres seine völlige Beruhigung. Seine ganze Lebensaufgabe schien darin zu bestehen, die „Membo-Rufenden“ mit „Bankrotteur und Wechselfälscher“ zu beschimpfen und zu verfolgen, während er sich andererseits aus den Beruhigungs-Geschenken manch kleine Lebensgenüsse verschaffte.



„Linsenbarths Karl“ (Foto: Stadtarchiv Gera)

„**Linsenbarths Karl**“ war ein gelernter Uhrmacher und langjähriger Ratsuhrmacher. Die Straßenjungen der Stadt liefen ihm regelmäßig hinterher und fragten: „Karl, welche Zeit is es?“ Mit eben solcher Regelmäßigkeit antwortete er: „Dummes Luder, koof dir 'ne Uhr, da weeste, welche Zeit 's is!“ Karl Linsenbarth war später Mitglied der Kehrkolonne der Stadt.



„Niftel Näftel“ (Foto: Stadtarchiv Gera)

„**Niftel Näftel**“ fuhr fast täglich mit seinem Hund und einem Handwagen, Sägespäne verkaufend, durch die Stadt. Einmal zog er seinen Hund Sultan, ein anderes Mal Sultan seinen Herrn durch die Straßen. Die Geraer meinten noch zu seinen Lebzeiten, dass einmal auf seinem Grabstein stehen müsste: „Der Niftel Näftel ruhet hier, doch ach, wo ist sein treues Tier? Vereint im Leben und in Not, konnt' beide trennen nur der Tod!“ „Niftel Näftel“ wurde eines Tages im damaligen Steinbruch hinter der Ostschule tot aufgefunden.

Als „**Bimmelaugust**“ war August Pöhler aus der Webergasse jedem Einwohner bekannt. Er lief 25 Jahre „bimmelnd“ vor dem städtischen Aschewagen her. Nach seiner Pensionierung lebte er noch lange im städtischen Hospital.



„Bimmelaugust“ (Foto: Stadtarchiv Gera)



„Kriegs Gottlieb“ (Foto: Stadtarchiv Gera)

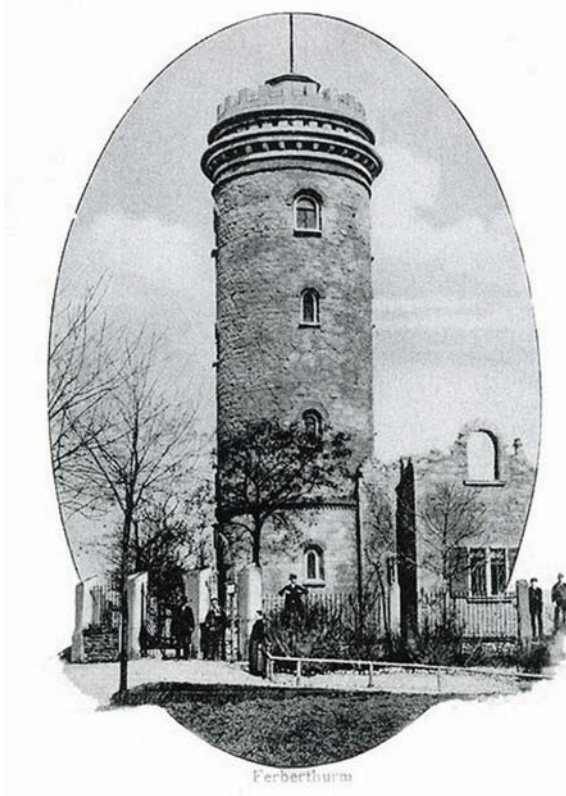
Der „**Kastellan vom Ferberturm**“, Gottlieb Krieg, war durch seine Grobheiten bekannt. Er war der Obernachtwächter von Gera, und man erzählte von ihm, dass nach einer Versammlung der Gastwirte die gesamte Teilnehmerschar dem „Kriegs Gottlieb“ einen Besuch abstattete. Der Gastwirt Wilhelm Huth stellte den Kastellan seinen Begleitern mit den Worten vor: „Hier, meine verehrten Fachkollegen, stell ich ich d'n grebsten Wert vun Gere vur.“ Der etwa 30 Jahre ältere Krieg antwortete: „Un dos do hier, meine Herrn, is d'r dimmste Wert vun Gere.“

RÜDIGER, F., SPÖRL, U.: GERA (aus der Reihe Archivbilder)

Johann Gottlieb Krieg – ein Geraer Original

Der erste Kastellan vom Geraer Ferberturm war ein echtes Geraer Original. Johann **Gottlieb Krieg** (1818-1894) hatte einen langen wallenden Vollbart und stets eine große Tabakspfeife mit Porzellankopf bei sich. Um 1880 richtete der Landwirtschaftliche Verein eine eigene Wetterstation auf dem gut 300 Meter hoch gelegenen Ferberturm ein, welcher als höchster Geraer Einmesspunkt gilt. Etwa 40 der umliegenden Orte konnten im Sommer jeden Abend die Witterung des nächsten Tages mit ziemlicher Sicherheit von den großen Fahnenstangen auf dem Turm ablesen. Die Wetterprognosen erhielt der Wirt durch eine Depesche der meteorologischen Station in Leipzig. Mittels zweier rot und weiß angestrichener Körbe wurde der Inhalt des Telegramms aus Leipzig an den Fahnenstangen gut sichtbar dargestellt. Zwei hoch gezogene Körbe bedeuteten

gutes Wetter, ein hoch gezogener Korb zeigte veränderliches Wetter. Bei voraussichtlich schlechter Witterung blieben die Körbe beide unten. Die Wetterprognosen waren damals jedoch noch sehr unzuverlässig und die Gäste gaben dann dem Ferberturmwirt die Schuld am Wetter. Der Ferberturmwirt und Kastellan war ein städtischer Beamter, welcher einmal in der Geraer Zeitung für sein „Tun“ gemahnt wurde mit den Worten.



Ferberturm Gera 1902 (Foto: WIKIPEDIA)

**„Guttlieb, zieh de Kerwe hoch,
morgen hamm m`r Wäsche!
Ziehste nich de Kerwe hoch,
da krichste deine Dräsche!“**

Wir Geraer können alles, außer Hochdeutsch! Aber wir versuchen es einmal!

**„Gottlieb zieh die Körbe hoch,
morgen haben wir Wäsche,
Ziehst du nicht die Körbe hoch,
da kriegst du deine Dresche!“**

Recherchiert von Siegfried Mues, Historiker, aus seinem Buch „Straßennamen der Stadt Gera von A bis Z Ihre Geschichte und Geschichten“ aus dem Verlag Dr. Frank GmbH

Textlich überarbeitet von Mike Strunkowski für die „Gera-Chronik“

Gera-Chronik Online



HERBERT HEGEN

Christian Ernst Friederici — Bürger und Orgelbauer zu Gera

Noch heute hält man das Andenken an Christian Ernst Friederici und seine Nachkommen in Gera in hohen Ehren. Eine Straße der Bezirksstadt trägt seinen Namen.

Vielen aber ist konkrete Kunde zum Leben dieses auch außerhalb der Grenzen unserer Stadt einmal berühmten Klavier- und Orgelbauers nicht bekannt geworden.

Zur Information breiter Kreise über diesen einstmals berühmten Bürger der

Stadt Gera möchte ich folgende Zeilen vermitteln: Christian Ernst Friederici wurde am 8. März 1709 zu Meerane als Sohn des Vizebürgermeisters und Stadtschreibers Johann Friederici geboren.

Bis etwa 1735 oder 1736 finden wir ihn als Schüler bei dem bekannten Orgelbaumeister Gottfried Silbermann, dann auch in Altenburg, wo er insbesondere 1736 und 1737 bis zum Ende des ersten Quartals bei Gottfried Heinrich Trost am Bau der Orgel für die Schloßkirche mitwirkt.

1737, genau unter dem 1. April, wird er in das Geraer Bürgerbuch eingetragen. Er zahlte dafür 11 Taler und 3 Groschen als Aufnahmegebühren. Dieses alte Bürgerbuch in Gera bezeichnet ihn als „Orgelmacher aus Meerana“. Christian Ernst Friederici wirkt in den Folgejahren als selbständiger und zunehmend auch erfolgreicher Meister seines speziellen Handwerkes.

Friederici baute Hammerklaviere und auch tafelförmige Pianofortes, bekannter geworden ist er jedoch durch seine vorzüglichen Orgeln, von denen nach zeitgenössischen Darstellungen etwa 50 von ihm und seinem Bruder gemeinsam geschaffen worden sind.



1738 baute er die Orgel in der Kirche zu Untermhaus bei Gera und auch die für die Schloßkapelle auf Osterstein.

Im gleichen Jahre finden wir ihn bei einem Orgelbau in Lippersdorf. Hier sind bereits die Orgelschnitzereien vom Geraer Bildhauer Johann Wilhelm Rockstroh nachweisbar, der ab dieser Zeit bei solchen Bauten der kongeniale Mitarbeiter Friederici wurde.

1745 stellt Christian Ernst Friederici das Modell eines aufrechten Hammerklaviers, die „Pyramide“ vor. Das war eine vollkommen neue Form des Pianoforte und das Ergebnis bereits erzielter Erfolge beim Bau mit horizontalen Instrumenten. Ein solches Instrument mit der Jahreszahl 1745 ist im Leipziger Instrumentenmuseum noch heute zu besichtigen.

Ab 1750 scheint Friederici auch verstärkt den Export seiner Tafelpianos betrieben zu haben. Diese Instrumente waren zu jener Zeit unter der Bezeichnung „Fortbiens“ im Handel und wurden durch Kommissionäre auf Lager gehalten und angeboten.

Bekannt geworden ist ja, daß auch Goethe ein solches Instrument von Friederici kannte, denn er schreibt wörtlich: „Durch diese Neigung zum Klavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst geführt, und indem er sich die besten zu verschaffen hoffte, kam er in ein Verhältnis mit Friederici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Kommission und hatte nun die Freude, nicht nur einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen ...“

Dieser benannte Pfeil war ein früherer Kammerdiener und Sekretär des Vaters von Goethe und unterrichtete später in Frankfurt (Main) im Rahmen einer Schulanstalt mit Pension im Fache Musik.

Im Jahre 1753 baute Friederici in seiner Heimatstadt Meerane die Orgel für die Stadtkirche. Bei der Einweihung dieser Orgel wurde ein Gedicht öffentlich vorgetragen, wie es die Chronik zu Meerane bewahrte:

**„Wißt Ihr? Alle 100 Jahre tragen einen Silbermann!
Wißt Ihr auch, daß Friederici so ein Amt vertreten kann?
Jener, sein Gamaliel hat ihn treulich unterrichtet,
Dieser sich dem Silbermann und der ächten Kunst verpflichtet!“**

1755 baut er die Orgel zu Langenberg bei Gera und führt auch den später erforderlichen Erweiterungsbau im Jahre 1757 dort aus.

Daß Christian Ernst Friederici ein emsiger Tüftler und Forscher auf seinem Handwerksgebiete geblieben war, beweisen die Veröffentlichungen des Jahres 1761. Da erscheint nämlich von ihm „Avertissement von meiner Invention, eine Bebung auf dem Klavecín anzubringen“.

Unabhängig von Silbermann hatte er an der Verbesserung der damals

bekannten Schröterschen Hammermechanik gearbeitet und, wie im Adlung bescheinigt, früher noch als Silbermann dabei praktische Resultate erzielt. Diese dort angewandte Mechanik ist eine für die Zeit ihrer Entstehung verhältnismäßig derart vollendete, daß man — wie Zeitgenossen damals schrieben — „... die Intelligenz und das Geschick des Meisters Friederici nur bewundern muß ...“

Es wurden damit die ersten Grundlagen der modernen Piano-Mechanik geschaffen. In einer Zeit, wo man in anderen Ländern — wie z. B. in England und Frankreich — noch gar nicht an die Herstellung von Hammerklavieren dachte, wurde diese fortschrittliche Technik bereits durch Friederici auch in seinen aufrechten Instrumenten angewandt.

Im Jahre 1769 kostete ein aufrechtstehender Friederici-Flügel nach dem Haushaltsbuche des Herrn Rath Goethe 60 Gulden bzw. 300 Taler. Überhaupt gingen damals seine Instrumente viel ins Ausland, so z. B. nach Holland, England, Nordamerika und nach Rußland.



Pyramidenflügel von C. E. Friederici im Musikzimmer des Goethe-Hauses in Frankfurt am Main (Foto: WIKIPEDIA)

Auch im Orgelbau beging er neue Wege und zeigte dies insbesondere beim Bau der Orgel in der Stadtkirche zu Meerane. Hier baute er die Orgelstimme ein, die später allgemein als „Nachtigallenschlag“ bezeichnet wurde. Die Franzosen nannten sie auch „Don“. Es war eine eigentümliche Tongabe, zuerst erzeugt durch 4 bis 8 sehr kleine ungestimmte Labialpfeifen, die auf einem Bleche angelötet waren. Dieses war in einem Kessel neben der Windlade angebracht und gleichzeitig der Deckel des Kessels. Dieser war bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt, so daß der Wind, welcher durch ein eigenes Sperrventil hineingelangte, die Pfeifen zum Tönen brachte.

Durch die Behinderung der Luft mit dem Wasser erhielten diese Klänge eine Ähnlichkeit mit dem Zwitschern der Nachtigallen.

Unter dem 22. April des Jahres 1762 schließt der inzwischen Fürstlich Sächsische Hoforgelbaumeister Christian Ernst Friederici zu Chemnitz den Vertrag zum Bau einer Orgel in der Hauptkirche St. Jacobi ab. Der Bau dauerte bis ins Jahr 1764 und rief auch nach seiner Vollendung Klagen hervor, die in einem langwierigen Prozeß, der bis zum 31. Juli 1772 andauerte, ihren Niederschlag fanden.

Zur Ehrenrettung von Friederici und seinem Orgelbau zu Chemnitz ist zu sagen,

daß der Prozeß zu seinen Gunsten ausging und ihm sogar noch 200 Taler nachgezahlt werden mußten. Die Orgel selbst erfüllte runde neunzig Jahre lang die Aufgabe zur Erbauung der Gemeinde ganz vortrefflich und ist erst 1850 einem neuen Werke gewichen.

Im Jahre 1768 befindet sich Friederici, diesmal in Begleitung seines Neffen Christian Gottlieb, auf der Reise nach Holland. Er baut dort in Zeyst bei Utrecht eine Orgel für die Brüdergemeinde.

1769 ist er wieder in Gera tätig und errichtet für 230 Taler und 16 Groschen die Orgel in der Kapelle des Zucht- und Waisenhauses, deren Rechnungsbetrag durch eine Kollekte in Geras Bürgerhäusern eingebracht worden war.

In Gräfenwarth finden wir ihn 1776 beim Bau einer Orgel, die heute noch zu sehen ist.

Im Frühjahr 1780 beginnt Christian Ernst Friederici in Pohlitz bei Bad Köstritz mit einem neuen Bau, muß diese Orgel aber unvollendet hinterlassen, denn am 4. Mai 1780 stirbt der Klavier- und Orgelbaumeister Christian Ernst Friederici zu Gera.

Er hatte keine männlichen Nachkommen, auch über eine Ehe von ihm ist nirgendwo etwas verzeichnet. Von 1744 bis 1777 unterstützt ihn bei allen Arbeiten sein Bruder Christian Gottfried.

Das Geschäft und den Bau von Orgeln und Klavieren führt sein Neffe Christian Gottlieb Friederici in Gera weiter.

Das aber ist schon wieder eine andere Geschichte.

Literaturhinweis

- „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer“
- Eine biographische Sammlung von Eduard Heyden, Frankfurt/Main, 1958
- Sonderabdruck aus Nummer 30 (24. Jahrgang) der „Zeitschrift für Instrumentenbau“, Verlag Paul de Wit, Leipzig
- „Ein Beitrag zur Geschichte der Orgel- und Klavierbauer Friederici in Gera“
- Sonderabdruck aus Nummer 5 (25. Jahrgang) der „Zeitschrift für Instrumentenbau“, Verlag Paul de Wit, Leipzig
- „Ein zweiter Beitrag zur Geschichte der Orgel- und Klavierbauer Friederici zu Gera“ „Musik und Theater in Gera“ ohne Jahrgang
- Städtische Museen zu Gera — Bibliothek — Zeichen: EVL 132.44/63
- Informationen der Musikbibliothek der Stadt Leipzig

*Christian Ernst. Friederici,
dem die Stadt Gera für rund 150 Jahre den Ruf eines
„Zentrums des Instrumentenbaues“ verdankt*

Reproduktion: Herbert Hegen



Robert Hänsel:

Der »Korb«, eine Strafe im damaligen Reußenland

Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die allzu geschwätzigten Frauen arg mitgenommen. In England hatte man einen gewissen Stuhl, der für Plappermäuler, Megären und liederliche Weiber als Strafmittel diente. Die Schuldige wurde barhaupt und barfuß auf den Stuhl gesetzt und festgekettet. Dann hängte man denselben über eine Pfütze oder am Ufer eines Flusses an einen langen schwebenden Balken, mit dessen Hilfe der Stuhl mit der Frau ab und zu unter Wasser getaucht wurde. In seinem Urteil pflegte der Richter genau zu bestimmen, wie oft das zu geschehen hatte. Diese Tauchschemel, wie man die Stühle nannte, waren in England bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Gebrauch.

Eine ähnliche Strafe bestand auch in Deutschland, aber nicht für schwatzhafte Frauen, sondern für bestimmte Vergehen. Für erstere genügte der Pranger mit der „Geige“. Die Sammlung auf der Burg in Nürnberg zeigt die „sogenannte Bäckertaufe“. Der Bäcker wurde, wenn er das Brot zu klein gebacken hatte, in einen hölzernen Korb gesteckt, der an einen langen, schwebenden Balken befestigt war und so oft unter das Wasser getaucht, als Gewichtsteile am Gewicht des Brotes fehlten. In Hamburg, berichtet die Chronik, dass eine betrügerische Futterhändlerin 1521 in einem Korbe über einen Wasserbehälter aufgehängt und vor die Notwendigkeit gestellt war, dort hängen zu bleiben oder den Strick selbst zu zerschneiden und ins Wasser zu stürzen. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, um sich das „ergötzliche Schauspiel“ anzusehen.

Auch das ehemalige Reußenland hatte diese Strafe. In Gera erinnerte früher die Straßenbezeichnung „Am Korb“ noch daran. Die Strafe wurde nach den Statuten der Stadt auf gleiche Stufe mit dem Pranger und der Landesverweisung gestellt und bei Feldfrevl, Einbruch und größeren Diebstählen ausgesprochen. Am Mühlgraben befand sich das Holzgerüst, an dessen Querbalken der sogenannte Korb hing, der aus Brettern hergestellt und mit einem beweglichen, durch einen Riegel gehaltenen Boden versehen war. Der Verurteilte wurde durch den Fronvogt auf einer Leiter nach oben gebracht und von oben in den Korb gesteckt. Dann zog der Fronvogt den Riegel des Bodens weg, so dass der

Verurteilte ins Wasser fallen musste, aus dem er dann wieder herausgezogen wurde. Eine große Volksmenge wohnte gewöhnlich dem Schauspiel bei.

Nicht nur an der Elster wurden solche Körbe gesetzt, sondern auch an der oberen Saale. Nach der 1945 leider vernichteten Rechnung des Gerichtes der Herrschaft Saalburg von 1663 wurden in diesem Jahr „Springkorb, Pranger und Schandpfahl“ erneuert, was 6 alte Schock, 14 Groschen, 9 Pfennig Kosten verursachte (1 altes Schock = 20 Groschen, 1 Groschen = 12 Pfennig).

Nachdem die Korbstrafe bereits nicht mehr ausgesprochen worden war, wurde sie während der Teuerungsjahre 1770 — 1772 wieder bei Feld- und Gartendiebstählen in Anwendung gebracht und vom Juli bis September 1772 an dreizehn Personen ausgeführt. Dann wurde sie in Gera nicht mehr ausgeführt. Nur der Gassennamen erinnerte noch jahrzehntelang an diese mittelalterliche Strafe.



Vorrichtung zur Bäckertaufe in Eichstätt/Bayern (Foto WIKIPEDIA)

Noch im 18. Jahrhundert wurde diese Strafe den Holz- und Floßdieben zudiktiert. So heißt es in einer Verordnung von 1719, dass „alle, was es auch sei, von Manns- und Weibspersonen, von jedem Scheite oder Knüppel, wo sie wegtragen, 10 Gulden Strafe oder die es nicht zugeben, erstlich 8 Tage lang ins Gefängnis gesteckt, sodann auf dem Markt öffentlich verkündigt und mit einem aufgebundenen Scheite auf dem Rücken in den nächsten Korb oder Kasten, die wir an unterschiedenen Orten an der Elster anordnen und aufrichten lassen,

gesetzt und anderen zum Abscheu und Exempel ins Wasser gesprengt. Da auch solche Strafe nichts fruchte und dieselben zum andern male ergriffen werden, werden sie gar aus der Herrschaft gewiesen werden.“

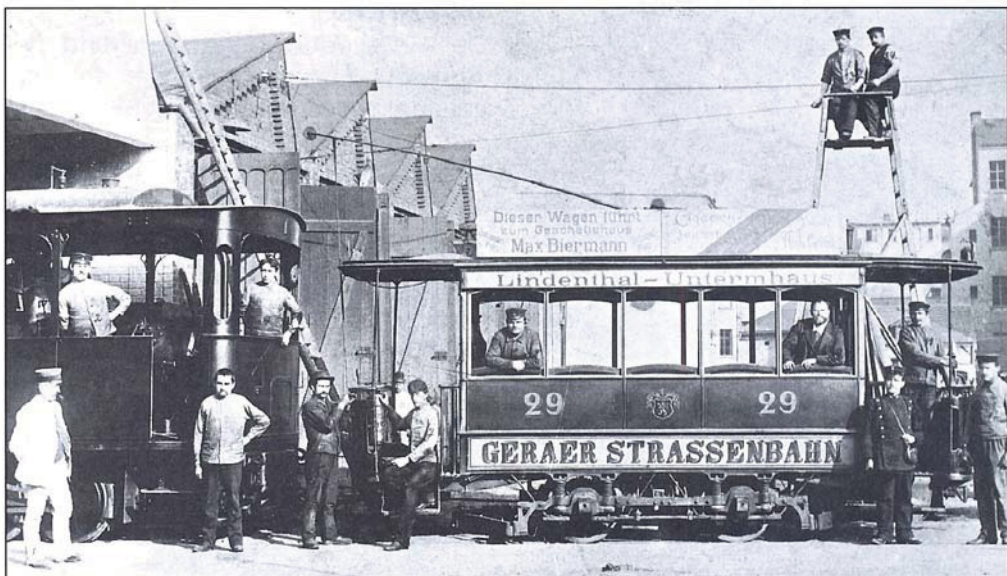
Auch an Teichen wurde die Strafe ausgeführt. So hieß der Dorfteich in Hohenleuben auch Korbteich, weil hier auch ein Korb stand, der nach Brückners Landeskunde im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts an Dieben zum letzten Mal in Anwendung kam. In Schleiz stand der „Schandpfahl“ am Stadtteich, dem heutigen Neumarkt und 1747 musste hier ein Bauer wegen Diebstahl durch den Korb springen.

Entehrende Strafen gibt es im sozialistischen Staate nicht mehr. Sie gelten vielmehr als Erziehung und wollen dem Gestrauchelten Gelegenheit zur Besinnung geben, damit er sich wieder in die Gemeinschaft des Volkes einordnet.

Oberlandbote Kreise Schleiz/Lobenstein 1960

22. Februar 1892

„Eröffnung von zwei elektrischen Straßenbahnlinien in Gera am 22.02.1892: Debschwitz - Tinz und Lindenthal (Pforten) - Untermhaus. Gera ist nach Halle die zweite Stadt in Deutschland, in der eine Straßenbahn den innerstädtischen Verkehr übernimmt.“



Das Straßenbahndepot am Wintergarten, 1892

Gera und Umgebung (1995 – 1995)

Erste Fahrt der Geraer Straßenbahn: 7. März 1891

Aus der „Frühgeschichte“ des Gerschen Verkehrsgeschehens

Im Stadt-Buch von Gera vom Geheimen Regierungsrat Fischer finden sich unter der Spalte Verkehrsverhältnisse folgende Notizen:

1. Fiaker (Droschken). Diese Einrichtung hat sich in Gera nicht bewährt und ist bald wieder eingegangen. Sie war durch Polizeiverordnung geregelt und mit dem 1. 2. 1877 ins Leben getreten. Für die beiden ersten Jahre hatte die Stadtgemeinde sogar dem Unternehmer einen Zuschuss von je 300 M zugebilligt. Die Droschken, überhaupt nur vier in Betrieb, wurden nur von den praktizierenden Ärzten benutzt und sind dann wieder verschwunden. In neuester Zeit stellte sich das Bedürfnis wieder ein, und es wird Droschkenfahren wieder einzurichten versucht.
2. Omnibus: Omnibusfahrten sind ebenfalls nur kurze Zeit versucht worden, und zwar seit 1876 zum Besuch des Schützenfestes bis zu dessen Verlegung nach Debschwitz. Weitere Anwendung hat dieses Beförderungsmittel nicht gefunden.
3. Straßenbahn: Obwohl 1883 wegen Einrichtung einer Pferdestraßenbahn Verhandlungen gepflogen worden waren, kam solche nicht zustande. Dagegen wurde 1891 eine elektrische Straßenbahn gebaut. Die Geraer Straßenbahn hat ihr Geschäft am 7. März 1891 begonnen, am 1. Januar 1892 konnte zum ersten Mal elektrisches Licht abgegeben werden, am 22. Februar 1892 wurde der Personenverkehr auf zwei Linien, im September 1892 auf der Linie Bahnhof - Debschwitz eröffnet, der Güterverkehr im August 1892. Es bestanden drei Bahnlagen: Untermhaus - Lindental (bis zum Gera-Wuitzer Bahnhof), 3800 Meter lang, Pöppeln - Tinz, 4580 Meter lang, und Preußischer Bahnhof - Debschwitz, 3480 Meter lang.

Wir erfahren dann noch, dass der Umsteigeverkehr auf der Heinrichstraße stattfand und der Güterverkehr, ursprünglich mit Dampf betrieben, vom Theaterplatz (Puschkinplatz) über De- Smit-, Friedericistraße, Heinrichstraße nach dem Rossplatz und von dort in die Fabriken geleitet wurde.

Hier noch einige Stichworte: Erst 20-, später 10-Minuten-Verkehr, Personenbeförderung 1902: täglich 4107 durchschnittlich, 1 498 876 im Jahr, Einnahme 133 986 M, 3 Pf; Ausgaben: 134 187 M, 70 Pf., also Unterbilanz, Bürobeschäftigte: ein Vorstand, ein Kassierer und Buchhalter, ein Sekretär, zwei Assistenten, ein Diener, also sechs Mann!

Es sieht heute doch anders aus mit dem Verkehr in Gera, und es wäre interessant, die Personenbeförderungszahlen von Autodroschken, Bussen und Straßenbahnen mit denen von 1902 zu vergleichen.

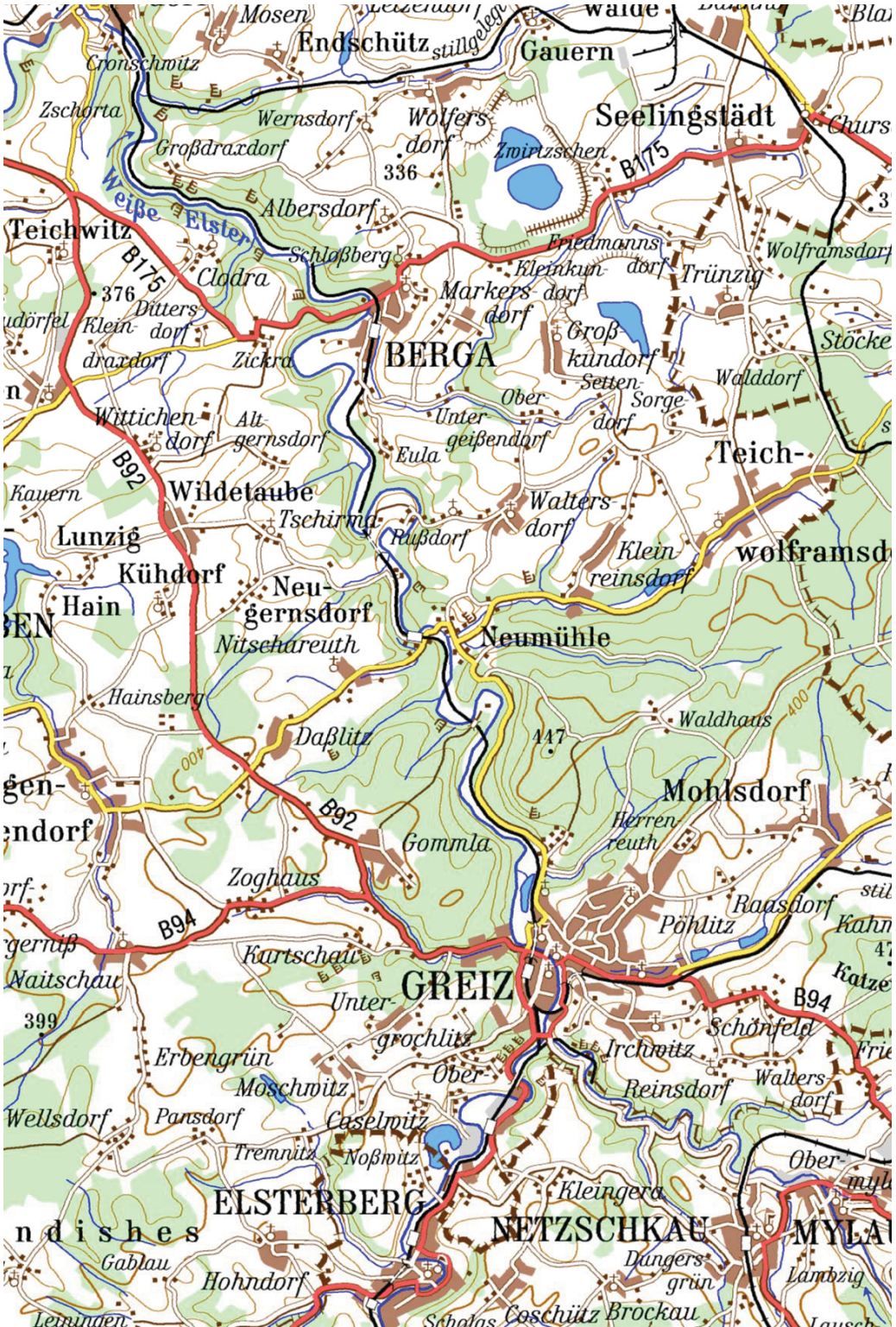
PETER BOLL: Gersche Geschichten



Kirche „St. Marien“ – Gera-Untermhaus (Foto: A. Bergner)



Greiz
GRÄZ



Inhalt

Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1941	103
• Un nu noch wos vun Wacholderlieb	
Greizer Sonntagspost	107
• Vom Göllers Lieb	
Ostthüringer Volksbote 1949	109
• Aus dem Volksmund	
Heimatbote	109
• „Weiße Hände“ / Eine sagenhafte Alt-Greizer Anekdote	
• Wir Greizer schmunzeln da nur ...	111
Vergangenheit & Gegenwart / Heimatgeschichtl. Blätter der Greizer Zeitung	113
• Ein Schafftransport vor 60 Jahren von Schlesien nach Greiz.	
• Sitte und Brauchtum im Greizer Land	114
• Sitte und Brauchtum im Greizer Land (1. Fortsetzung)	121
• Sitte und Brauchtum im Greizer Land (Schluss)	127
Heimatbote	132
• Drei kleine Greizer Frühlings-Anekdoten	
• Etwas zum Lachen — vor und hinter den Kulissen	133
• „Schiebt, ihr Leite, schiebt e' bissel!“	135
• So was gab's auch einmal ... / Drei heimatliche Anekdoten	137
Vergangenheit & Gegenwart / Heimatgeschichtl. Blätter der Greizer Zeitung	139
• Der Kaffee ist an allem schuld!	
Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1936	143
• Allerhand Weisheit in Spruch und Wort aus Greiz und manchem anderen Ort	
Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1940	147
• Kuriosa aus alten Greizer Amts- und Verordnungsblättern	
Greizer Sonntagspost	151
• Unwetterkatastrophen in Greiz	
• Das Becken	153
• Die Weihnachtsgans	157
• Eine Begämheit	160
• Af de Ärgernis	161
• „Ißt du die Worscht alleene?“	163
• Wie man sich seine Kunden erhält	163

Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland - Greiz

Greizer Sonntagspost	164
• Felix Rapp	
Greizer Heimatkalender 1958	168
• „Lieb“ und „Finger“ - Zwei Greizer Höhlenbewohner und ihr unrühmliches Ende	
Greizer Sonntagspost	174
• Zeichnung „Altgreiz - Aufgang zum Oberen Schloss“	



Un nu noch wos vun Wacholderlieb

De Hulda

I.

„Hulda“ hieß'n Wacholderlieb sei Fraa, Hedwig Hulda Müller, Tochter des Josef Silver Müller, Scharfrichter in Greiz. Dr Silver hatt noch vun sen Vater här's reißische Richtschwert, wos 'r noochn freilich off Leipzig verklitscht hot, un itze ham's de Zellreder 'rgattert fr'n Schmidts Friedrich sei Rariteeten – Museum. Dr Silver hatt außersien schenn Mädäl aa noch viel Grund un Budn. Ower wos dr Silver net hatt, des war kää

Schneid, ne Wacholderlieb sei Schwiegervater zu wern. Des hot Kampf gkost'.

Dr Lieb lernet de Hulda kenne, wie seine Leit alle beede schun vun dr Walt wagwarn. Unnern Geschwistern war kää Ähnigkeet, weil se net vun gleichn Vater stammeten. Jeds wollt'n Roogn zieh un den Schenk fr e Spottgald aanamme, ower kääns vun dan sechs arme Schluckern hatt e bill Klaagald, däß'r de aanern auszohln kunnt. Do wär's Vaters Haus ball fleetn gange. De Hulda war dr Retter. Die hot de Wacholderschenk off de Letz in Lehn gnumme und ne Lieb g'heirat.

Ihr Vater wollt's net, de Verwandtschaft tat'r oorotn, dr Landrat machet e Queh nei, un dr Pfarr'r haut miet nei die Kerb.

Ower dr Superentent von der Trenck hatt'r zm Palmsunntig anno 76 offn Komfermationsschein g'schriebr:

*In allem, o Herr Jesu Christ,
Laß mich mit Kraft sein ausgerüst',
Zu rechten wider Fleisch und Blut,
Und nimm mich unter deine Hut.*

Se kratzt drham aus, b'sorgt sich miet ihrn 18 Gahrn 's Gesindezeugnisbuch Nr. 36 in Fürstentum Reuß älterer Linie und wird vun Gmäävirstand Zschögner in Dasslitz den 4. 12. 1881

„Eingetragen zum Dienstantritt Gottlieb un Heinrich Göller, Wacholderbaum.

Inhaber dieses Gesindebuchs hat 1. September 1881 bis zum 12. März 1882 bei mir gedient und hat sich während der Zeit Vorzüglich Gud betragen.

Gottlieb Göller, Wacholderbaum.“

Vater Silver miet'n Richtschwert – sent hatt'r 's noch – brescht ne Gendarm hie, un de Hulda musst Knall un Fall oozieh. Re Liebung des an de Niern, un'r hot wos g'macht, wos ne vun käner Seit zug'traut wur' – 'r hot Liebesbrief g'schriebn; När sticker sechse – achte, ower die ham's in sich wie's Schof ne Talig. Am 22. März 1882 hot'r de Hulda su g'rieht, daß se schreiben muß:

*„Getreues Herz!
Siehst Du nicht die Vöglein singen,
Dort auf hohem Tannenast,
Bis sie dir die Botschaft bringen,
Dass mein Herz nicht von Dir laßt.
Ein Kuß von Deinem Rosenmunde,
Ein Druck von Deiner zarten Hand,
Erinnert mich an jene Stunde,
Wo Dein Herz und mein Herz sich zusammenfand.*

Lieber Gottlieb, da kannst Du dir denken, was ich alles wegen Dir erleiden muß, bis ich Dich erringen kann, aber doch ist mein Herz voll inniger Liebe zu Dir ... sei so gut und schreibe mir sobald wie möglich wieder, ob ich wieder bei Dir bleiben kann. Ich will nun schließen, weil ich vor Angst nicht mehr schreiben kann.“

Emende hatt se ne Ahning vun dar

„Vorladung.

Die ledige Hulda Müller wird geladen, Mittwoch, dewn 12. April 1882, 3½ Uhr nachmittags

pt. Beschwerde ihres Vaters

vor unterzeichneter Behörde sich einzufinden.

Greiz, den 12. April 1882.

Fürstl. Reuß – Pl. Landrathsamt daselbst.“

An 27. Juli 1882 gab dr Lieb dan B'fahl raus:

„Liebe Hulda, ich will Dich fragen, ob Du Dein Versprechen hältst, bis Du mündig bist. Ich hab's Deinen Vater auch geschrieben. Schreib mir bald wieder, liebe Hulda.“

Nu luß se sich nimmeh halt'n. Dr Gräzer Gemäävierstnd Dassler i. A. muß't'r schwarz off weiß gabn, dass se sich „vom 12. März bis 29. Juli 82 mit Wohlverhalten hier aufgehalten“ hot, un noch an nämling Tog treegt dr Dasseltzer Gemäävierstnd in ihr G'sindebuch ei:

Eingetragen zum Dienstantritt bei Gastwirt Gottlieb Göller.

Dr Lieb hatt's su g'fährlich g'macht, weil dr Heinrich, wos sei Bruder war, zn Soldat ennach Küstrin eirickn sollt. Ähns muß't doch draußn dar Siehdichfir haushalten. Do gab's aa nischt vn wagn widder hämgieh. Ihre Leit kunntn däs net verläägne, un nooch zwee Gahrn Lehrzeit ham se vun Tschermer Standesamt 's Diplom naufig'angt kriegt, daß se heiratn kunntn.

Miet än Haar ower wär's noch schief gange: Wie dr Paster frooget, wie's mit'n Myrtenkranz wier ...'s roch brenzlich. Do määnet dr Lieb, des wärn Weibsnachs, dodrvun vrständ'r nischt. „Des kenne Se, Herr Pfarrer, miet dr Hulda älläne b'reden. Ich namm drweile bn Ludwig e Mutschnkalb oo!“ – Wos de Hulda noochert rausg'steckt hot, is nie ieber ihre Lippn kumme. Weil se kääne Kinner kriegeten, wäß mr heit noch net, ob's Liegn warn.

II.

Wie ne Lieb 1920 sei Hulda wagstarb – ganz gähling -, do hot's'n altn Haudegn tichtig ring'rissen. Wenn dr liebe Gott än Narren braucht, noochert läßt'r än altn Maa de Fraa sterbn. Däs Verschel kannt'r när ze gut.

Alles hot ne bedauert. De Nachbarn – des kaa mr net anners sogn – die war ne behilflich hintn und vorne. Jeds tat sei meglichsts. Ne Lieb, wenn'r aa nischt vrlautn ließ, hat des racht gut gedeicht. Su wollt'r 's ham; när kän Tratsch, kä Lamento un käne wehleiding G'sichter. Wenn's moö su weit kam, daß'n Weibsen's Wasser nei de Aang trot, noochert muß't'r nausfanstern un ieberrn Strang haue wie e Haberpfar'. Do war's 'n aa Worscht wie Schol, ganz echal, wos fr'n Kärl'r nooch auswischet.

E Pfarr'r wollt's dozemol mit 'n gut mäne und predigt, dr Lieb mecht sich när trestn, de Hulda hätt ja leider viel zu frieh fortmissen, aber das wär höherer Wille, un mir Menschen brauchtn uns do käne G'dankn ze machen.

„Herr Pfarr'r,“ mään't dr Lieb drauf, „daß de net erre werst, do schlof ich ganz ruhig. Glabn Se mr s'ner, de Hulda is salber schuld, daß se gestorbn is. Jech ho'r gute Wort gnung gabn. Meine gute Hulda, ho ich wull e mannelmol gsogt, meine gute Hulda, sterb mr ner net. Tu mr ner des net a, Hulda, un sterb – im alles in dr Walt ner des net, gale, mei alte gute Hulda! Ower 's half nischt. Un ich wuß't's aa schun vornewag: Se hot mr je ihr Labtogn net gfolgt!“

III.

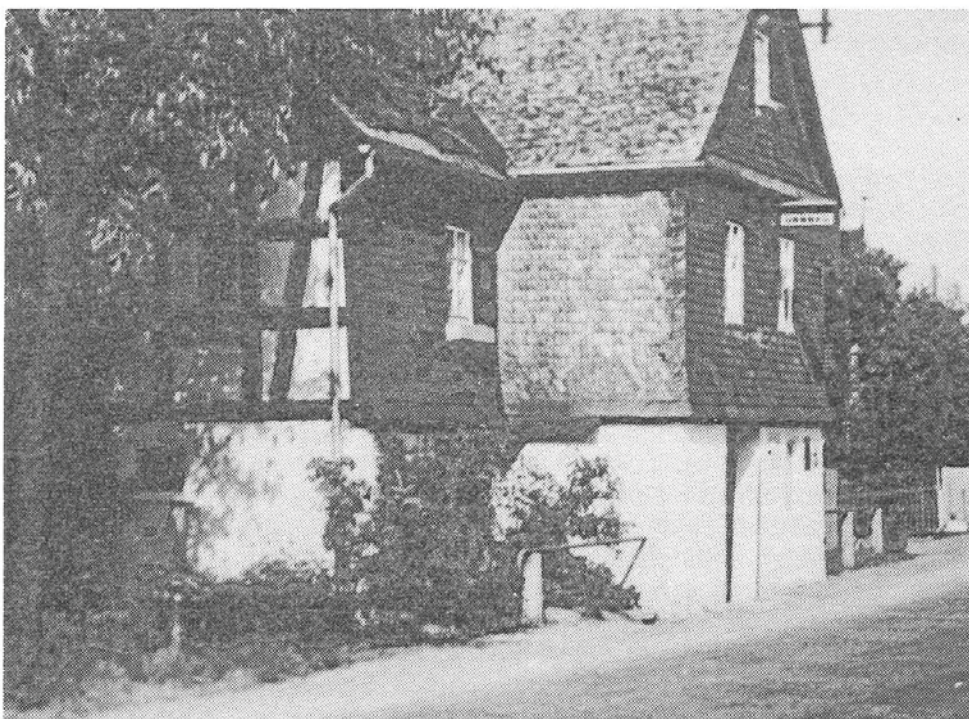
In Naatsche hatt'r ne Schwaster wuhne, de Linkschen Fläschern. Där wollt'r 's ze wissen tu. Zockelt miet'n Rollwogn nieber. Dr Klingers Woldemar läfft ne ieberrn Wag und wollt en Lottich afange. 'r soch ower ball, daß dr Lieb garnet

racht aufgelegt war. „’s hot dich doch net ewwer schun äns zm frihsten Morgn g’argert?“ – „Bist e alts Rotluder“, antwort dr Lieb, weil ’r ne Wolde leidn mocht. Dr kriegt Kurasche un seegt noch emol: „Nu du werst ’n schun zamg’richt ham.“ Dr Lieb muß dra denkn, wie se des Hulda wagn dr Hitz nunnern Kaller trogn mußtn, un wie nu des alte gute Mensch älläne in dar Finster log – un pfätsch! Hatt’s Pfar än Peitschenschwipper ieberrn Buckl. „Un wenn’s nu de eigne Fraa is?“ – „De Hulda?“ sogt dr Woldemar drauf un wunnert sich ze Tud. – „Ha, mei Hulda,“ erzehlt ne dr Lieb wtter, „die hot mr heit wos ageta, daß wer’ ich ’r wull net vrgassen. Su ’ne Dummheit hot se in ihrn Labn noch net gemacht, ’s war’s erstemol un, Gott sei Dank, aa’s letzte!“ – „Dr Herr gab’s,“ mäant dr Wolde drauf. „Ower des langhaarige Zeig, wenn des ämol wos hot, des kimmt immer widder!“ ’r hätt sen Freind Lieb itze sinstwos ze Lieb getaa. – „Määnste?“, sogt dr Lieb blus noch und fährt zingst nunner.

Dr Klinger, wie ’r ’s noochert ’rfuhr – abn des miet dr Hulda – do hot’r sich miet dr Faust salber äns vrn Nischel gpucht un rässeniert: „Dr Lieb is doch e gottver... Hund! Na wart nār!“

M. G. Brander.

Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1941



Wacholderschenke

(Foto: Anneliese Winkler)

Greizer Sonntagspost Nr. 54

GREIZER SONNTAGSPOST



Vom Göllers Lieb

Zu dieser Geschichte erreicht uns folgende Darstellung von Elisabeth Gerold, Berlin:

„Martin Göller (1891 bis 1961) war nicht der Sohn vom Göller's Lieb. Sein Vater war Fleischermeister in der 1. Bergstraße/Lindenstraße in Greiz.

Martin Göller war Lehrer in Kahmer. Mein im September 1978 in Berlin (West) verstorbenen Ehemann Paul Gerold brachte seinem Vetter jede Woche ein Paket Wurst aus dem väterlichen Betrieb nach Kahmer. Für den damaligen Schulbub Paul ein ganz schöner Marsch. Ich, 1923 als junge Frau nach Greiz gekommen, lernte Martin Göller als Student kennen. Er wurde nach dem Studium als sehr befähigter Jurist zum Reichsschuldenausgleichsamt nach Paris berufen. Von seinem Onkel, dem Göller's Lieb, erbte er die Pommeranz mit Feld und Wald und richtete dort als Amtsgerichtsrat mit seiner aus Paris mitgebrachten Frau seine Wohnung ein, wo er bis zu seinem Tode lebte. Die sehr sympathische junge Frau konnte sich als Großstädterin nicht an das Leben in der Pommeranz gewöhnen und ging mit der kleinen Tochter zurück in ihre Heimat Straßburg. Wenige Jahre vor seinem Tode heiratete er wieder. Seine zweite Frau lebt heute noch in der Pommeranz.

Der Dritte im Bunde, also ebenfalls ein Vetter, war Martin Seidel, Lehrer in Raasdorf und später Bürgermeister in Greiz. Die Mütter dieser drei Vettern waren Schwestern, ihr Vater war Mühlenbauer in Schönbrunn bei Bernsgrün. Neben seinem Wohnhaus stand seine Windmühle. Er tüftelte gern und wollte das ewige Werk erfinden.

Wenn wir gemütlich beisammen saßen, hat mein Mann manchmal schmunzelnd Schnurren vom Göller's Lieb erzählt. Vor Jahr und Tag brachte der Greizer Heimatbote ein paar Anekdoten vom Göller's Lieb.

Martin Göller hat zum Heimatfest 1936 auch ein Heimatlied gedichtet und komponiert. Ich kenne noch den Anfang:

**,Wenn die Alster aach wie rude Dinte über's Sauwähr stürzt,
des schad mooch, des schad mooch, des schad mooch!
Und der Drack von Schleber'sch Feueress die weißen Stiegkronng
schwärzt,
des schad mooch, des schad mooch, des schad mooch!'**

Und mit gulitsche-gulatsche wird auch die in aller Welt bekannte Greizer Weberei besungen. Den ersten Preis hat Martin Göller nicht bekommen. Die uns aus Freundschaft geschenkte Urschrift und die gedruckte Postkarte kann ich Ihnen leider nicht zur Verfügung stellen. Wir gaben sie Martin Göller's Witwe vor unserer Ausreise nach Berlin (West) zum Einfügen in seine



De Wacholderschent.
Von einem Stammgast.

Waldesrautz. Nach alten Weisen.

Wiltte von Gumme nummer de Harbt, nach Wegendorf, Uchärme of
Schlitz. Ober von Nei - nielz nieder nach Hoogs ober von
Chäre of Weiz; Gagel, um wendebek a racht eilig host, ännert Sach
bin ich ge - wies; Nei äner Dreh, ge - rod wie ber - hart, do streifen of
ämol de Sieb.

Dort, wo ein Häuschen steht am Waldek - laum Dort
wo lo ein - sam grünt der Wa - cholber - baum; Dort schlingt die
Sa - ge ih - ren Wärdchen - tranz um die Wa - cholber -
schen - te in der Dem - me - rang.

2. Wiltter heb, wie mer, taum' aus der Schul,
Sonntogs hinauf sei schbajert.
In de Beranda, brur' de K-nu Schud
Wie häm do mit Laubduhm handiert!
Wiltter noch, wie mer die ornern Wah
Dann mitter Braud hinner sei
In wie wailiebt die Weisfen do warn,
Wei Albe get ipe noch gern nei:
Dort wo ein Häuschen steht usw.

3. Freidlich, ä jeder traut sich net nei,
Dr Lieb kunnfen Leiden fu soagn.
In hattse amol 's Trumbel' durleibt,
Kunnft a än schein Bar kroo droagn.
Wä, wos far Feeg hammer do net gebatt,
Wail tub uns war Schnorken gelacht,
In wie mancher vom Land un deinne de Stabt
Dat fehnreelich oft gedacht:
Dort wo ein Häuschen steht usw.

Ansichtspostkarte undatiert (Sammlung Foto-Schumann Triebes)

Sammlung. Ich erinnere mich an das uralte, handgeschriebene Kräuterbuch von Paracelsus, das seinerzeit im Flur der Pommeranz unter Glas zu bewundern war.

In der Pommeranz ebenso wie im Hause Seidel in der Raasdorfer Schule und später im schönen Haus auf dem Hirschberg waren wir gelegentlich gern zu Gast."

Greizer Sonntagspost Nr. 45



Püschel: **Aus dem Volksmund**

Eine 80jährige Botenfrau machte noch regelmäßig ihre Botengänge von Herrmannsgrün nach Greiz und zurück, und hatte auch für das Pfarrhaus etwas mitzubringen. Während sie in der Küche bewirtet wurde, kam der Kirchenrat dazu und äußerte: „Ei, ei, Gotte, da habe ich doch im Kirchenbuch festgestellt, dass Sie drei uneheliche Kinder und zu keinem einen Vater haben.“ Sie erwiderte:

„Das sind so Sachen, aber es ist noch gut abgegangen, die Kinder sind alle brav und unterstützen mich, aber es soll nun nicht wieder vorkommen! Halleluja!“

Ostthüringer Volksbote 1949



„**Weißer Hände**“ / Eine sagenhafte Alt-Greizer Anekdote
erforscht und aufgezeichnet von A. Paul Meyer

An der alten Straße, die heute im Zuge der Fernstraße 92 vom Greizer Stadtkern durch die Zeulenrodaer Straße gen Weida – Gera verläuft, findet man nahe der Wegeabzweigung zum Ortsteil Kurtschau die einstige Gaststätte „Weißer Stein“. Und etwas weiter stadtauswärts, an der Bus-Haltestelle, heißen die wenigen Häuser mit dem alten, jetzt anderen Zwecken dienendem Wirtshaus „Silberloch“. Hier gab's vor langen, langen Zeiten einmal den Schacht eines Bergbaus, in dem man nach Silber schürfte – daher noch der Name. Weit und

breit stand damals längs der Straße, auf den umliegenden Höhen dichter, fast undurchdringlicher Hochwald, sich von der Haardt über Gommla bis zum Greizer Stadtkern hinziehend.



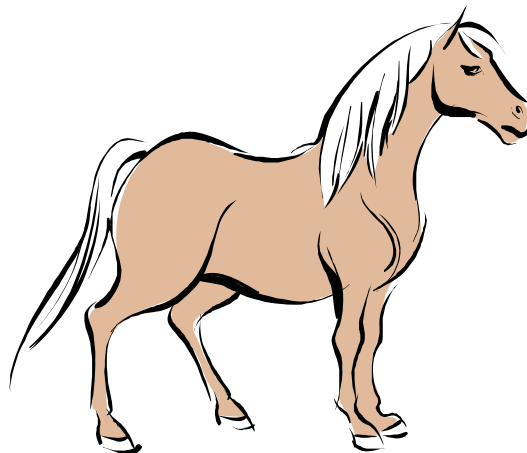
Ansichtskarte 1913 (Sammlung S. Klein)

Nur der Kurtschauer Berg ragte über ihn hinaus; und in diesem kleinen damaligen Bergdorf lebten einst nur wenige Menschen, zumeist Pferdefuhrhalter und Fuhrleute. Sie leisteten für die auf der Handelsstraße (die früher nach Zeulenroda zu über diesen Ort führte) verkehrenden Planenwagen Vorspanndienste, wodurch sie fast immer einigermaßen „bei Kasse“ waren. Sie wohnten in der dazumal mit mehreren großen Stellungen versehenen „Herberge“, die auch den auswärts wohnenden Silberbergarbeitern Schlafgelegenheit bot. Hier wurde an manchen Abenden viel gezech, gewürfelt, Karten gespielt, wobei es nicht selten Streit und „Handgemenge“ gab, wenn einer dem anderen in die Karten schaute ...

An einem solchen Zech- und Spielabend geschah es einmal, dass einem hier weilenden, durchreisenden Fuhrmann sein vom Spiel wohlgefüllter Geldbeutel abhanden kam. Es gab darob viel Geschrei und Tumult, einer verdächtigte den anderen, aber keiner wollte der Spitzbube gewesen sein. Da trat der Wirt oder, wie man damals sagte, Herbergsvater dazwischen und sagte zu dem Betroffenen: „Wenn Du Deine Geldbörse wirklich hier angesetzt hast, werden

wir die Sache bald in Ordnung bringen, wenn Ihr endlich Ruhe gebt! Drüben im Stall steht vorn in der Ecke meine „Liese“, ein Schimmel, mit dem es eigene Bewandtnis hat. Ist nämlich der Dieb hier unter Euch, fängt das Tier, wenn Ihr zu ihm kommt und ihm ruhig über den Rücken streicht, laut zu wiehern und hart zu stampfen an ...“.

Ziemlich dümmlich schauten alle drein, als sie das hörten und der Wirt sie aufforderte, mit ihm in den Stall zu gehen, damit jeder dem Schimmel über den Rücken streichen und damit seine Unschuld beweisen konnte. So still, wie es bei der eigenartigen Handlung auch zuging – man hörte weder ein Wiehern noch Stampfen des Pferdes! Nun waren sie alle wieder ungläubig, bis auf einmal der Wirt sie aufforderte, ihre Hände



hochzuheben. Man tat es kopfschüttelnd – doch siehe da: alle hatten sie weiße Hände, bis auf einen! Der hatte kein reines Gewissen gehabt und dem Schimmel vorsichtshalber nicht über den Rücken gestrichen. Unter viel Hallo untersuchte man ihn gründlich, und richtig: der abhandengekommene Geldbeutel fand sich bei ihm, gut versteckt. Gehörig wurde er durchgeblut und schließlich an die Luft gesetzt.

Unser Wirt aber lachte und verriet seinen „Trick“: während des Streites hatte er heimlich dem Schimmel Mehl über den Rücken gestreut, was wegen der Dunkelheit im Stall und der Farbe des Pferdes nicht auffiel. Wieder gab's großes Hallo, und natürlich erzählten die Fuhrleute allenthalben von der Findigkeit des Kurtschauer Herbergsvaters auf ihren Fahrten, wodurch dieser einen immer regeren Zuspruch von Gästen ob der „Weißen Hände“ hatte ...

Heimatbote 1972-1

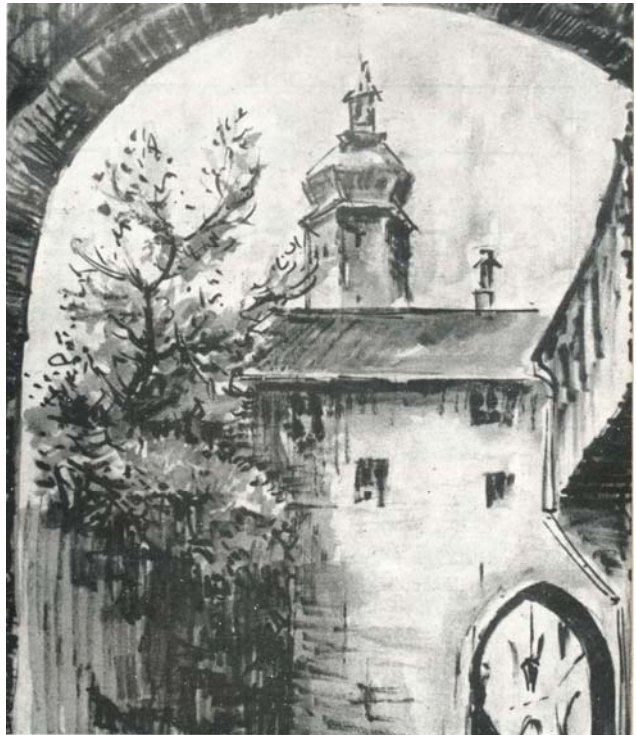
Wir Greizer schmunzeln da nur ...

Eine heimatliche Glosse, aufgezeichnet von Paul Reinhard Beierlein
(Radebeul)

Der alternde Goethe († 1832) hat nicht nur an seinem „Faust“ und an seinen „Erinnerungen“ („Dichtung und Wahrheit“) gearbeitet, sondern neben Abhandlungen wissenschaftlicher Art auch „Kleinigkeiten“ wie Märchen, Novellen, Gedichte und ähnliches verfasst. Dazu regten ihn oft Gemälde, Skulpturen, Bilder und Radierungen an. So hielt er eines Tages einige Blätter in der Hand, die alte und hässliche Frauen darstellten. Flugs erfand seine

Phantasie einen „Klub“ (demnach eine Art von „Kränzel“ im heutigen Sinn), in dem sich Personen beiderlei Geschlechts an einem bestimmten Ort zu bestimmter Stunde trafen, um dort ihren Neigungen nachzugehen; dazumal, um ein wenig zu spielen — wobei man das spanisch-französische L'hombre eifrig pflegte, um sich zu unterhalten oder ein Tänzchen zu wagen.

Die schon erwähnten Blätter oder Risse brachte eines der Klubmitglieder mit, um die Meinung der anderen zu hören, mit der Nebenabsicht, den Geschmack zu läutern. Es trat das ein, was er vermutete: Vor allem die Frauen lehnten die Blätter ab! Eine heftige Debatte entspann sich um ein Blatt, auf dem ein hässliches Weib mit einem Hund dargestellt war. Nun wurden Geschichten erzählt, in denen der Hund einmal eine Ehe gleichsam anbahnte, ein andermal zerstörte. Dabei führte einer namens Seyton, zu den übrigen gewandt, folgendes aus: „Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender



Heimatbote 1974-6

von der Stadt Graitz erzählt: dass er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe ...“.

Das klingt hart, kann und soll es aber nicht sein. Goethe nennt die Erzählung, die etwa 24 Seiten umfasst, „Die guten Weiber“. Schon die Begriffe „Weib“ und „Frauenzimmer“. von Goethe häufig gebraucht, einst ehrsam und gut, haben sich heutzutage gewandelt. Im umgekehrten Sinne auch das Wort „albern“, das vor 200 Jahren wahrhaftig und gütig bedeutete.

Wir können also über das, was irgendein Reisender unserer Stadt Greiz andichtete, nur schmunzeln. Und das umso mehr, als man in unserer Erzählung zuletzt von den „hässlichen Weibern“ loskam und bei den „Guten Weibern“ endete. Und ich, Verfasser dieser kleinen Glosse schmunzele mit, zumal ich in Greiz viele liebe, wahrhaftige Menschen und Freunde kenne — obwohl ich gebürtiger Elsterberger und kein Greizer bin!

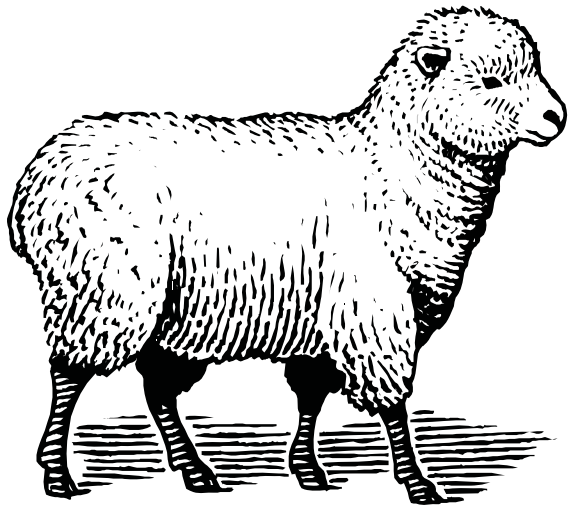
Heimatbote 1972-1



Ein Schaftransport vor 60 Jahren von Schlesien nach Greiz.

Eine Erinnerung von Th. C., Fleischermeister in Greiz-Rothenthal.

Wenn man heute die mit Schlachtvieh beladenen Autos durch die Straßen fahren sieht, hat man keine Ahnung mehr davon, mit welchen Mühseligkeiten früher die Heranschaffung dieser Tiere verbunden war. Zwar konnte man Schweine, Kälber und Rinder zumeist in der näheren und ferneren Umgebung von Greiz in genügender Zahl haben, aber die Schafe mussten die alteingesessenen Greizer Fleischermeister Albert, Claus, Hetzheim, Kruschwitz, Löffler, Malz, Mittenzwei u. a. auf den Schafmärkten zu Stadtilm, Weimar, Rudolstadt, Pößneck, ja sogar in Metzenhofen kaufen und nach Greiz treiben. Mein Vater hatte vor 60 Jahren mit Fleischermeister Seling in Mylau



ein Kompagniegeschäft und bezog die Schafe aus Schlesien. Um den Handel abzuschließen, musste er selbst im Frühjahr dorthin reisen. Er suchte sich 200 Merzer (d. h. ausgemerzte Schafe) aus und zahlte für zwei Stück 7 Taler. Das war immerhin eine gewagte Sache, denn die Schafe gediehen nur bei trockenem Wetter, bei nassem blieben sie in ihrer Entwicklung zurück. Im Herbst fiel mir die Aufgabe zu, mit Fleischermeister Seling den Transport nach Greiz zu übernehmen. Ich hatte Ostern vorher die Schule verlassen und versprach mir von der Reise in die weite Welt viele Annehmlichkeiten. Wir fuhren, begleitet

von einigen Hunden, zunächst bis Sagan in 1 bis 2 Tagen, von da ab bis Christianstadt mit Postkutsche und wanderten dann wohlgenut bis Sabor. Der Transport der 200 Stück starken Herde von Schlesien bis Greiz dauerte zweieinhalb Wochen und bot mancherlei Schwierigkeiten. So manches liebe Schäfchen hat sich der Abschied von der alten Heimat so zu Herzen genommen, dass es die neue nicht mehr erblickte. Die damals sich in schlechtem Zustande befindlichen Landstraßen kamen für uns wenig in Betracht, da die Tiere sich selbst verköstigen mussten. Wir bevorzugten deshalb Kommunikationswege, welche durch Fluren führten und den Tieren ihre Nahrung boten. Das Vorwärtskommen ging allerdings oft sehr langsam vonstatten, und die Herde zog sich häufig in große Länge, wenn sie sich von den mitunter verlockenden Kleefeldern nicht trennen konnte. Selbstverständlich waren die Feldbesitzer wenig erfreut über die ungeladenen Gäste und kamen mit Knüppeln und Rechenstielen, um diese zu vertreiben, wobei auch die beiden Führer eine gute Portion Prügel abbekamen. Meister Seling schien durch die früheren Transporte solche Vorkommnisse vorausgesehen zu haben und gab mir als Verhaltensmaßregel: Wenn du recht greinst, kommst du besser weg. Ich schrie natürlich aus Leibeskräften, und der Meister hatte Recht: man ging schonend um mit dem Knaben Absalom. Weniger Schwierigkeiten machte das Unterkommen bei Nacht. Die dortigen Hofbesitzer nahmen die Herde, wie alle anderen Transporte, gerne auf. Manche machten den Schafen ein umfangreiches Strohlager zurecht, welches sie durch reichliche Düngerablage genügend bezahlten. Man kannte ja damals noch keine künstlichen Düngemittel. Die Tiere waren besser untergebracht als wir selbst, die wir uns meist in Scheunen von des Tages Last und Hitze erholen mussten. Von unsern Lagerstätten hatten wir auch noch anderes Viehzeug mit nach Hause gebracht, das wir aber bald ausmerzen konnten. -b-

Vergangenheit und Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 9-1932

Sitte und Brauchtum im Greizer Land

Von Paul Thoß.

Zurück zum Volkstum und Heimat, zum Urquell deutscher Kraft, so gafft es heute durch die deutsche Volksseele und durch den deutschen Blätterwald. 30 finden wir jene noch am reinsten und unverfälschtesten? Dort in den stillen Dörfern und in den abgelegenen Tälern, bei Groß- und Urgroßvätern, die weniger von der Zivilisation der letzten Jahrzehnte berührt sind, da klingen noch die schönen deutschen Volkslieder, da kennt man noch Bauernregeln und kernige Sprüche aus uralter Zeit. Hier gibt es noch die richtige Dorf- und Schicksalsgemeinschaft, wie wir sie aus den Zeiten unserer germanischen Vorfahren kennen. Dort gilt häufig noch das ungeschriebene Gesetz, die

hergebrachte Sitte, der gute Brauch aus Urväterzeiten. Nach ihnen leben die Bauern, zeigen als Nachbarn treue Hilfsbereitschaft und feiern ihre Feste auf besondere Art. Sitte und Brauchtum der Väter begleiten sie im Jahreslauf, bei der Arbeit und in ihrem ganzen Leben. Ich habe mich bemüht, in einigen Orten des Landkreises Greiz nach solchen Schätzen zu suchen und sie der Vergessenheit zu entreißen.

Wir beginnen mit dem Jahresanfang.

Am Silvesterabend treffen sich die Männer in der Dorfwirtschaft, wo der Wirt Grog und Stollen spendieren muss. Kurz vor Mitternacht ertönen die Kirchenglocken und läuten das neue Jahr ein. Schlag 12 wünscht man sich bei fröhlichem Gläserklang ein glückliches neues Jahr und singt das Lied: „Nun danket alle Gott!“ Dann gehen alle heim, um sich mit den Ihrigen an dem ersten Geläute zu erbauen. Schriftliche Glückwünsche gibt es auf unsern Bauerndörfern wohl kaum. Aber man freut sich, wenn am Neujahrstage zuerst eine männliche Person, möglichst ein junger Bursche, das Gehöft betritt und gratuliert, man sieht nicht gerne eine alte Frau als ersten Gast im Hause. Früher war in unsern Landgemeinden das Neujahrssingen allgemein üblich. Der Kantor zog mit der gesamten Schuljugend von Haus zu Haus und sang bei jedem einige Lieder. Er erhielt dafür Geld, das sein kärgliches Einkommen etwas erhöhte.

Anfang Januar, oft am Dreikönigstage, war aus unsern Dörfern der sogenannte Bauerntag. Die Bauern versammelten sich im Hause des Heimbürgen (das war der von ihnen gewählte Führer, „Ortsbauernführer“), entledigten ihn seiner Ämter und setzten einen neuen ein. In Endschütz soll ein schöner Gemeindestab mit der Jahreszahl 1680 gewesen sein. Wenn ihn der alte Heimbürge seinem Nachfolger übergab, mussten alle Gemeindeglieder ihre Hand auf das Gemeindezepter legen und sprechen: „Ich wünsche dir Segen, dass du dein Amt mögest gesund vollbringen: Und was die andern Gemeindeglieder tun, das will ich auch tun.“ An diesem Tag wurde abgerechnet über das Gemeindeeigentum und über Einnahmen und Ausgaben im vergangenen Jahr; es wurde der Triftzins gezahlt und der Dezem (der Zehnte) für Kirche und Schule „geschüttet“. In Erbengrün erhielt der Lehrer von jedem Viertel Pfarrdezem so viel, wie der Heimbürge mit der hohlen Hand herauswerfen konnte. Einmal soll es dort vorgekommen sein, dass dieser vom Naitschauer Pfarrer beleidigt worden war. Das wollte er dem Pfarrer beim „Dezemschütten“ heimzahlen. Er entleerte mit seiner wahrscheinlich etwas groben Hand und dem halben Unterarm immer gleich das halbe Viertel, der bescheidene Schulmeister konnte gar nicht genug Säcke schaffen. In manchen Gemeinden (u. a. Nitschareuth) musste der Lehrer die Strohschütten, die er für den Kirchendienst erhielt, mit einigen Kindern im Dorfe selber sammeln. Er und auch die Schüler durften dafür an den Festlichkeiten, die am Bauerntage stattfanden, teilnehmen. Die Kinder erhielten Heringe mit Semmeln und Bier. Das Fest erstreckte sich meist über mehrere Tage. Am Donnerstag wurden die amtlichen Dinge erledigt. Der

Heimbürge musste die Bauern verpflegen. Schon vorher war Deckelkuchen (aus Roggenmehl) gebacken und ein ansehnliches Fass Bier angerollt worden. Der Jungbauer, d. i. der zuletzt in die Gemeinschaft aufgenommene, musste den Schenk machen. Am Abend wurde mit einer Schleiße genau gemessen und engekerbt, wie viel noch Bier im Fasse war. Am nächsten Morgen erschienen die Bauern wieder in neuen blauen Leinenschürzen. Jeder brachte einen Topf Milch und einige Eier mit, es wurde zum Frühstück Warmbier bereitet. Bei Essen, Trinken, Singen und Scherzen blieb man so lange zusammen, bis das Bier im Fass und der Schnaps in den Flaschen alle waren. In manchen Gemeinden vertrank man nur abends das Geld, das der Pfarrer den Bauern für den Dezem schenkte, man aß dazu Brot und Käse (ohne Butter).

Wichtig im Leben des Bauern ist der 2. Februar: Mariä Lichtmess. Dieser Tag bedeutete für ihn früher das Ende der Winterarbeit, da musste man ausgedroschen haben, es fand der Wechsel des Dienstpersonals statt. Schon vorher waren Knechte und Mägde gedingt worden. Als Vertragspfand galt der Dienstaler, den ihnen der neue Herr beim Mieten überreichte. Um einzugewöhnen, musste sich das neue Dienstpersonal zuerst auf die Ofenbank setzen (zugetragene junge Katzen ließ man zum gleichen Zweck ins Ofenloch gucken).



Umgebindehaus / Zeichnung Randig (Heimatbote 1982-5)

Die Kinder freuen sich auf die Fastnacht, an diesem Tage dürfen sie verputzt auf der Straße umherlaufen; die Mutter bäckt Pfannkuchen; jedes muss eine Brezel essen, sonst wird's ein Narr. Zum Brot gibt es Speckwurst (möglichst recht alte, harte) für die Kinder, damit sie keinen bösen Hals bekommen. Aufgeblasene, alberne Dorfbewohner werden gehänselt. Der Bauer beginnt sein Tagewerk schon um Mitternacht, er macht in der Wohnstube bei knisterndem Herdfeuer Strohbinden für das kommende Jahr, sie werden die Mäuse vom Getreide fern halten. Frühzeitig muss ausgekehrt werden. Das Kehrlicht soll die Magd nackt und ungesehen dem Nachbarn unterm Tor in den Hof werfen. Früh, mittags und abends sät der Bauer Lein. Welche Saat am besten wächst, bestimmt die Zeit der Aussaat. Beim Frühstück springt die Magd vom Tisch herunter, so hoch sie hüpfte, so hoch wächst im laufenden Jahr der Flachs. Es darf zur Fastnacht nichts im Flachs gearbeitet werden. Am Nachmittag reinigt der Bauer die Taubenställe, und die Bäuerin richtet Hühnernester an; sie wäscht die Wäsche, damit sie das ganze Jahr über weiß wird und niemals Ungeziefer enthält. Am Abend gibt es Sauerkraut mit zweijährigem Sausack.

Schon nach der Lichtmess beginnen die Rocken- oder Spinnstuben: die Mädchen des Dorfes versammeln sich (in größeren Orten in mehreren Gruppen dem Alter nach) abwechselnd in den geräumigen Stuben der Bauern, spinnen, singen und necken sich vom Morgen bis in die Nacht hinein. Nur zu den Mahlzeiten und zum Füttern gehen sie nach Hause. Abends, wenn Bauer und Bäuerin zu Bett sind, erscheinen die jungen Burschen des Ortes in den Spinnstuben (in vielen Dörfern nur dienstags und donnerstags); es wird allerlei Schabernack getrieben: mehrere Spinnräder werden heimlich zusammengebunden, der Faden wird zerschnitten, ein Krug Bier muss geholt werden u. a. m. Allmählich verstummt das Surren der Räder, sie werden beiseite gestellt. Die innigen alten Weisen ertönen, bei den Klängen einer Mundharmonika beginnt ein lustiger Tanz in der Bauernstube. Später wurde den Burschen polizeilich verboten, die Rockenstuben¹ zu besuchen.

Im März beobachten die Bauern die Nebelbildung, jeder Märzennebel zeigt für 100 Tage später ein Gewitter an (die Unternächte bestimmen u. a. das Wetter für die 12 Monate des folgenden Jahres).

In der Karwoche (auch in den Unternächten) darf nicht gewaschen werden, auch keine Wäsche an der Leine hängen. Es ist jetzt die günstigste Zeit für „weise Männer und Frauen“, sie können in diesen Tagen nicht alle Kunden bedienen. Ihre Sympathie ist jetzt am wirkungsvollsten gegen Krankheiten und Gebrechen. Einige ihrer Sprüche, die sie mit den nötigen Zeremonien und so leise, dass sie niemand verstehen kann, anwenden, sollen hier angeführt sein:

¹ Rockenstube = Spinnstube

1. **„Ich geh durch einen grünen Wald,
begegnet mir der Herr Christus in seiner Gestalt.
Da zeigte er mir eine grüne Lind,
daran schälte ich mir eine schwarze Rind‘.“**
2. **„Das erste ist die Sonne,
das zweite ist der Mond,
das dritte ist das wahre Himmelsbrot,
damit schlag ich das kalte Fieber tot.“**
3. **„Rut biegen (Rotbuche) Laubholz
gibt gut Keilholz;
hilft's nischt, schatt's nischt;
e Brot krieg ich doch.“**

Allerlei Gebrechen werden in der Karwoche im Walde vergraben. Am Gründonnerstag wird etwas Grünes (Rapünzchen) gegessen. Der Kleinodgarten muss vorgerichtet werden. Vor Sonnenaufgang holt man am Karfreitag oder am 1. Osterfeiertag in einem Bache, über den Leichen getragen werden, (gleich unterhalb dieser Stelle) Wasser. Man darf dabei keinen Laut sprechen. Dies hält sich das ganze Jahr und macht frisch und gesund, hilft vor allem gegen böse Augen.

Am Karfreitag darf man weder Nadel noch Schere in die Hand nehmen. Mit anderen Worten: „Du sollst den Karfreitag heiligen!“ In allen Dörfern werfen die Kinder zu Ostern bunte Eier, die Hahn oder Osterhase gelegt haben.

Eine große Rolle spielt im Leben der Bauern der Wonnemonat Mai. „Mai, kühl und nass, füllt dem Bauern Scheun' und Fass ...“ „Regen im Mai gibt für das ganze Jahr Brot und Heu.“ Eingeleitet wird er durch die Walpurgisnacht, deren Zauber bestimmt aus grauer Vorzeit stammt.

**„Bald glüht das Tal von Kienholzbränden,
erschallt die Nacht von Jubelschrei'n,
Lichtkreise sprüh'n, von Kinderhänden
gezogen, an jedem Rain.
Und weil Walpurgisnacht gekommen,
wirkt alle Macht der Hexe frei.
Das Besenschwingen will nicht enden,
sie hat mich doch behext dabei.“** Dr. L. Grimm.

Kinder und Erwachsene schwingen brennende Reisigbesen im Rune durch die Luft oder knallen mit Peitschen, um die Hexen zu vertreiben. In manchen Orten werden zu demselben Zwecke Holzhaufen abgebrannt. Der Bauer schießt mit alten Gewehren über die Fluren (auch am 1. Pfingstfeiertage), um das Wachstum zu fördern und den Bilwenschnitter zu vertreiben, der am

Johannistage mit einer Sichel am Fuß Gänge durchs Getreidefeld schneidet und einen Teil der Frucht für sich erntet.

Bekannt sind auch das Horchen am Kreuzweg und das Bleigießen, die beide auch am Andreasabende stattfinden. Man geht allein oder zu mehreren an einen Kreuzweg und stellt sich dort im Kreise auf. Bellt ein Hund, so ist dort der Geliebte suchen, ein Feuerschein bedeutet Unglück usw. Man horcht auch in die Wasserpfanne des eisernen Ofens, die beim Bauern meist durch die Wand von einer Stube in die andere geht. Ein Bauer erzählte mir, dass in Neuhammer eine Magd, die die Heiratsanträge des Großknechts bisher immer abgewiesen hatte, einst in die Pfanne horchte, und da hörte sie:

**„Ach Gott, nimm ne Ott!
's is e treier Knecht,
kimmst mitt'n zerecht.“**

In einigen Monaten waren sie ein glückliches Paar; der Knecht, der in der Nachbarstube mit verstellter Stimme obige Worte in die Pfanne gerufen, hatte auf diese Weise sein Ziel erreicht.

Oft versammelt sich die Jugend an einem dieser Tage im Wirtshaus oder bei einem Bauern, um Blei zu gießen. Eine Erbschlüssel wird mit Wasser gefüllt, das Blei wird über Schleißenfeuer flüssig gemacht und durch den Griff eines Erbschlüssels ins Wasser gegossen. Aus den wunderlichen Lilien und Formen des erkalteten Metalls werden dann Schlüsse auf die persönlichen Lebensumstände für das folgende Jahr gezogen. Mädchen erkennen daraus den Beruf ihres zukünftigen Mannes. Es gehört allerdings oft ziemliche Phantasie dazu, um aus einem schuhzweckartigen Gebilde einen Schuster, aus einem gesägten einen Zimmermann, aus einem Hufeisen einen Schmied, aus Tierformen einen Viehhändler usw. zu erkennen. Am Walpurgistage wurde in Endschütz Flurenumzug gehalten. Die Bauern, an ihrer Spitze der Heimbürge², gingen durch die Felder und Wiesen des Ortes. Bei einer alten Pappel am neuen Teiche blieben sie stehen, legten ihre Stöcke weg, nahmen die Mützen ab. Dann wurde über Grenzstreitigkeiten Gericht gesprochen. Weder Frone noch andere Dienste durften an diesem Tage von der Herrschaft verlangt werden.

Am Andreastag (andere Bauern behaupten am Jakobustag, 25. Juli) blüht am Himmel der Schnee für den kommenden Winter: viele Wolken bedeuten viel Schnee, klares Wetter sagt einen schneearmen Winter voraus. Dass es nach einem verregneten Siebenschläfer volle 7 Wochen keinen Tag ohne Niederschläge geben soll, behaupten selbst die Städter.

Wir kehren zurück zum Mai. Man muss in diesem Monat barfuß durch den Morgentau gehen oder sich mit Maitau waschen, das macht frisch und gesund.

² Als **Heimbürge** (weibliche Form **Heimbürgin**, früher auch **Totenfrau** oder **Leichenfrau**) wird ein Leichenwäscher bezeichnet.

Die Blüte des Aronstabes (Staubblätter, Stempel usw.) zeigt die Menge des im Jahr wachsenden Heues, Getreides und der Kartoffeln an.

Zur Himmelfahrt darf nie genäht oder gestrickt werden, es wird kein Strumpf angefangen oder zugemacht.

Zu Pfingsten setzen die jungen Burschen des Ortes einen Maibaum auf dem Dorfplatz. In der Nacht wird eine lange fichtene Stange aus dem Wald geholt (oft gestohlen), geschält und oben mit einer Birke und mit bunten Bändern geschmückt, mit Girlanden umwickelt und dann aufgestellt.

Jedes unbescholtene Mädchen konnte sich am Pfingstmorgen über ein oder mehrere Birkenbäumchen freuen, die ihm die Burschen während der Nacht ans Tor genagelt hatten. Übelbeleumdete dagegen entfernten schnell die Äste der Eberesche, um sie den Blicken der schadenfrohen Nachbarn zu entziehen. Es soll auch vorgekommen sein, dass vom Haus eines ehebrecherischen Mannes zu dem seiner unrechtmäßig Geliebten in der Pfingstnacht Sägespäne gestreut wurden. Bei solchen Volksgerichten half weder Kehren, noch Schelten oder Anzeige.

Von den Mädchen des Dorfes wird als Dank an die Burschen ein Maitanz angestellt, es erfolgt meist in alter Tracht (die Mädchen mit Blumenkränzen im Haar) ein Umzug durchs Dorf zum Tanzlokal, den ganzen Nachmittag ist Damenwahl.



Zum Erntefest gehen Bauer und Bäuerin zur Kirche. An diesem Tage ist sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Zu Mittag gibt es einen besonderen Braten, das Gesinde wird reichlich beschenkt, und am Abend spielen die Musikanten auf zu fröhlichem Tanz.

Das größte Fest der Bauern war die Kirmes, die 3 Tage oder noch länger dauerte.

Schon vorher wurde geschlachtet, gefischt und gebacken, die Verwandtschaft, die ganze Sippe wurde eingeladen. Bei Speise und Trank erzählte man von den alten guten Zeiten, von Acker und Wald, von Saat und Ernte, von Kühen, Kälbern und Schweinen, von Hochzeiten und Geburten, von tüchtigen und liederlichen Bauern, von dem Schicksal der und jener Familie u. a. m.

(Fortsetzung folgt)

Sitte und Brauchtum im Greizer Land

Von Paul Thoß.

(1. Fortsetzung)

Die Dorfjugend zog von Haus zu Haus „Kirmeskuchen singen“:

**„Ich bin e kleiner König,
gebt mer net ze wenig,
laßt mich net ze lange stehn,
will noch e Heis'l weiter gehen.“**

oder:

**„Gebt m'r Stückl Kirmeskung,
ner e Stückl weißen;
m'r ham ne alte Frau derhäm,
die kann kån schwarzen beißen.“**

Am Montagvormittag gingen die Musikanten, begleitet von zwei jungen Burschen, die als Mann und Frau verkleidet waren und einen großen schwarzen Tragkorb trugen, durchs Dorf und sammelten Kuchen und Wurst, in manchen Orten (Schönbrunn, Wolfshain) durfte der Kuchen für die Musikanten beim Kirmesbacken ja nicht vergessen werden. Nachmittags und abends war Tanz, oft gab es gerade an Kirmestagen Schlägereien zwischen Ortsansässigen und Fremden, „Kirmes-Püffe“ musste jeder vertragen können.

Nun kommen wir zum Weihnachtsfest, unsere heidnischen Vorfahren feierten es als Wintersonnenwende, als Fest der Freude und Wiederentstehung des Lichtes. Als Symbol der Wiederkehr der Sonne gehört zum Weihnachtsfest die immergrüne Tanne. Der brennende Lichtenbaum ist rein deutschen Ursprungs, er wurde früher von der Kirche scharf abgelehnt. Er hat sich entwickelt aus Zweigen der Tanne, der Eibe, des Wacholders, die in einer Ecke des Zimmers aufgestellt, später an die Decke gehängt wurden. Man hatte vorher mit diesen Reiserh Frauen und Mädchen an die Knöchel geschlagen und gerufen: „Schmeckt der Pfeffer, schmeckt der Pfeffer gut?“ Man wollte ihnen durch dieses Schlagen mit den „Lebensruten“ Glück und Kraft bringen. Noch heute ist dieses „Frische-Grüne-Peitschen“ in Landgemeinden Sitte. Am 2. Weihnachtsfeiertag früh gehen Knaben und Burschen zu den erwachsenen weiblichen Personen im eigenen oder befreundeten Hause und schlagen sie mit Tannen-, Buchsbaum- oder Myrtenzweigen (in Wolfshain und Schönbrunn: Wacholder) auf die bloße Haut und sagen dabei:

**„Frische Grüne, langes Leben,
sollst mir en Sack voll Äpfel geben
und en preußischen Taler nein,
will ich auch zufrieden sein.“**

oder:

**„Frische, grüne Krone,
ich peitsche nicht zum Lohne;
ich peitsche nur zur Höflichkeit
und auf deine Gesundheit.“**

Mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen beschenkt, zieht der Gratulant von dannen. Am 3. Feiertag vertauschen die Geschlechter die Rollen (nur in einigen Orten).

Allgemein üblich ist bei uns das Stollenbacken. Wenn diese nicht geraten, schliffig geworden sind, muss die Bäuerin im kommenden Jahr sterben.



Kirche Caselwitz

Am Heiligen Abend (auch zu Silvester) wurden die tragfähigen Obstbäume mit Strohseilen umbunden, damit sie im nächsten Jahr reichlich Frucht bringen. Zum gleichen Zwecke streute man unter Birnbäume Birnstiele. Die Bäuerin schloss mit den Mägden Federn. Mit ihnen gefüllte Betten fallen nie dem Feuer

zum Opfer. Es muss ohne Licht, also frühzeitig gefüttert werden. Das Vieh erhält von allen Sorten Heu und Stroh, und so viel, dass es dies nicht auffressen kann. Alle Arten Körner werden gekocht. Gänse, Hühner und Tauben bekommen Korn, Hafer, Weizen und Gerste. Um ihre Futterstelle herum legt man eine Kette. Jedes Stück Geflügel, das innerhalb dieser Kette gefressen hat, ist im folgenden Jahr vor dem Fuchs und Habicht sicher.

Der Tisch ist an diesen Tagen reichlich gedeckt. Er zeigt siebenerlei Speisen, u. a. Sauerkraut, damit das Geld im folgenden Jahr nicht alle wird; zu demselben Zweck Hirsebrei: wie der quillt, so soll auch das Vermögen des Bauern zunehmen. Karpfen (möglichst Rogner) ist beim Mittagessen, soviel Eier der Fisch, soviel Geld hat der Bauer in Zukunft. Am Abend gibt es Heringe: Die Milch gibt man Kühen, damit sie recht gut melken, den Rogner den Hühnern, damit sie viel Eier legen; die Köpfe werden an Holzpflocke aufgespießt und aufgehoben für das Vieh bei Krankheiten und nach dem Kalben.

Zu Silvester verkauft der Bauer nicht gern etwas, verborgt wird bestimmt nichts; ja man sagt: „Wer zu Silvester Salz oder Brot borgen will, hat den Drachen.“

Am Silvesterabend zerschneidet man eine große Zwiebel in zwei Hälften, zerblättert sie und legt 12 Schalen der Reihe nach auf den Tisch. In jede kommt ein Fingerhut voll Salz. Je nachdem, ob am anderen Morgen das Salz in den einzelnen Schalen mehr oder weniger ersoffen ist, werden die entsprechenden Monate nass oder trocken.

Damit haben wir den Jahreslauf beendet, wir kommen nun zu den Sitten und Gebräuchen bei frohen und trüben Ereignissen im menschlichen Leben.

Weit verbreitet ist die Furcht vor dem Versehen. Eine schwangere Frau darf nie unter einem Draht oder einer Leine durchkriechen, sie muss sich hüten, jemals zu erschrecken vor einer Maus, einem Igel oder sonst etwas; sie soll jeden grässlichen Anblick vermeiden, niemals beim Schlachten zusehen oder gar Blut auffangen. Vor allem darf sie in solchen Fällen nicht mit der Hand nach ihrem Körper greifen. Es werden Beispiele erzählt, dass verstümmelte Kinder geboren worden sind, weil die Mutter während der Schwangerschaft verunglückte, verstümmelte Menschen erblickte; dass Male an der Stelle am Körper der Neugeborenen erschienen, an der sich die Mutter mit der Hand berührte, nachdem sie über etwas erschrocken war. Ein junges Mädchen darf nie eine Doppelfrucht (Pflaume, Apfel) essen, sonst bekommt sie Zwillinge.

Wenn in einer Familie bereits mehrere Kinder im Säuglingsalter gestorben waren, wurde das Neugeborene zum Fenster hinausgelangt und durchs Hoftor wieder hereingetragen.

Eine Wöchnerin durfte sich vor dem Kirchgang nicht außerhalb des Gehöftes sehen lassen. Sie wurde vom fremden Grundstück als Hexe mit der Peitsche

vertrieben. Man glaubte, sie trage den Segen fort, sie lasse das Wasser im Brunnen versiegen, sie bringe Familienzuwachs in andere Familien, uneheliche Kinder zu jungen Mädchen.

Der Tauftag ist ein Freudenfest in der Familie, Trauerkleider wurden an diesem Tag abgelegt. Gewöhnlich lud man 3 Taufpaten, Gevattern. Sie wurden vom Kantor meist mündlich bestellt. Er erhielt für den Botengang von ihnen ein Geldgeschenk. In der Anstellungsurkunde reußischer Lehrer hieß es früher: „Derselbe hat wegen aufgetragener Einladung von Gevattern und Hochzeitsgästen die Schulstunden nicht zu versäumen, bei Tauf-, Hochzeit- und Begräbnis-Mahlzeiten sich eines nüchternen und ernsthaften Benehmens zu befleißigen.“ Er war auch beim Mahl zugegen, musste die Gäste nach herkömmlicher Weise platzieren, ihnen in manchen Orten sogar die Speisen darreichen. Die Reste hatte er in eine Schüssel zu legen und mit nach Hause zu nehmen. Andere behaupten, er sei nur zum Singen und Beten eingeladen worden. Der erste Taufkuchen wurde, sobald der aus dem Backofen heraus kam, von den Umstehenden zerrissen und sogleich verzehrt, damit der Täufling, ins heiratsfähige Alter gekommen, das „Gereiße und Gezerre“ habe.

Die weiblichen Paten mussten des Kindes Vater und ihre männlichen Mitgevätern beschenken. Ihre Gaben, ein Sträußchen und ein buntes Tuch, von den Beschenkten von der Taufe ab am Rocke zur Schau getragen, waren ein seltsamer Schmuck. Öfter als einmal durfte niemand im Jahr Gevatter sein, das hätte für ihn Unglück bedeutet.

Der Patenbrief sollte mindestens drei verschiedene Münzsorten (neues Geld) enthalten, damit der Täufling einst reich werde. „Tritt nichts aus, solange du den Patenbrief in der Tasche trägst!“ hatte die Mutter dem jungen Paten noch nachgerufen, „sonst wird das Kind ein Bettnässer“. Mit dem Sprüchlein:

**„Viel Glück und Segen zu eurem lieben Kind. Gott helf, dass ihr’s
groß zieht und erlebt viel Ehr und Freud‘ daran“,**

begrüßten die Gevätern die Eltern des Täuflings. Zu Fuß ging’s zur Kirche (niemals an einem offenen Grab vorbei). Auf dem Wege durfte man sich nicht umsehen, sonst würde das Kind neugierig. Wenn’s in der Kirche schreit, so verlangt’s nach mehr Kindern in der Familie. Die Paten müssen den Taufschleier mit Mittel- und Zeigefinger anfassen, sonst wird das Kind ein Dieb. Heimlich legen sie den Patenbrief dem Kind ins Kissen mit den Worten: „Da Pat‘ hast du das deine, lass jedermann das Seine!“ Beim Festmahl wird tüchtig gegessen und getrunken; jeder Pate muss von allem nehmen, was auf den Tisch kommt, damit das Kind später alles esse.

Beim ersten Schulgang gab’s schon seit vielen Jahren die übliche Zuckertüte, um den Kindern die Angst vor der Schule zu verscheuchen. Früher mussten sie ein Taschentuch, eine Zeile Semmeln und einige gebackene Mauschellen enthalten.

Bei der Schulentlassung war das Abbitten bei den Paten, beim Lehrer und beim Pfarrer Sitte. Die beiden letzten erhielten dabei Geldgeschenke, fein säuberlich in Papier eingewickelt, damit sich reich und arm nicht unterscheidet. Der Lehrer legte aber die Geschenke so der Reihe nach aufs Pult, dass er beim Aufrollen genau wusste, von wem er 2, 3 oder 5 Mark erhalten hatte. Bei einem Schüler aus Altgersdorf soll bei dessen erstem Abendmahlsgang das Licht am Altar ausgelöscht sein, weshalb ihn das Unglück zeitlebens verfolgte.

Nun kam die Brautzeit, da gab es wieder mancherlei zu beachten. Brautleute durften nicht mit zu Grabe gehen. Das Trauhemd für beide nähte die Braut selbst. Wenn dabei eine Nadel abbrach, so war die kommende Ehe bestimmt nicht glücklich. An drei Sonntagen hintereinander wurde das junge Paar in der Kirche aufgeboten. Wer sehr notwendig hatte, konnte dies dreimalige Aufgebot auch an einem Sonntag vom Pfarrer besorgen lassen, musste aber einen höheren Tarif bezahlen.

Für die Hochzeit kamen nur besondere Tage der Woche in Frage (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend). Genau wurde vorher der Kalender studiert, dass man bei zunehmendem Mond und in einem guten Zeichen heiratet. Als solche galten Steinbock, Löwe, Jungfrau, Stier, Zwillinge, Widder; schlechte Zeichen waren Skorpion, Krebs, Fische, Wassermann Waage war unentschieden. „Waage gewinnt, Waage verliert!“ sagte man. Die Advents- und die Fastenzeit, bestimmt aber die Karwoche wurden für Trauungen gemieden. Zwei Geschwister sollten in einem Jahr nicht heiraten, wenn sie glücklich werden wollten. Die Ursache dafür mag wohl gewesen sein, dass es zu sehr an des Vaters Geldbeutel ging.

Die Sitte des Polterns ist uralte. Die gesamte Dorfjugend versammelte sich vorm Hause der Braut und zerschlägt Teller und Töpfe. Je mehr Scherben, desto mehr Glück in der Ehe. Ein Topf Erbsen, in den Hausflur oder in die Stube geschüttet, bedeutet Reichtum. Braut und Bräutigam müssen Erbsen und Scherben gemeinsam zusammenkehren. Das junge Volk aber vergnügt sich bei Kuchen und Schnaps. Schon vorher hat es Tor und Haustür, oft auch den Brautwagen, mit Tannen und Girlanden geschmückt.

Genau wird das Wetter am Hochzeitstage beobachtet. Schönes Wetter bringt Glück und Segen, Regen bringt Reichtum und Kinder, Gewitter und Sturm bringen auch Sturm in die Ehe, Nebel sagt eine trübe Ehe voraus.

Es wird peinlichst darüber gewacht, dass die Hochzeitsgesellschaft keinem Leichenzug begegnet. Der Kutscher muss äußerst vorsichtig fahren, damit ja nichts am Wagen oder an den Pferden passiert. Jedes auch noch so kleine Unglück am Hochzeitstage bedeutet Unglück in der Ehe. Er soll nicht mit der Peitsche knallen, nicht umkehren oder rückwärts fahren u. a. m. Das Brautpaar darf nichts vergessen, soll nicht rückwärts im Wagen sitzen, aber nach der Trauung die Plätze wechseln. Für Kinder oder auch Erwachsene, die es

unterwegs aufhalten (ein Seil über die Straße spannen) wird Kuchen mitgenommen, meist erhalten sie auch Geldgeschenke. Auf dem Wege zur Kirche dürfen sich Braut und Bräutigam nicht umgucken, sonst warten sie bereits auf den zweiten Ehegatten.

Schwangeren Bräuten ist es verboten, Kranz und Schleier, das Zeichen der Reinheit, zu tragen.

Wer von beiden am Altar zuerst aufsteht, wird zuerst sterben, ebenso wer abends zuerst einschläft. Der Schleier muss zerreißen, dann wird die Ehe glücklich. Der Bräutigam setzt sich nach der Trauung darauf, wenn er Herr im Hause sein will. Ebenso versucht jedes nach der Rückkehr von der Kirche seine Oberkleider heimlich auf die des anderen Ehegatten zu hängen oder abends beim Ausziehen zuerst in die Pantoffeln des anderen zu fahren. Wem das gelingt, wird die Herrschaft in der Ehe führen.

Zum Hochzeitsmahl sind meist viele Gäste geladen. Da fehlt es bestimmt an nichts, an Kurzweil ist kein Mangel. Es wird erzählt, dass sich Hochzeitsfeierlichkeiten bei reichen Bauern über eine Woche ausdehnten, sodass der Koch am 3. oder 4. Tage tatsächlich nichts Neues mehr vorzusetzen wusste, er musste in der Speisefolge wieder von vorn anfangen.

Der Einzug der jungen Frau erfolgte meist erst einige Wochen später. Sie durfte aber auch die ersten vier Wochen die Eltern nicht wieder aufsuchen. Die „Kammerwagen“, das sind die Wagen, mit denen die Mitgift der Frau vom Elternhaus ins neue Heim gebracht wurde, mussten bei der Ausfahrt unterm Tor dreimal halten. Auf dem ersten waren die Betten, die festgehalten wurden von dem bunten seidenen Kammerwagentuch, das sich oft durch mehrere Generationen vererbte. Die Kutscher bekamen als Geschenk ein Stück bunten Seidenstoff, das sie an der Mütze trugen. Später ließen sie sich daraus eine seidene Weste anfertigen. Unterwegs schossen sie öfters aus einer Pistole, um die Pferde anzufeuern, diese waren schon vorher mit Brot und Schnaps gefüttert worden, damit sie recht munter gehen sollten. Ein Unglück beim Einzug, u. a. Abbrechen der Deichsel, bedeutet auch Unglück im neuen Haus. Dessen Tor war bei Ankunft der Kammerwagen geschlossen. Es wurde erst geöffnet, nachdem man den Kutschern Kuchen und Schnaps durchs Fenster herausgelangt hatte.

In jede neue Wohnung mussten zuerst Salz, Brot und Bibel gebracht werden, damit war für Leib und Seele gesorgt. In einen Neubau ließ man zuerst eine Katze, denn das Lebewesen, das ihn zuerst betritt, muss am ehesten sterben.

Einschneidend im Leben einer Familie ist meist auch der Bau eines neuen Hauses; welche Vorarbeiten dazu nötig sind, kann nur der ermitteln, der selbst in die Lage gekommen ist. Bei der Grundsteinlegung versammelten sich die Dorfnachbarn. Mit drei Hammerschlägen unter Aufruf der Dreieinigkeit wurde der Bau begonnen. Geldstücke, Urkunden u. a. wurden in Flaschen oder

Tontöpfen mit eingemauert. Die Nachbarn halfen häufig beim Anfahren von Baumaterial, andere beim Handlangen. Am Hebschmaus³ war das ganze Dorf beteiligt. Es wurde an diesem Tag der Schiefer gefahren, der oft stundenweit geholt werden musste, und beim Aufstellen der Balken mitgearbeitet. Ganz Schlaue suchten ihre Hauptbeschäftigung im Zutragen von Bier, Schnaps und Zigarren. Am Abend befestigte man an den Sparren eine Fichte oder Birke, die mit bunten Bändern geschmückt war. Die Gesellschaft versammelte sich auf dem Neubau. (Schluss folgt)

Vergangenheit und Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 4-1935

Sitte und Brauchtum im Greizer Land

Von Paul Thoß.

(Schluss)

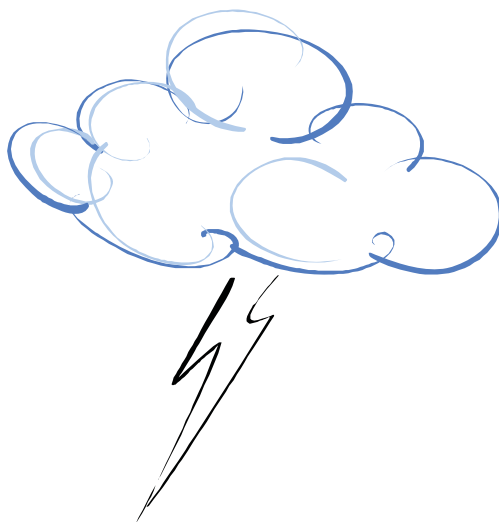
Nach dem Gesang der Strophe: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glücke bauen“, hielt der Zimmergeselle die Richtrede, wünschte dem Bauherrn alles Gute und fragte, ob ihm der Bau gefalle. Bei bejahender Antwort leerte er das ihm gereichte Glas und warf's zum Dachstuhl aus in die Tiefe, dass es in Tausend Stücke zerspringen musste, wenn Glück und Segen ins Haus einziehen sollten. Zerbrach es nicht, so würde das Haus abbrennen, man zertrat das Glas; in anderen Orten wurde es als Kleinod aufgehoben. Man ließ mit Krämpfen beladene Kinder daraus trinken, damit sie von ihrem Übel erlöst würden. Ein gemeinsames Mahl vereinigte alle Nachbarn und Bauleute.

Am innigsten zeigte sich das Band der Dorfgemeinschaft bei Unglücksfällen, bei Krankheit, Feuersbrunst und Tod. Die Nachbarn hielten oft Wache am Krankenbett, bestellten dem Kranken die Felder. Bei Feuer setzten sie ihr Leben ein zur Rettung des Viehes (Versicherungen waren früher nicht hinreichend), nahmen es in ihre Ställe und fütterten es, sammelten Heu und Stroh für die Abgebrannten (manchmal auch in den Nachbargemeinden), leisteten unentgeltlich Fuhr- und Handlangdienste. Bei der leichten Bauart der Häuser (Fachwerk, Schaub- und Schindeldach) drohte das Feuer oft das ganze Dorf zu vernichten. Bei ungünstigem Wind holte man schnell den „Erbtrog“, einen aus einem Baumstamm gehauenen und durch mehrere Generationen vererbten Bactrog, und stellte ihn dahin, wohin der Wind gehen sollte. In 3 Fällen, bei den Bränden Schubert in Nitschareuth, Künzel in Erbengrün und Frotscher in Arnsgrün, soll sich der Wind tatsächlich von dem gefährdeten Gehöft ab nach dem Erbtrog hingedreht haben, so wird wenigstens von Augenzeugen behauptet.

³ Frühere Bezeichnung für Richtfest.

Bei Gewitter nahm der Bauer Bibel oder Gesangbuch zur Hand und las darin. Eine alte Frau sagte bei jedem Blitz: „Gott sei bei uns!“ Es sollte sich niemand an die Esse, an den Ofen oder das Fenster setzen, es durfte kein Zug im Hause sein, die Fenster wurden geschlossen.

In der Nacht musste alles aufstehen und sich anziehen. Ein flackerndes Feuer wurde im Ofen angezündet, Johannisblumen wurden im Ofen verbrannt. In Langenwetzendorf bezog der Lehrer als Dezem „Wettergarben“, weil er verpflichtet war, bei heftigem Gewitter zu läuten, wahrscheinlich um die Leute andächtig zu stimmen; Einfältige mögen auch geglaubt haben, Glockenschall könne das drohende Gewitter vertreiben.



Nistende Schwalben oder Splitter eines vom Blitz getroffenen Baumstammes schützen vor Blitzschlag. Wer vor Feuer sicher sein will, darf an den drei heiligen Abenden das Feuer im Ofen nicht ausgehen lassen.

Für Krankheiten gab es allerlei Heilmittel, die oft sehr gut, manchmal auch lächerlich, sogar gefährlich waren. Bei Schnittwunden legte man Spinnengewebe, bei Hundebiss Hundehaare auf. Lein, Leinöl, Aloe und Meerzwiebel sind alte bekannte Hausmittel, und wer kennt all die Teekräuter, die der Bauer im Sommer sammelt und trocknet!

Wer sich mit einem rostigen Nagel gestochen hatte, musste diesen sofort in Speck stecken, damit die Wunde nicht eiterte.

Wer Warzen an der Hand hatte, sollte Seife stehlen, mit der eine Leiche gewaschen worden war, und seine Hände damit einreiben. Heimlich wurde dann dieses Stück Seife dem Toten wieder in den Sarg gelegt. Man konnte auch die Warzen mit der Kante eines Stückes Leder, das man ganz allein auf dem Felde gefunden hatte, drücken oder streichen und dann das Leder wieder an seine Fundstelle und in dieselbe Lage bringen, durfte aber den Ort nicht eher wieder besuchen, bis die Warzen verschwunden waren.

Bei Rose nahm man den Saum einer Hausleinwandeschürze und drückte damit ein Kreuz über die kranke Stelle des Körpers, wenn man geheilt sein wollte.

Ein Splitter von einem Sarg half gegen Zahnschmerzen, wenn man mit ihm so lange im hohlen Zahn stocherte, bis dieser blutete. Der Span musste dann vergraben werden. Es ließen sich hier noch eine Unmenge Mittel und Mittelchen sammeln.

Unglücksfälle, Krankheit, Krieg, Wasser- und Feuersnot und der Tod wurden oft durch seltsame Vorzeichen angekündigt. Ein Schlosser zu Weida schreibt, dass bei Wittchendorf zwischen Weida und Greiz ein Feld von Michaelis 1549 bis in den Januar des nächsten Jahres brannte. Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Was nun Gott durch solch und dergleichen Zeichen geben wird, das wird uns die Zeit wohl zeigen.“ Neujahrsmorgenrot bringt große Not, Krieg und Blutvergießen. Am 1. Januar 1914 soll tatsächlich Morgenrot gewesen sein. Weht aber in der Neujahrsnacht heftiger Wind, so sollen Handel und Wandel gehen. Großer Schneebruch im Jahre 1868 in den reußischen Dörfern westlich und südlich von Greiz wird von den dortigen Einwohnern als Vorbote des deutsch-französischen Krieges gedeutet.

Das Herunter- und Umfallen von Gegenständen wider Erwarten, Klopfen und andere Geräusche, für deren Ursache man keine Erklärung hat, Stehenbleiben der Uhr, Krähenschrei überm Haus, Käuzchen vorm Fenster, schlechte Träume in den Unternächten u. a. sagen den Tod voraus.

**„Wenn die Elster auf dem Dache schreit,
wird eins im Haus Gevatter;
wenn ein Strohalm vor dem Tore liegt,
wird eins im Haus begraben.“**

Man hört nie gern den Hofhund heulen, er verkündet Tod, wenn er dabei den Kopf zur Erde neigt, und Feuer, wenn er nach oben bellt. Man sieht nicht gern weiße Blätter im Kraut oder die zweite Obstblüte.

Viel wird erzählt von der Todesstunde von Brandstiftern und Mördern, die oft stundenlang kämpfen müssen und nicht eher sterben können, als bis sie ihre Sünden bekannt haben. Das ist gewiss auch ein Mittel, um die Lebenden von solchen Untaten abzuhalten.

Nach Eintritt des Todes wird die Uhr angehalten, der Spiegel wird verhängt. Dem Toten werden sofort die Augen zugeedrückt, die Fenster werden geöffnet, damit die Seele herauskann. Die Umstehenden beten ein Vaterunser. Schulpflichtige Kinder besuchten früher drei Tage lang keinen Unterricht. Solange die Leiche im Haus war, durfte nichts verkauft oder verschenkt werden. Ein Nachbar bestellte die Grableute und Verwandten. In kleinen Dörfern nahmen alle Bauern, in größeren nur die Nachbarn (die Gemeinde war genau eingeteilt) als Träger am Begräbnis teil. In manchen Orten mussten sie auch das Grab ausschaufeln, sie erhielten dafür Brot und Zukost, aber keinen Lohn.

Die Leiche wurde im Trauerhause, meist in der Scheune, aufgebahrt, oft legte man kleine Münzen in den Sarg. Schaulustige waren gern gesehen. Die geladenen Verwandten und Nachbarn begrüßten die Angehörigen des Toten beim Eintritt ins Trauerhaus mit den Wirten: „Gott tröste dich in der betrübten Trauerstunde!“ und erhielten die Antwort: „Der liebe Gott hat's getan.“

Der Kantor erschien mit den Schülern (es gab Begräbnisse mit ganzer und solche mit halber Schule, je nach dem Geldbeutel des Toten) im Trauerhause und sang am Sarg ein Lied. Nun wurde der Sarg geschlossen, die Träger hoben ihn in die Höhe; sofort mussten die Böcke, auf denen er stand, umgeworfen werden. Über der Schwelle unterm Scheunentor wurde der Sarg dreimal gesenkt: der Tote nahm Abschied von seinem Hof. Gleichzeitig waren die Bienenstöcke gerückt und Rinder und Pferde aufgetrieben worden, damit sie ihrem Herrn „Lebe wohl!“ sagten. Man hörte nicht gern, wenn das Vieh schrie, deswegen musste die Magd einen Korb Heu aufstecken. Kaum hatte der letzte den Hof verlassen, wurde das Tor geschlossen aus Furcht vor dem Tode. Der Lehrer geleitete den Trauerzug mit dem Gesang einiger Lieder zum Friedhof und überwachte den Beginn des Läutens. Man beobachtete genau, welche Glocke den letzten Schlag tat; die große, so war die nächste Leiche ein Verheirateter, war's die mittlere, ein Lediger und bei der kleinen ein Kind. Die Trauerfeier fand meist in der Kirche, seltener nur am Grabe statt.

Nach der Beerdigung versammelte sich die Trauergemeinde (Verwandte und Nachbarn und Frauen) wieder im Trauerhause zum Leichenschmaus, der bis zum Abend, manchmal bis in die Nacht hinein dauerte. Am feierlichsten wurden Jünglinge und Jungfrauen beerdigt.

Der erste Bettler, der nach dem Begräbnis ins Trauerhaus kam, konnte sich an den Tisch setzen und so viel essen, wie er wollte, oft erhielt er auch noch Geldgeschenke. Leichenwasser und Leichenseife durften nicht auf die Düngerstelle geworfen werden, man musste sie vergraben.

Zum Schluss seien noch einige Dinge erwähnt, die sich in die beiden ersten Abschnitte nicht einordnen lassen.

Das Winterschlachtfest wurde bei den Bauern meist besonders gefeiert. Oft mussten mehrere Schweine, oder auch ein Kalb oder ein Rind ihr Leben lassen. Die Verwandten wurden eingeladen. Wenn dann des Abends Familie, Gäste und Gesinde beim Essen zusammensaßen, wurde von unsichtbarer Hand mit einem hölzernen Spieß ein Korb zum Fenster gereicht und solange geklopft, bis der Bauer öffnete und auf dem im Korbe liegenden Zettel las:

**„Hört, ihr Leut', ihr habt geschlacht'
und klein und grosse Würst' gemacht.
Gebt mir die grösste nicht, die kleinste nicht,
sondern die, die neben dem Sausack liegt!“**

Nachdem dieser Bitte entsprochen, verschwand der Spieß wieder im Dunkel bei Nacht. Daher der Ausdruck „Spießbrecken“. Manchmal tarnen auch zwei vermummte Gestalten in die Bauernstube und suchten durch Gesten und Tänze ihr Teil von der Schlachtschüssel zu erhalten.

Weit verbreitet ist der Drachenglaube, den Gustav Schröer in seinem „Schuss auf den Teufel“ geißelt. Der Besitzer des Drachens, eines dämonischen Geistes,

der im feurigen Strahl zur Feueresse hineinfährt, fügt andern Leuten überall Schaden zu. Er verhext Mensch und Vieh: Kinder können nicht schlafen, das Vieh gedeiht nicht, Kühe geben statt Milch Blut u. a. m. Von ihm ausgegebenes Geld wandert auf geheimem Wege zu ihm zurück, man soll es nicht mit den Fingern berühren. Beim Verlassen des Hauses wirft ihm die Bäuerin eine Hand voll Salz nach, damit seine Zauberkünste unwirksam bleiben. Das Sterben fällt ihm sehr schwer, wenn er den Drachen nicht einem andern übergeben kann.

Meerschweinchen werden gepflegt, weil sie die Leute von Krankheiten erlösen.

Hausunken ziehen das Gift, das in den Bewohnern ist, an sich und sterben dann, während jene befreit sind. Man stellt dem Unk des Nachts einen Topf mit Milch hin, man sieht ihn, weil er Glück bringt, gern in Ställen und in Häusern. Freilich treibt er auch zuweilen — nach Art der Kobolde — Unfug: er flicht den Pferden die Mähnen zu Zöpfen zusammen, er melkt die Kühe und trinkt deren Milch; er zieht aus, wenn er gescholten wird, das Glück mit sich nehmend.

Es wäre nun noch zu untersuchen, welche Bräuche der Bauer bei seiner Arbeit beachtet. Das soll einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben, wie auch diese Arbeit keine vollständige Sammlung sein kann. Aber sie will zeigen, wie Sitte und Brauchtum als ungeschriebenes Volksgesetz des Bauern ganzes Dasein von der Geburt bis zum Grabe umranken. Überall fühlt er sich von Gefahren, von heimtückischen Mächten umgeben und sinnt darauf, diesen auszuweichen oder sie unschädlich zu machen. Diese Sammlung soll dem aufmerksamen Beobachter einen Fingerzeig geben, einmal über die kulturelle Entwicklung unseres Volksstammes nachzudenken, sie soll ihn anregen, selbst Sitte und Brauchtum zu pflegen und zu neuem Leben zu erwecken, soweit es wert- und sinnvoll ist. In dem Maße, wie das deutsche Volk den Sinn für Symbolik wiedergewinnen wird, wird auch sein Verständnis für die Bedeutung ländlicher Sitten und sein Bestreben, diese zu erhalten, steigen.



„Das schöne Detail“ in der Kirche Arngrün



Drei kleine Greizer Frühlings- Anekdoten

Aufgeschrieben und ausgeplaudert aus dem heimatlichen Alltag
von A. Paul Meyer

Mit den Augen naschen

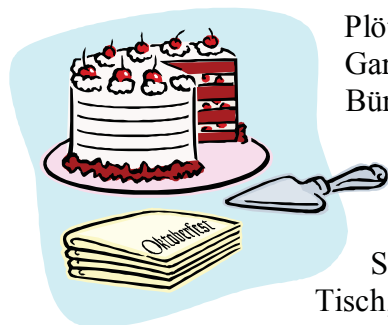
Bei schönem Mai-Wetter macht ein alter Freund aus dem Heimatdorf nahe Greiz natürlich seine übliche Maiwanderung. Nicht zu Fuß diesmal, nein, in eine größere Stadt fährt er und mietet sich dort in einem Gasthaus ein. Dabei bemerkt er, dass das kleine nette Zimmermädchen, das recht sehnerliche und verliebte Augen hatte, das Zimmer stets ohne Anklopfen betritt.

Mein Freund, gewitzt wie er war, fragt die eifrige Zimmerbedienung: „Na, aber Fräulein Berta, warum klopfen Sie denn nicht an, wenn Sie in mein Zimmer wollen? Es könnte doch sein, dass ich grademal im Bett liege oder beim Anziehen bin!“

Meint das Mädels ganz trocken: „Aber, mein Herr, da brauchen Sie gar keine Angst zu haben! Ich gucke doch immer erst durchs Schlüsselloch, bevor ich zu Ihnen ins Zimmer komme!“ — — —

Kopfrechnen — schwach!

Der Bürgermeister seines Heimatdorfes — längst ist's der lieben Stadt Greiz eingemeindet — hatte sich mit der vierköpfigen Familie am Pfingsttag an den schön geschmückten Nachmittags-Kaffeetisch gesetzt, um zusammen die große, selbstgebackene Buttercremetorte gemütlich zu verspeisen. Jedes sollte, wie's die Gerechtigkeit verlangt, ein Viertel der herrlich schmeckenden Torte erhalten ...



Plötzlich kommen da zwei unerwartete Gäste durchs Gartentor herein. Was war zu machen? Die Frau Bürgermeister bittet aufgeregt den lieben Ehegatten, rasch auszurechnen, wieviel nunmehr jeder von der Torte bekommen könne, da sechs Mäuler zu befriedigen seien.

Sinnierend, rechnend steht der liebe Mann am Tisch; dann erwidert er erlöst: „Gar nichts! Die Torte wird weggestellt!“

Maientage länger — Frauenröcke kürzer

Eines schönen Frühlingstages geht wiederum mein Freund spazieren, diesmal in der nahen Greizer Stadt, durch den herrlichen Park, wie es so viele zu ihrer Erbauung tun. Kommt ihm da, es ist in den Morgenstunden, ein kleiner Steppke bitterlich heulend entgegen. „Nu, wo fehlts denn, Kleiner?“, hält ihn teilnehmend mein Freund an.

„Hab’ meine Mutti verloren, die mich in den Kindergarten bringt!“

„Aber warum hast du dich nicht an deiner Mutti oder ihrem Rock festgehalten, Kleiner?“ „Nee“, meint dieser weiter heulend, „ich konnte doch nicht naufangen, der is doch so kurz!“ — —

Was sollte er da machen??

Heimatbote 1972-5

Etwas zum Lachen — vor und hinter den Kulissen

Ein paar kleine, heitere Greizer Theater-Anekdoten

Erlebt oder nacherzählt von Dr. Franz Hauschild

Es ist mehr als fünfzig Jahre her. Als der Greizer Musentempel an der heutigen Stavenhagenstraße (früher Augasse) noch „Tivoli“-Theater nach dem bis 1927 bewirtschafteten

Restaurant und „Gesellschaftshaus“ hieß. Denn erst nach dem großen Umbau 1927 wurde es, unter

Herausnahme der umfangreichen Gastronomie, Städtisches Theater. Damals bespielten es — höchstens 4- bis 5mal monatlich — das Plauener, vor allem aber, wie heute wieder, das Geraer Theaterensemble als dessen Zweigbühne.

Einmal wurde Schillers Tragödie „Wallensteins Tod“ geboten. Letzter Aufzug, letzte Szene: der Feldherr ist ermordet, der junge Piccolomini tritt auf, spricht erschüttert: „... Es ist nicht möglich! Butler! Gordon! Ich wills nicht glauben, saget nein!“



Lithografie (Sammlung S. Klein)

Gordon antwortet nicht, weist nur zum Hintergrund der Bühne, wo man Wallensteins Leichnam in einem zusammengerollten Teppich (lt. Schillers Regieanweisung) hinausträgt. Da hört man, wie in einer der letzten Parkettreihen eine Besucherin laut und deutlich zu ihrer Nachbarin sagt: „Übrigens, Steinigers ziehen morgen auch um!“

*

Eine ganze Epoche später, als Greiz (1947-1963) sein eigenes Theaterensemble besaß, gab es hier mit zahlreichen, inzwischen namhaft gewordenen Künstlern in der Republik manche hervorragende Erstaufführung, so 1954 Carl Zuckmayers Volksepos „Schinderhannes“ in einer der ausgezeichneten Inszenierungen des damaligen Intendanten Otto Ernst Tickardt.

In einer Szene des 3. Aufzuges hat ein preußischer Soldatenwerber ein Häuflein armseliger Rekruten angeworben — jammervolle Gestalten, die von Statisten aus allen Sparten des Hauses gestellt werden mussten. Einer von ihnen hatte dabei auf die Frage des Werbers: „Ei, was is denn los, wo sinn den die annern?“ vorzutreten und ängstlich zu antworten: „Ich glaub’, die sin widder Heimgange!“

Der damalige Oberspielleiter wollte sich in dieser letzten Aufführung des Stückes als Abendregisseur mit einem, in der Bühnenpraxis weniger erfahrenen Statistenkollegen einen kleinen Spaß machen. Er schloss mit ihm die Wette ob: „Du wirst heute deine Worte nicht herauskriegen!“ Das schien diesem unmöglich, wäre damit doch die Szene „geschmissen“.

Und doch: als der Auftritt kam und er den Mund zu seinem Satz öffnen wollte, ertönte laut hinter einer Seitenkulisse hervor: „Ich glaub’, die sin widder heimgange!“ Allgemeines Grinsen und Gemurmel der übrigen Rekruten. Der Abendregisseur, lachend hinter der Bühne, hatte die Worte selbst gesprochen, sie waren nicht zu wiederholen, aber dem anderen blieb der Mund offen stehen — die Wette war für ihn verloren ...

*

Goethes Schauspiel „Iphigenie“ ging als eine der dazumal noch „echten“ Greizer Premieren in Szene, danach auch auf der heute leider ungenutzten Schlosshofbühne in einer erlebnisstarken Klassiker-Aufführung O. E. Tickardts geboten. Und das ist schon mehr als zwei Jahrzehnte her.

Die Vorstellung hatte im Haus an der Stavenhagenstraße schon begonnen, als noch einige Zuspätkommende Einlass in den Zuschauerraum begehrten. Die Türschließerin wehrte ab, doch schließlich gab sie nach: „Aber meine Herrschaften, die Vorstellung läuft schon seit zehn Minuten! Gehen Sie wenigstens ganz leise rein!“ „Warum denn“, war die Entgegnung, „schläft denn schon alles?“

„Schiebt, ihr Leite, schiebt e' bissel!“

Eine heitere Begebenheit aus der Greizer Kraftverkehrsgeschichte vor 30 Jahren, aufgezeichnet von Willi Hentschel

Ja, dies ereignete sich vor nunmehr drei Jahrzehnten, nachdem damals tatkräftige Männer des heutigen VEB Kraftverkehr Greiz durch unermüdlichen Einsatz die unheilvollen Folgen des verbrecherischen Hitler-Krieges auch auf dem Gebiet des städtischen Verkehrswesens durch Wiederaufbau ihres Betriebes zur Beförderung der Werktätigen im Bus-Linienverkehr zu überwinden begannen. Notdürftig waren einige alte Busse wieder instandgesetzt und fahrtüchtig gemacht worden, um den Linienverkehr auf den wichtigsten innerstädtischen Strecken wieder aufnehmen zu können. Leucht- und Holzgas waren damals notwendige Hilfsmittel, um die Busmotoren wieder in Bewegung zu bringen.

Nach fast einjährigem Stillstand hatte das Gaswerk die Produktion wieder aufgenommen. Wenn auch die Flämmchen der Gaskocher in den Haushalten recht klein brannten — es blieb noch soviel Gas übrig, um die unersättlichen Bäuche der gasgetriebenen Omnibusse zu füllen, einen dünnen Fahrplan nach den Ortsteilen Silberloch, Dörlau, Pohlitz, ja sogar mit Naitschau oder Elsterberg herzustellen. Die ungefügen, in ihrer Länge das damals polizeilich zugelassene Maß weit überschreitenden Buszüge erreichten zwar langsam, aber fast immer ihre Ziele. Wenn einer von ihnen jedoch nicht zur rechten Zeit an der Gaszapfstelle erschien, dann musste der einzige Dieselwagen zum Abschleppen auf die Strecke gesetzt werden. Kam er dann, fast 30 m lang, angedonnert, schauten die Verkehrspolizisten diskret zur Seite, kannte die neuaufgebaute Volkspolizei doch die damaligen Busverkehrsnoté ...

„Krone“ des Beförderungs-„komforts“ des KOV von 1945 wurde jedoch mit der alten „Tak- Tak“ erreicht. Das war eine asthmatische Zugmaschine, der ein Personenanhänger verpasst wurde und die zumeist gegen 16 Uhr auf die Reise nach Greiz-Dörlau ging, um von da die Werktätigen des damaligen EKM-Betriebes (heute VEB Plasttechnik) ins Stadtinnere zurückzubringen. Vor dem Fabriktor „erstürmten“ dann so 50-60 Werktätige den Anhänger, in dem man schließlich tak-tak-tak heimwärts fuhr. Die steile Ausfahrt an der Rothenthaler Notbrücke ging freilich oft über die Kräfte der guten, alten Zugtante. Auf halber Höhe blieb sie stehen und wartete auf Hilfe. Na ja, da stiegen denn so zwanzig jüngere Fahrgäste aus und mit einem aufmunternden

„Schiebt, ihr Leite, schiebt e' bissel!“

gings schließlich mit Hallo den Rest der Steigung hinauf.

Solches wiederholte sich öfters am Berg vor der Papierfabrikbrücke und gehörte sozusagen schon zu dieser Tour. Lediglich der Fahrplan musste um

runde vier Minuten verlängert werden. Was sich heute recht lustig anhört, doch damals so mancherlei Schwierigkeiten mit sich brachte, da viele Busse völlig überbesetzt waren. Bis dann auf dieser wichtigsten Greizer Buslinie im November 1946 der elektrische Obusbetrieb ermöglicht wurde ...

Ähnlich ergings einmal dem „Langen Thüringer“, als ein fahrplanmäßiger Gasbus von Silberloch unterwegs hängen geblieben war und über hundert Männlein und Weiblein an dieser Haltestelle von dem aus Naitschau kommenden, bereits stark besetzten großen Omnibus mitgenommen werden wollten. Erwartungsvoll schauten sie, was die Busbesatzung — der Pfeifers Dicke als Fahrer und Degners Günter als Schaffner — machen würde, um sie alle mitnehmen zu können. Beiden war klar, dass sie ihre Werk tätigen nicht im Regen stehen lassen konnten, und so meinte Günter schließlich: „Na, seht mal, wie ihr noch rinnkommt!“.



IKARUS-Bus (Foto Bundesarchiv)

Da gab's nun nicht etwa eine solide Keilerei, sondern ein beharrliches „Hineinschichten“, so dass sogar der Schaffner noch mitkommen konnte. An der Endhaltestelle vom entsetzten Fahrdienstleiter gefragt: „Na, Günter, alle weggebracht?“, sagte dieser trocken: „Doch ja, 197 Mann!“ Der „Lange Thüringer“ aber war für 87 Fahrgäste zugelassen (ein moderner IKARUS-Gelenkzug von heute, wie im Buslinienverkehr des VEB Kraftverkehr Greiz vielfach eingesetzt, fasst rund 150 Fahrgäste)!!

(Aus Anlass des 50jährigen Bestehens des VEB Kraftverkehr Greiz, Pfingsten 1925 begründet)

Heimatbote 1975-7

So was gab's auch einmal ... / Drei heimatliche Anekdoten

Erforscht — erfahren — erlauscht aus dem dörflichen Alltag einst und aufgezeichnet von A. Paul Meyer , Jena

„Herrgottssprache“

Etwas abseits vom Ort stand ehemals das Kammergut zwischen langgestreckten Feldern und hohen Baumgruppen, da, wo sich nicht weit davon der Segelflugplatz der Greizer hinzieht. Damals war auf dem Gut der alte Johann beschäftigt, gewissermaßen zum Inventar zählend. Wenn dieser sich einigermaßen satt essen und seinen Schnaps haben konnte, war er beinahe zufrieden, obwohl er von früh vier Uhr bis spätabends schuftete, bevor er sein Heulager aufsuchen konnte.



Ansichtskarte undatiert (Sammlung S. Klein)

Einmal im Herbst, es war schon abendlich düster und ringsum herrschte dicker Nebel, hantierte Johann noch auf dem Acker herum und hatte dabei, um sehen zu können, eine Stalllaterne umhängen. Plötzlich rauscht es verdächtig über ihm und eine harte Stimme ertönt aus dem Dunkel: „He, wo sind wir denn hier?“ (Es war ein Segelflieger, der sich im Nebel verflogen hatte.)

Johann erschrickt mächtig, wirft seine Gabel hin, flüchtet so schnell er kann in den Gutshof. Beinahe hätte er dabei den dicken Gutspächter angerannt, der ihn erstaunt fragt: „Na, Johann, was hast du denn, du zitterst ja am ganzen Leib?“ Darauf Johann: „Ooch, ich hob eben mit unnern Herrgott gesprochen!“

„So“, meint erstaunt der Gutsherr, „was sagte er denn?“ Noch immer zitternd

kam die Antwort: „Er frug, wo er hier wär!“

Sparsam

Am nördlichen Ortsausgang von Greiz-Moschwitz ist ein kleiner Taleinschnitt, „Schluchten“ genannt. Hier wirtschaftete einst seit vielen Generationen der „Schluchtenbauer“, Vor der Toreinfahrt seines Hauses standen dazumal noch zwei recht stattliche Fichten — als diese Geschichte spielte mit einer Girlande dazwischen. Es war die Hochzeitsgirlande, denn der junge Schluchtenbauer hatte vor kurzem geheiratet.

Nicht lange danach war ein kleiner „Stammhalter“ eingetrudelt, den die glückliche junge Frau gern Jürgen nennen wollte. Doch ihre Schwiegermutter, die im Hause noch das Regiment führte, meinte energisch: „Der Junge häßt Gottlieb! Der Urgroßvater hieß Gottlieb, der Grußvater hieß a su, sei Vater häßt a Gottlieb — nu werd der Junge a su benannt. Da brauch’s m’r kä neies Wogenschild machen ze lassen ...!“

Nebelgespenster

Der windige Herbst war eingezogen, dicke Nebel senkten sich übers Greizer Tal. Droben auf der Obergrochlitzer Höhe begannen anno dazumalen wie alljährlich wieder die gemütlichen vogtländischen „Hutzenohmde“, heute kaum noch bekannt.

Da trafen sich allwöchentlich nach getaner Arbeit stets einige Nachbarn reihum und verbrachten die langen Abende mit Plauschen, Erzählen, Spinnen, Singen, oft mit Neckern und Lachen der Frauen, die dabei Federn „schloßen“ oder strickten, während die Männer skateten oder schafkopften. Zu späterer Stunde wurden oft alte Geschichten, Sagen und Mären bei einem Topf Kaffee aufgewärmt oder auch über kleine Tagesereignisse und großes Weltgeschehen geplauscht.

An solch einem Hutzenohmd war einmal arg von Teufeln, Hexen, Geistern, Drachen, Winselmuttern und anderen sagenhaften Gestalten die Rede. Dabei war auch die etwas furchtsame Dorothea anwesend, die am Ortsausgang ihr kleines, armseliges Häusel bewirtschaftete. Sie musste auf dem Heimweg am Friedhof vorbei, als die Turmuhr der alten Kirche gerade die mitternächtliche „Geister“stunde schlug. Da sieht sie nahe der Friedhofsmauer etwas Weißes hocken, schemenhaft, und beim Näherkommen sogar eine leibhaftige Gestalt dahinter ...

Schlotternd vor Angst bekreuzigt sich Dorothea, ruft, an allen Gliedern zitternd: In Gottes Namen, was wünschst du, liebe Christenseele, hier??“ Da flüstert es geheimnisvoll aus dem Nebel: „E Sticke) Papier, meine Liebe!“



Begründet von Franz Kellert †.

Nummer 13 — 1939

Verantw. Schriftleiter: Ernst Riemenhneider, Greiz.

Greiz, 6. Juli

Der Kaffee ist an allem schuld!

Betrachtungen über Greizer wirtschaftliche Verhältnisse im Jahre 1774

Eine merkliche Wirtschaftskrise war vor 165 Jahren über die Greizer Zeug- und Hausweber hereingebrochen. Berufene und Unberufene, Fabrikanten und Leinweber aus Greiz und auswärts, gingen im „Greizer Intelligenzblatt“ den Ursachen des schlechten Geschäftsganges nach. Die Angriffe gingen hin und her, bis dann ein Hofer Handelsmann die Ursachen weder in dem russisch-türkischen Krieg, weder in den Geschäftsgebaren der „Fabriquen“ noch in der gewissenlosen Preisgestaltung zum Schaden der Weber die Ursache zu sehen vermeinte, sondern in der Verschwendungssucht der Greizer Zeug- und Leinweber selbst.

Seine Ausführungen sind für das Leben in Greiz vor anderthalb Jahrhunderten recht aufschlussreich. Da heißt es u. a.:

„... ich wundere mich nicht wenig, dass die in der Greizer Gegend wohnenden Zeug- und Leinweber sich nicht in den besten Nahrungsumständen befinden sollen! Ich habe wirklich geglaubt, dass sich diese Art Leute nirgends besser als in Greiz befänden, und habe sie fast durchgängig für reiche Leute gehalten.

Ich war vorigen Sommer in Greiz; ich sah mich in der Stadt um; es begegnete mir eine Kutzsche mit Frauens-Personen; ich fragte, wer diese Leute wären, und ich erfuhr: es wären Leinwebersleute, die zu Gevatter⁴ stünden.

Ich kam in eine andere Straße; es begegnete mir wieder ein Kutsche; ich fragte wieder darnach und hörte das Nämliche!

Hell vor Verwunderung darüber, fragte ich weiter: wie es denn die Gelehrten und Kaufleute bei solchen Gelegenheiten hielten? Uhnfehlbar würden sich

⁴ **Gevatter** ist die altertümliche Bezeichnung für den Taufpaten. (WIKIPEDIA)

diese in Portechaisen⁵ in die Kirche bringen lassen? Nein! bekam ich zur Antwort, sie fahren auch zum Theil, teils aber gehen sie auch zu Fuß. Ich sagte: Das ist sehr verkehrt, dachte aber: Diese Leineweber müssen hier sehr gut stehen!

In dieser Vermutung wurde ich sehr bestärket, indem ich in der nähmlichen Stunde 3 Männer von diesem Handwerk mit Uhren und silbernen Schnallen gehen sah ...“

„... Ohngefähr ein Vierteljahr vorher verreiste nach Ronneburg ... Als ich in Greiz zum Thore begegneten mir einige Frauens-Personen. Die war schwarz gekleidet, ihre Haare 3viertel Ellen accommodieret, gepudert und mit lieinischen Blumen besteckt. Es war dieses eben auch eine Gevatterschaft, und als ich mich nach dieser Person, die ich für sehr vornehm hielt, erkundigte, so erfuhr ich, dass es eine Magd und eines Leinwebers Tochter sey! Ich hielt diesen Kopfputz dem Friseur für so übel als den Mädchen selbst, darum, weil er nicht mehr Unterschied im Stande zu machen wußte.“ – „... An einem

ich durch Greiz
hineinkam,
vorderste
hoch
ita-



Sonn- tag ... sah ich diese Nation ... im Staat, mehrenteils in fremden und übertriebenen Staat; und doch hörte ich schon überall über Geldmangel und Abgang an der Nahrung klagen, hielt aber diese nur für die alte allgemeine Klage. Ihre Blätter aber geben mir nun Gelegenheit zu ernsthaftem Nachdenken, und dadurch vollkommenes Licht in dieser Sache. Wann ich daher nur überlege, dass wirklich die Handlung (gemeint ist das Sächsische Handelsunternehmen) um ein merkliches gefallen, dass der Lein- und Zeugweber von Tag zu Tag mehr werden, dass diese Leute bis auf die ärmsten Kämmer und Spinner

sich das Caffee trinken im höchsten Grad angewöhnt haben,

und dafür und für Zucker so vieles Geld nach Amerika schicken; wenn ich bedenke, dass sie sich

nicht in ihre eigenen Manufactur-Waren kleiden,

welches ihnen doch eine Ehre wäre, sondern ihr verdientes Geld hierfür nach Frankreich, Italien, Engeland, Holland usw. und also auf eine ganz unnöthige Weise aus dem Lande senden, so muss freilich Klage über Mangel des Geldes und ihr Verdienst zu andern nöthigen Bedürfnissen nicht zulänglich seyn!

⁵ Portechaise = Sänfte

Wenn man dieses alles ernstlich betrachtet, so folget daraus sehr deutlich und überzeugend, dass man den Regocianten (Handelsherrn) ... nicht eben alle Ursache des Ruins dieser Fabrique, sondern großen Theils denen Fabriquanten (Lein- und Zeugwebern) selbst zuzuschreiben hat.“ ... - „... Dass jene (die Handelsherrn) die Gelder so sehr hoch auszahlen, ist allerdings unverantwortlich. Allein, die Weber sollten auch bedenken, dass sie keine Kaufleute sind – sie sollten besser wirtschaften – sie sollten sich in ihre eigenen Manufactur-Waren kleiden – sich nicht solches übertriebenes Staats und Kutzschenfahrens bedienen – und denen es nicht gleich machen, von welchen sie ihr Brod und Nahrung haben; denn solche Sachen machen bey den Kaufleuten große Aufmerksamkeit, und muß es der Unschuldige mit dem Schuldigen entgelten.“ –

„Der Caffee trunk alleine machet ihren (der Weber) Bezirk Landes (Reuß ältere Linie) ... völlig geldarm. – Vielleicht haben sie diese Sache, welche gewiß verdienet, von ganz Teutschland ernstlich betrachtet zu werden, selbst noch nicht in Erwägung gezogen? – Rechnen Sie doch nur einmal ohngefähr

10 000 Menschen im Greizer Bezirk,

die von der Weber- und Spinnerey, und was dem anhängig ist, sich nähren. Rechnen Sie nur seit 20 Jahren an, dass der schädliche Caffee so gar sehr gemein geworden. Rechnen Sie in Bausch und Bogen

auf eine Person des Tages nur einen Groschen,

so werden Sie finden, dass diese Leute allein seit 20 Jahren

3 041 666 Rthl. 16 gr.,

ich sage Drey Millionen und einundvierzig Tausend, Sechshundert und Sechs und Sechszig Rthl. 16 gr.

nur für Caffee und Zucker

außer Landes gesendet haben! ... Auf eine Person beträgt es in 20 Jahren 304 Rthlr. 4 gr.!!

Nun bedenken Sie, wenn diese gräuliche Summe Geldes, mehr als Drey Millionen, im Lande und in der Gegend geblieben wäre, ob man wohl über Geld und Kredit so sehr zu klagen nöthig haben würde?

Rechnet man nun folgendes nur halb so viel auf unnöthig an sich gekleidete fremde Waren, so siehet man, dass diese Lüsternheit 10 000 Webern, Spinnern, Kämmern und dergl. Leute in 20 Jahren 4 562 500 Rthlr. kostet.⁶

⁶ Anmerkung der Redaktion: Um Himmels willen! Wenn Ihre Rechnung richtig ist, so haben ja die (Greizer) Leineweber ihre Lumpen bloß in Caffee versoffen!

... Nehmen Sie noch einige eben so entbehrliche, ja schädliche Articul dazu, so werden Sie eine ganz ungeheure und fast unglaubliche Summe baares Geld sehen, die nur seit 20 Jahren ohne alle Hoffnung, etwas davon wieder zu bekommen, bloß für unnöthige Dinge aus unserm Teutschen Reich unvermerket hinaus geschleppt worden sind; und alsdann wird sich Niemand mehr wundern, dass wir so geldarm sind!“

Dass die oben aufgemachte Rechnung natürlich einseitig ist und nicht in dem Maße stimmen kann, tun auch weitere Einsender von Artikeln an das Intelligenzblatt kund. So sei nur angeführt, dass durch das Kaffeetrinken für den Morgen-, Frühstücks- und Nachmittagstrunk der „viele Branntwein, Brod und große Qualitäten von Getreide zu Suppen und dadurch wieder Bier, Butter und Fett“ erspart werden, da man sich „eines statt des anderen bedient“. Doch dies liegt jetzt außerhalb des Interesses. Hier sollen nur einmal, und das in unserer heutigen, so sehr nach Kaffee begehrliehen Zeit darauf hingewiesen werden, wie man versucht war, vor anderthalb Jahrhunderten die Ursachen zu dem beginnendem wirtschaftlichen Niedergang in dem Kaffeegenuss der einfachen Bürger zu sehen. M. W. Sch.

Vergangenheit und Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 13-1939



Waltersdorf / Zeichnung Randig (Heimatbote 1982-9)



Allerhand Weisheit in Spruch und Wort aus Greiz und manchem anderen Ort

Es ist bekannt, dass man früher viel häufiger als jetzt das Haus mit einem Sinnspruch, einem lustigen Vers oder frommen Spruch schmückte. In den Jahrzehnten, die Greiz vom stillen Landstädtchen zur lebhaften Industriestadt werden ließen, geriet diese schöne Sitte unserer Väter ganz unverdient mehr und mehr in Vergessenheit. In neuerer Zeit hat man jedoch den alten Brauch zur

Freude eines jeden Hausfreundes mehrfach mit Geschick wieder aufleben lassen, und so kann man, wenn man die Augen offen hält, so manchen schönen Spruch, manches passende Zitat und manches ernste Wort, sei es an Privathäusern, öffentlichen Gebäuden in Anlagen und sonstwo, auch bei uns in Greiz finden.

Auf der ältesten bekannten Abbildung der Stadt Greiz, einem Stich vom Jahre 1727, findet sich der wahrscheinlich auch älteste Vers, der sich zu unserer Stadt in Bezug bringen lässt. Um das über der Stadt schwebende Reußenwappen schlingt sich ein Spruchband folgenden Inhaltes:

**Herr segne dieses Schild, laß deßen Schutz gelingen -
So wird dir Greitz dafür noch manches Danklied singen.**

An der Fassung des Spruches wird man nichts auszusetzen finden, umso kurioser mutet bei näherer Betrachtung das Bild selbst an. Der unbekannte Zeichner hat mit staunenswerter Unbekümmertheit Berg und Tal, Stadt und Schloss auf seinem Bilde durcheinander geworfen. Die Elster fließt im Hintergrunde, unbeschwert von allen Naturgesetzen lustig einen Berg hinauf!

Kommen wir nun zu den Hausinschriften, die, wie schon gesagt, in neuerer Zeit wieder häufiger angebracht werden. Es ist auffällig, dass man sie in einigen Stadtteilen besonders häufig antrifft, während sie in anderen ganz fehlen. Auf dem Reißberg ist das Viertel neben und hinter dem Spielplatz besonders reich an ihnen. Zwar so undankbar ist man in Greiz nicht, wie ein Bauer in einem fränkischen Dorf, der, nachdem er sich versichert hat, dem Schutzpatron gegen

Feuersnot kurzerhand den Stuhl vor die Tür setzt, indem er an fein Haus schreibt:

**Heiliger Florian, du sakrischer Schwanz,
wir brauchen dich nimmer, wir han Assekuranz!**

Doch findet man bei uns in reichem Wechsel ernste und heitere, religiöse und solche, die nie über den Rahmen des Gewöhnlichen hinausragen.

Der Besitzer des Hauses Benndorfstraße 2 scheint böse Erfahrungen gemacht zu haben, denn er schreibt resignierend in Platt an die Hauswand:

**Do matt du wullt, de
Lüt snackt doch.
(Tu was du willst, die
Leute reden doch
darüber!)**



„Zärtlicher Vergleich“

Klein Elschen: „Mutti, sag’ mal, dies süße Tierchen muss aber viel Lippenschminke brauchen!“

Die Theodor-Körner-Straße ist sicher die spruchfreudigste der ganzen Stadt. Hier ist fast kein Haus ohne Spruch und sei er auch noch so klein. So am Hause Nr. 6, leider nur schwer sichtbar:

**Du ziehst hinein. Du ziehst hinaus
Ein flüchtiger Gast im eig'nen Haus.
Drum wird Dir Liebe zum Geleit
Als Bürgschaft für die Ewigkeit.**

An Nr. 8 kurz, bündig und zufrieden:

Klein aber mein!

An Nr. 9 das altbekannte:

**Grüß Gott tritt ein,
Bring Glück herein.**

Das Haus Nr. 11 bildet den Abschluss der Straße. Von einer seiner Würde spricht der Schutzpatron der Straße selbst in dem ebenso feinen, als für den Platz treffenden Zitat:

**Weit in die Ferne
Schweifen die trunkenen, freudigen Blicke.**

**Überall Leben, Üppigkeit, Streben.
Überall Sonnenschein.
Th. Körner.**

Vom Feuerwehrhaus grüßte einst:

Gott zur Ehr, Dem nächsten zur Wehr.

Der Spruch ist leider einer Renovierung zum Opfer gefallen, sodass jetzt das Gymnasium mit den Worten:

„**Die Stadt ihrer Jugend**“ das einzige öffentliche Gebäude ist, das man einer Inschrift für wert gehalten hat.

Die übrigen Schulen der inneren Stadt werden von den Vorstadtschulen beschämt, von denen fast jede durch einen religiösen Spruch geziert ist.

Reich an Hausinschriften ist auch die Leonhardtstraße. Am Hause Nr. 17 steht über der Haustüre, schon etwas verwittert:

**Als Pilger gehn wir aus und ein
In Wohnungen von Holz und Stein,
Doch über uns ist schon bereit
Das Haus der Ehr und Herrlichkeit.**

Und an einem weiteren Haus, eine ganze Wand ausfüllend:

**Sei dankbar deinem Schöpfer!
Treu deinem Vaterlande,
Liebevoll gegen deinen Nächsten.**

Viel mehr als außen am Hause findet man im Flur und Treppenaufgang Inschriften und Verse. Doch sind das meist Blümchen, die im Verborgenen blühen, da sie ja nur ein beschränkter Kreis zu sehen bekommt. Weil originell, sei mitgeteilt, was im Flur des Hauses Leonhardtstraße Nr. 26 steht:

**Gott behüt dies Haus solange
Bis eine Schnecke die Welt umgang
Und eine Ameis dürst so sehr, so sehr
Bis sie aussäuft das ganze Meer!**

Leonhardtstraße 24, wo früher mehrere Sprüche zu finden waren, kann jetzt nur noch mit dem oft gebrauchten aufwarten:

Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein.

Zum Schluss seien noch die netten Verse erwähnt, mit denen die Fensterläden des Hauses Nr. 53 am Kugelacker bemalt sind. Das Erste, in dem der Hausbesitzer die Nöte des Neuhausbesitzes zum Ausdruck bringen will, lautet:

**Anno 27 baut ich dieses Haus
Jetzt wollt ich, ei verdanzig,
Ich wäre wieder raus!**

Der zweite, der von einem Haus
in Eisenach stammt:

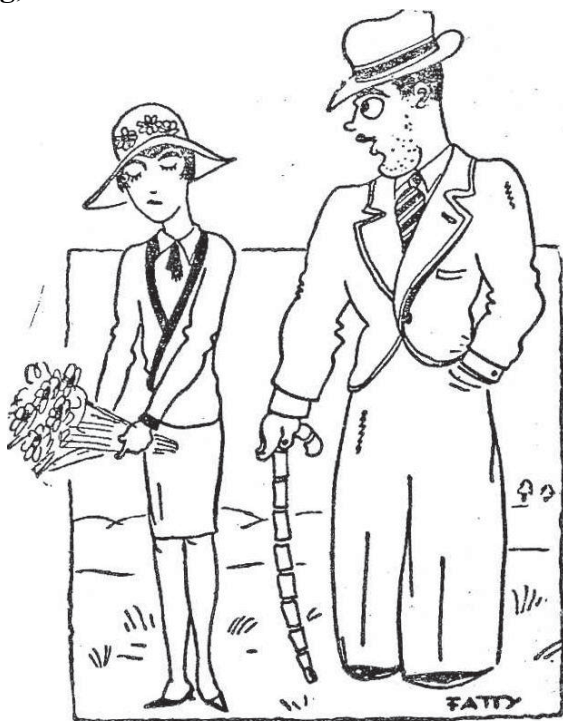
**Wünsch mir einer was
er will —
Ich wünsch ihm grad
zweimal so viel!**

Und der Dritte zum Lobe der
Heimat:

**Italiens Himmel mag
blauer sein
und höher die Berge
der Schweiz.
Doch nirgends macht
man die Klöße so fein
Als hier bei uns in
Greiz.**

Im jetzigen Stadtteil Schönfeld
findet man an dem hoch über
der Straße stehenden, fast ganz
mit Schiefer beschlagenen
schönen alten Haus den in eine
große Schieferplatte
eingegrabenen Schutzspruch:

**Der Herr behüte dieses Haus
Solang wir gehen ein und aus.**



Ihre Auffassung.

Würden Sie einen Idioten seines Geldes wegen
heiraten, Fräulein Mimmi?"

„Ach Gott, Herr Meier, Ihr Antrag kommt so
plötzlich!“

Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1936



Hausinschrift
am
Bauernmuseum
Nitschareuth



Kuriosa aus alten Greizer Amts- und Verordnungsblättern

In dem „Fürstl. Reuß-Plauischen Amts- und Verordnungsblatt“ lesen wir in der Nummer 17 vom 3. März 1822 eine Anzeige, die Bücherfreunde und Fachleute, Buchhändler und Zeitungsleute gewiss interessieren wird und die durch viele Nummern des Blattes ging. Der Wortlaut war so:

Anzeige

einer äußerst wohlfeilen, correcten und schön gedruckten Ausgabe von

Schillers sämtlichen Werken

in 18 Bänden auf weiß Druckpapier. Pränumerationspreis 4 thlr. 16 gr. sächs. oder 8 fl. 24

kr. Reichsgeld. Zur Steuer eines Nachdrucks von Schillers Werken in einer Gegend, wo sonst dieses Unkraut nicht wucherte, sahen wir uns genötigt, mit großer Aufopferung von unserer sowie von Seiten der Hinterbliebenen des unsterblichen Dichters unsere in 18 Bänden bestehende Taschen-Ausgabe unter die Hälfte des gewöhnlichen Ladenpreises herabzusetzen. -

Es zeigten sich hierauf so viele Liebhaber, dass sich nicht nur unser Vorrath erschöpfte, sondern dass wir eine neue Auflage veranstalten müssen. Sie wird sogleich nach dem Guss einer neuen, hierzu nötigen Schrift beginnen, in gleichem Format, Schrift und auf weißem Druckpapier aufs correcteste erscheinen und bis Ende Junius die erste Lieferung zu haben sein.

Stuttgart und Tübingen,

den 4. Februar 1822.I

I. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gleichzeitig mit obigem Werke erscheinen bei Gerhard Fleischer in Leipzig 18 Kupfer dazu, gegen Vorausbezahlungen von 1. Thlr. 8 gr. sächs. Auf beyde, übrigens ganz voneinander unabhängige Werke, nimmt der Unterrichtete Pränumeration an, bittet aber bei der nahen Erscheinung der ersten Lieferung um möglichste Beschleunigung der diesfallsigen Aufträge.

C. H. Henning.

Weiter finden wir in den vergilbten Blättern Gedichte, in denen Männlein wie Weiblein scharf bei den Ohren genommen werden. Die Satire hat das Wort:

Das Pfand

Stax gibt die Seel' in Gottes Hand,
Denn diese konnt' er nicht verpfänden,
Sonst wäre sie seit Jahren schon
In seiner Creditoren Händen.

Frauenrecht

Untertänig ist der Mann
Uns, den Frau'n, von Jugend an,
Bis zum Ruheplatz unterm Grase
Führen wir ihn, wie bekannt,
Erst als Kind am Gängelband,
Dann als Eh'mann bei der Nase.

Grabschrift eines Frauenzimmers

Satyrisch, fein und aufgeweckt,
War sie, so biet er Stein bedeckt,
Verliebt, stets aufgelegt um Scherz,
Ein böses Maul, ein gutes Herz,
Geh, Wanderer! Geh nun deine Bahn,
Sie hängt dir sonst ein Kläppchen an!

Beim Weiterlesen finden wir in den vergilbten Blättern der beiden Jahrgänge 1822 und 1823, die mir von liebenswürdigen Freunden zur Verfügung gestellt wurden, auch einen Artikel über den großen deutschen Maler Albrecht Dürer, nach dem der bedeutende Künstler in seinem Hause nicht auf Rosen gebettet war. Doppelt hoch müssen wir darum seine Kunst bewundern, wenn wir den Artikel lesen.

Albrecht Dürers Wehestand

Im Jahre 1494 heiratete der wackere deutsche Maler Albrecht Dürer in Nürnberg, damals 23 Jahre alt, des Wasserbaukünstlers und Harfenspielers Hans Frey schöne Tochter Agnes. Sie war aber eine Xantippe und die einzige Ursache des frühzeitigen Todes ihres Mannes, worüber Willibald Pirckheimer in einem Briefe v. Js, 1528 sich also ausdrückt: „Ich hab wahrlich an Albrechten der besten Freund einen, so



ich auf Erdreich gehabt, verloren, und dauert mich nichts höher, dann dass er so eines hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach der Verhängnus Gottes niemandt dann seiner Hausfrauen zusachen kann, die ihm sein Herz eingegen und dermaß gepeiniget hat, dann er was ausgedorrt wie ein Schaub, dorft nirgends keinen guten Muth mehr suchen oder zu den Leuten gehn, — zudem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit fertiglich gedrungen, allein darum, dass er Geld verdienet und ihr das ließ, so er starb, dann sie allweg verderben hat wollen, unangesehen, dass ihr Albrecht bis in hie 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach. Ich habe sie selbst für argwenig sträflich Wesen gewarnet, auch ihr vorgesagt, was das End hiervon sein wird, aber damit hab ich nichts anderst dann Undank erlangt“ usw.

Der arme Albrecht Dürer, der es 34 Jahre mit diesem Drachen aushalten musste! Pirkheimer gibt ihm noch das Zeugnis, er habe gelebt wie ein frommer Biedermann.

Anna von Schürmann

Das Fürstlich Reuß – Plauische Amts- und Verordnungsblatt bringt weiter am 23. März 1823 auch einen Artikel über Anna von Schürmann, eine geistig außergewöhnlich bedeutende Frau, deren Name auch heute unbedingt mit genannt werden muss, wenn die Heimat das Andenken der Frauen ehren will, die sich um geistige Arbeit, Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben durch ihre Werke und die durch den Wert ihrer Persönlichkeit in großem Ansehen stand. Die Greizer Blätter vom März 1823 schreiben darüber: „Diese Frau kann als seltenes Beispiel gegen die Meinung derjenigen betrachtet werden, welche den Beruf oder die



Anna Maria von Schürmann (WIKIPEDIA)

Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes zu geistigen Fähigkeiten bezweifeln. Sie war durch ihre umfassenden Kenntnisse eine der bedeutendsten Frauen des 17. Jahrhunderts. Sie kannte nicht nur die neueren Sprachen alle, sondern auch die lateinische und die griechische so vollkommen, dass sie in den beiden Bücher schrieb, in der letzteren ihr bekanntes Buch, dessen Titel auf Deutsch heißt „Die Wahl des Besseren“, welches zu Altona 1637 gedruckt und 1781 in Dessau neu aufgelegt wurde. Homer, Birgil und Seneca waren ihre Lieblingsschriftsteller.

Außerdem verstand sie Hebräisch, Samaritanisch, Arabisch, Caldäisch, Syrisch, Äthiopisch, Türkisch und Persisch Geschichte, Geographie, Sternkunde und Technologie umfasste sie mit männlichem Geiste. Daneben fand man bei ihr jedes weibliche Talent, ja jede weibliche Kunstfertigkeit in hoher Vollkommenheit. Sie war eine treffliche Malerin, modellierte in Wachs, spielte mehrere Instrumente, sang allerliebste und sticket vortrefflich, schnitt auch fein in Papier aus. So vielen Talenten hatte der Himmel auch noch Tugend, Reichtum und Schönheit zugesellt. Die außerordentliche Frau schrieb in ihren lateinischen Briefen an den Advokaten Rivat 1638 „**Über die Beschäftigung der Frauen mit den Wissenschaften**“, die später vom Parlamentsadvokaten Collet ins Französische übersetzt wurden, folgendes: „Die Beschäftigung mit den Wissenschaften ist einem Frauenzimmer anständig, aber nur dann, wenn sie die Fähigkeit dazu besitzt und ihr die dazu nötigen Hiffsmittel nicht durch den Zustand ihrer Familie abgeschnitten werden, und wenn sie die Übungen der Andacht und die Haushaltung nicht darüber versäumt; endlich, wenn nie nicht Ruhm und Prahlerey dadurch sucht, sondern Gottes Ehre, ihre Besserung und den Nutzen ihrer Familie, ja ihres ganzen Geschlechtes.“ Sie war wegen ihrer außerordentlichen Eigenschaften so geehrt, dass ihr der Großpensionair von Holland, der erste Staatsbeamte dieser damaligen Republik, seine Hand anbot, welche sie aber nicht annahm, und dass sie von der Königin Christine in Schweden, die eben keine große Verehrerin ihres Geschlechts war, in ihrer Behausung aufgesucht ward. Mit fast allen großen Gelehrten jener Zeit stand sie in Briefwechsel. Ihr Andenken wird immer geehrt bleiben.“ A. M.

Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1940

Die Neuschänke; Zeichnung Randig
(Heimatbote 1982-7)



GREIZER SONNTAGSPOST



Unwetterkatastrophen in Greiz

bis zu den Julitagen des Jahres 1954

Hochwasser der Elster und Gräblitz ist von jeher für die Stadt Greiz verhängnisvoll gewesen, besonders zu den Zeiten, wo die Elster in großen Bogen Aue und Anger, das Gebiet der heutigen Neustadt, durchfloss und wo die Gräblitz ihren Weg offen und mitten durch die Altstadt nahm. So verzeichnet die Stadtgeschichte allein im 17. Jahrhundert achtmal riesigen Hochwasserschaden, wobei in den Jahren 1643, 1667, 1676 und 1677 die Angerbrücke, an Stelle der jetzigen Friedensbrücke, weggerissen und ein Opfer der Fluten wurde. In den beiden folgenden Jahrhunderten tritt je zweimal eine Wasserflut auf, und merkwürdigerweise, fast genau auf den Tag eintreffend, in



genau 50-jährigem Abstand:
1721 und
1771, 1839
und 1889.

Letztere
Daten finden wir
heute noch
verzeichnet
an den
Hochwassermar-
ken des

Die große Überschwemmung im Sommerbad am 18. 8. 1924 (Archiv Torke) Eckhauses Thomasstraße/Burgstraße. Als größte Wasserflut, die bis zum 17. Jahrhundert den Greizer Talkessel verwüstete und der sämtliche Brücken zum Einsturz brachte, bezeichnet der Chronist die Überschwemmung vom Juli 1694. Ihr entsprach die Flut an der Schwelle des 18. und 19. Jahrhunderts, die vom Februar 1799, die noch verheerender in ihren Ausmaßen gewesen sein soll. Übrigens wird diesem Hochwasser in den neueren Stadtgeschichten nicht

Erwähnung getan. Umso eingehender berichtet aber das damalige Wochenblatt, das Greizer Intelligenz-Blatt, in der Nummer vom 1. März 1799, darüber.



Im August 1924 verzeichnet man das letzte Hochwasser der Elster vor der Unwetterkatastrophe des Jahres 1954. Hier das Geschehen der Tage vom 9. bis 12. Juli 1954.

Während es am Samstag, 10. Juli den

Anschein hatte, als wäre der Höhepunkt des Hochwassers in Greiz überschritten, begann das Wasser in der Nacht zum Sonntag infolge erneuter starker Regengüsse noch mehr anzusteigen. Vom Oberen Schloss aus bot sich ein Bild trauriger Verwüstung. Am Vormittag konnte man von dort beobachten, wie die Bevölkerung der überschwemmten Straßen mit Nahrungsmitteln versorgt wurde, und zwar über die Dächer. Wo dies nicht möglich war, wurden die Lebensmittel mit Schlauchbooten transportiert. In der Rudolf-Breitscheid-Straße hatte das Wasser eine durchschnittliche Höhe von 1,50 Meter erreicht und außerdem eine starke Strömung. Helfer standen mitunter bis zum Hals im Wasser. Auch vom Papiermühlenweg aus bot die Neustadt ein trostloses Bild. Die Fußgängerbrücke, die vom Papiermühlenweg über die Elster führte, wurde von den Wassermassen mit fortgerissen. Der VEB Textilia, Werk II, stand unter Wasser, ebenso die bekannte Gärtnerei Gieseler, die von den Fluten vollständig vernichtet wurde. Der mit viel Mühe und großem Fleiß neugeschaffene Goethepark wurde ebenfalls ein Opfer der Fluten. Mit welcher Wucht die Wassermassen durch den Goethepark strömten, beweist die Tatsache, dass die dort aufgestellten Ruhebänke bis an den Bahndamm fortgerissen wurden. Außerdem brachen mehrere Zementsäulen, an denen das Gitter befestigt war, sowie einige Gaslaternen wie Streichhölzer um. Der Zuschauerraum des Greizer Theaters wurde derart demoliert, dass lange Zeit keine Vorführungen mehr stattfinden konnten.

Das sind nur einige Streiflichter aus jenen Tagen, da unsere Vaterstadt durch die Hochwasserkatastrophe unermessliche Schäden erlitten hat.

In den Hochwassergebieten unserer Heimat sah es wie folgt aus:

Den Höchststand erreichten die Hochwasser führenden Flüsse in der Nacht vom 10. zum 11. Juli. So hatten die Weida in Pausa einen Wasserstand von 2,10 m. Die Triebes in Triebes hatte einen Stand von 2,60 m, die Leuba in Langenwetzendorf von 2,75 m, die Weida an der Talsperre einen Stand von 3,80 m. Die Straßen Pausa-Vorstadt/Unterreichenau und Pöllwitz-Stern sowie einige andere Straßen waren überspült.

Die Tage des Juli 1954 sind nun ein Teil Geschichte und Vergangenheit. Sie werden aber in der Erinnerung vieler Menschen, die sie miterlebten, unvergesslich bleiben.



Abb. 17: *Schweres Hochwasser der Gräßlitz am Nachmittag des 3. Juni 1889, Blick vom Brückenberg in die Stadt Greiz (Quelle: Heimatmuseum Unteres Schloss Greiz)*

Aus: Schriftenreihe der TLUG Nr. 63; Hochwasserereignisse in Thüringen

Greizer Sonntagspost 10

Das Becken

Eine fürstliche Pohlitzer Kirchweih

Martin Franck

Pohlitz, eine sorbische Siedlung aus dem 8. Jahrhundert, wurde urkundlich zum ersten Male in einem vom Herzog Friedrich dem Sanftmütigen von Sachsen den reussischen Herren im Jahre 1449 zugefertigten Lehnbrief erwähnt. Aber erst vierhundert Jahre später, als in Greiz die ersten mechanischen Webstühle Einzug hielten, entwickelte es sich vom Bauerndorf zu einem Wohnvorort der wachsenden Industriestadt. Im Jahre 1892 wurde Pohlitz zusammen mit Raasdorf zu einer selbstständigen Kirchgemeinde erhoben. So schnell war die Einwohnerzahl gestiegen. Nun brauchte man auch eine Kirche. Sie wurde in

den Jahren 1893 und 1894 aus rotem Backstein erbaut. Der Glockenturm reckte seinen spitzen Turmhelm wie einen „Lug ins Land“ hoch in den Himmel.



Ansichtspostkarte um 1910 (Sammlung S. Klein)

Als der Reussenfürst Heinrich XXII. kurz vor Vollendung der Kirche den Kamm des „Roth“ entlang gen Ida-Waldhaus zu seinem Sommerschloss wanderte, bewunderte er das neue Bauwerk aus der Ferne und sagte zu seinem Begleiter: „Eine Kirche wollten sie bauen, und ein Dom ist es geworden“. Das war natürlich Musik in den Ohren der Pohlitzer, denen die Baukosten schon Magendrücken verursachten und ein so schmeichelhaftes fürstliches Lob zu einem Balsam wurde. Für die Ohren der Greizer Kirchenväter, voller Stolz auf ihre Stadtkirche mit der Fürstengruft, war es sicherlich nicht bestimmt. Der gelbe Neid hätte sie vielleicht verzehrt. So aber blieb es ein Geheimnis der Pohlitzer bis auf den heutigen Tag. Unversehens kam es dem Fürsten beim Weitergehen in den Sinn, an der Kirchweih höchstpersönlich teilzunehmen, und er ließ das den jungen Dorfpfarrer alsbald wissen. Das war den Pohlitzern der Ehre fast zuviel. Es brachte in alle Häuser und Herzen mächtige Aufregung. Außen und innen wurde geputzt und gewienert, Gehrock und Zylinderhut aufgemöbelt.

So wurde der 4. November 1884, an dem die drei Glocken zur Kirchweih ihre Stimme laut über die neue Kirchgemeinde und hinab in die Stadt erschallen ließen, für das ganze Dorf ein triumphaler Tag. Schulklassen, Schützen, Militärverein, Turner, Handwerksinnungen, die Männergesangsvereine „Amicitia“ und „Concordia“, kurzum alles, was Abzeichen und Fahnen führte, stand Spalier und zog dann unter den Klängen der Orgel in das neue Gotteshaus

ein, an ihrer Spitze der Landesfürst, geleitet von der Geistlichkeit, von Abgesandten der Landesregierung und des Konsistoriums sowie vom Kirchenvorstand. Nie wieder sah die festlich gestimmte Gemeinde so viele Notabeln des Fürstentums Reuß ältere Linie vereinigt und immer wieder reckten sich neugierige Häse. Die „Amicitia“ sang: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, der Greizer Konsistorialrat hielt die Weiherede und der Ortspfarrer verkündete zum ersten Male von der Kanzel der schmucken Kirche Gottes Wort. Als das Ausgangslied verklungen war, schritt der feierliche Zug wieder dem Ausgang zu, zur Vorhalle unter dem Turm, wo bereits der Kirchenvorstand Aufstellung genommen hatte.

Just in diesem Augenblick nun kam es zu einem Ereignis, das ganz unversehens einen Mann ins Spiel brachte, der bisher nur als bescheidene Randfigur an der Feierlichkeit mitgewirkt hatte. Der Fürst wollte, wie es so Brauch ist, eine Gabe in den Opferstock einlegen lassen, sah aber keinen und fragte: „Wo sind denn hier die Becken?“

Da trat aus den Reihen der Bäckermeister Popp im Bratenrock⁷ vor, machte eine tiefe Verbeugung und antwortete:

„Hier sanne de Bäckem, Eier Dorchlaacht!“

Inzwischen waren noch zwei weitere Dorfbäcker hinter ihn getreten und dienernten. Der Fürst war einen Augenblick verblüfft, durchschaute aber schnell, dass der Meister zum Opfer seiner vogtländischen Mundart geworden war. Nun ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Vor dem aber musste er dies brave Landekind, das so ungewollt in das Rampenlicht der Öffentlichkeit geraten war, bewahren. In einer guten Eingebung reichte er ihm die Hand und sagte „Richtig, ich wollte nur gern wissen, ob die hiesigen Bäcker immer mit den Buchenholzlieferungen aus den fürstlichen Forsten zufrieden sind?“ Dazu sei eingefügt, dass die alten Backsteinöfen mit trockenem Buchenholz angeheizt werden mussten, wenn das frische Landbrot seinen würzigen Duft bekommen sollte.

Mit der fürstlichen Frage nun schlug die große Stunde unseres Bäckermeisters. Er wuchs daran aus der Stille seines Backstubendaseins nun über sich selbst hinaus.

„Dorchlaacht, zufrieden samm'r ebbs grod nat. D'r Waag is ze weit, wu m'r duch itze ged's Scheit aus'n Staahübel (Steinhübel am Schlötengrund) rakarre misse, Sticker vier Stunne Waags hinnewieder. Wenn's eh noch gunge Hunne ragne tut, un de Pfaar aaf danne Woldwaang nat föder kumme, ward's glei a holber Tog. War sull denn dos bezohle? Ols ob se nat aa ben Zashbarg uder drum Roth a poor Buchen schlong kennt, so stiehn genung rim fier

⁷ Frühere Bezeichnung für Gehrock

die poor Puhlitzer Backufen. Do wär'sch freilich schnaller un billiger ze huln. Un billig wull' mer fer unnere orm Waber un Färber in Durf s' Brut aam wadderhie backen.“

Der Fürst hatte richtig verstanden. Nur das mit den „gunge Hunne“, einem Dauerregen, musste er sich verdeutschen lassen. Er winkte sich aus dem Gefolge den Oberkammerrat der Forstverwaltung, der ohnedies seinen Wohnsitz in Pohlitz hatte, heran und wechselte mit ihm einige Worte. „Es ist gut“, so verabschiedete er die drei mutigen Männer, „die Sache wird wohlwollend geprüft, damit im Dorf auch weiterhin recht gutes und billiges Brot gebacken werden kann. Junge Buchen müssen natürlich verschont bleiben.“ Dann fuhr er mit seinem Gefolge wieder zu Tal. Aber die „Becken“ wurden noch am selben Abend an allen Stammtischen, bei den Vereinen und in den Stuben der Armen zu den wahren Helden dieses denkwürdigen Tages.

Greizer Sonntagspost Nr. 15

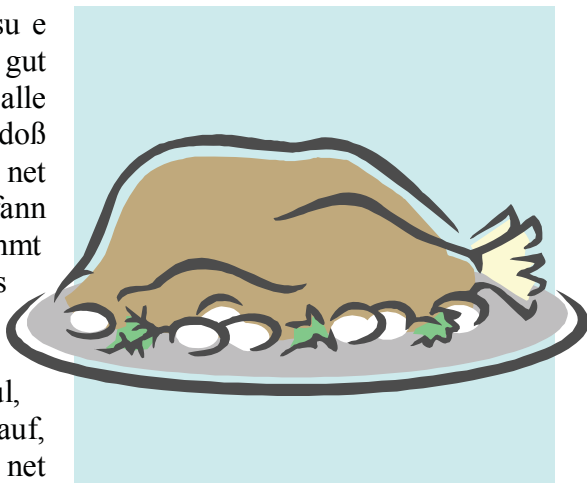


Der Gräßlitzlauf in der heutigen August-Bebel-Straße nach Verlegung des Baches von hier unter der Straße hindurch bis zur Einmündung in die Elster. Seit 19. Oktober 1903 fließt die Gräßlitz nicht mehr durch die Innenstadt. (Vgl. "Heimatbote" 10/1983.) In den folgenden Jahrzehnten wurde auch der restliche, noch offene Gräßlitzlauf in der August-Bebel-Straße durch die Fahrbahn überspannt. Am linken Bildrand ist das Haus von Fleischer Glockauer zu sehen, das später abgebrochen wurde. Hinter diesem erkennt man eine Ecke vom heutigen Hauptgebäude des Rates des Kreises. A.W. (Foto: Aus dem Archiv von Foto-Bräutigam; Heimatbote 1986-5)

Die Weihnachtsgans

De Behnersch Minna hatt schlachte Laune. Ganz schlachte Laune. Hatt'r de Butterfraa, vun dar sche schun ball e Mannel Gahr ihre Butter krieget, äne Weihnachtsgans versprochen, wie alle Gahr. Do hot se sich nu mit ihrn Lob schun grfrät; e paar Wochen lang hot se schun gut geschmeckt allen Beeden, wenn se dervun geredt hamm, denn Gänsbauch war allen Beeden 's höchste. Nooch noch su äne Gans, wie se de Butterfraa bracht, gut gefüttert, ball nār vun Hafer ellāne, ja su äne Ganz, die hatt e Bäuchel! Un dos Fett, wos drauf log, dos war e Staat! Do spratzelet noochert 's Fett nār esu raus bein Broten; eechal muß nār äns abschöpfen, e paar Schüsseln wurn voll. Do hot der Lob a oft e bill mit geholfen, denn er kunnts allemol gar net erwarten, doß 's Assen lusging. „Mach nār derweile de Klöß', Mine“, hot'r gesogt, „doß mer net drauf warten müssen, un mach ere genug; heit kimmts emol net drauf a, satt assen muß mer sich. Ich will schun's Gänsbäuchel besorgn“. Un do hot'rsch eechal raus gezung un scheen begossen, derbei hot'r geschwitzt, doß'n de Backen gegläntzt hamm.

Nu ja, orndlich obgewart't muß su e Gansbauch wārn, wenn er gut schmecken sell, ower d'r Lob hot alle Minuten de Pfann raus gezung, doß de Mine oft gesogt hot: „De bist net gescheit, Lob; loß doch nār de Pfann emol fimf Minuten drinne, 's kimmt ja aus'n Kochen. Wenn nooch 's Fläsch net wāch is, sogste, ich hätt mer än Gansert aufhänge lassen!“ - „Ach, halt dei Maul, Alte“, soget nu wieder d'r Lob drauf, „reib nār deine Ardepfel, doß mer net of de Klöß' warten müssen.“



Un er hot ahm weiter begossen. Nooch hot'r de Pfann nei de Bräunröhr geschuhm, hot noch ämol orndlich nei gekachelt, su e paar dicke Scheit Holz, un is net dervun wack gange. Er hot geschwitzt, als sell'r salber gebroten warn. Un wie se nooch de Pfann raus zuhng, wie de Klöß fertig warn, do glänzet des Bäuchel vun dan Gänsel, als warsch lackiert. Un geprasselt hot's bei'n Neibeßen, su scharf warsch gebräunt, un's Fett is nooch ne Lob un der Mine un aa ne Kinnern bei'n Maul runter geloffen.

Un nu selltten se dos Gahr kä Gänsel hamm! Kimmt de Butterfraa un sogt, 's wār gemaust wurn! Orndlich gegrinne hot se derbei. Un dos nu än Tog fer Weihnachten! Zum heiling Ohmd! Ausgerachnt!

„Warüm host’n denn net eher bestellt“, schimpfet der Lob, „doß mer sich noch wu annersch än Gänsbauch huln kunnt!“ — „Nu, weils net kalt war“, sogt de Mine, „e seilt wuhl erscht noch stinkig warn?“

„Nu is wuhl besser, wenn mer kän hamm“, spreißelt ‘r weiter in seiner Wut, er wußt gar nimmeh, wos er soget, „sah när, doß de noch än auftreibst“. Do war de Mine stiller, se muß de Gescheite sei. Se is nooch rüm geloffen, vun Pontius ze Pilatus, allemol warsch nischt, ‘s gob ere net esu viel dos Gahr.

„Wärn Se när zahn Minuten eher kumme“, soget de Fläscherschfraa, die aa manichsmol welche hatt, „ich hob glei itze ne letzten wackgahm. Mer wollt sich bei der Wärm net esu viel har leng.“

„Dos nützt mir aa nischt“, soget de Mine verdrießlich, „do muß ich halt wos annersch namme. Assen müssen mer wos. Ower de Feiertog sei uns verdorm. Do kenn ich mein Alten.“

„Nu“, mänet de Fläschern, „Ihr seid doch käne klän Kinner meh, do abt’r de Gans zum neie Gahr, do krieg ich noch ämol welche.“ Dos leichtet der Mine ei, se war of ämol ganz beruhigt.

„Host aa recht“, sogt se, „wos seil ich mich do noch weiter ärgern. Anne Gans wärd aa net draus. Wos host’n noch do? An guten Broten mecht ich schun machen de Feiertog.“

„Scheens Kalbfläsch; guck a, die scheene Keil“, sogt de Fläschern, „wenn de die gut spicken tust —“. De Mine war orndlich fruh wurn, wie se dos scheene Fläsch sah, Kalbskeil oß der Lob aa garn. „Nu do schneid emol drei Pfund ro“, mänt se, „doß mer orndliche Scheim roschniden kann. Un e halbes Pfund Spack derzu, denken mer aa, mer ham Gans. Do werd er schun ausgesöhnt sei.“ ‘s war drei un e halbes wurn, nu ‘s war eechal, rogeschnitten wur nischt.

Wie se häm kam, machet der Lob än Spanner, wie se dos grube Paket aus’n Korb nahm; er dacht, doß se amende noch ä Gänsel erwischt hätt. „Doch —“, sogt er nooch ganz entteischt, „Kalbfläsch? - - -

„Nu gucks när erscht orndlich aa, eh de wieder schimpfst“, sogt de Mine, „dos läßt de net stieh.“ — „Nu ja, scheen is“, gob ‘r zu, „un wenn orndlich Spack nei kimmt, un ‘s wärd scheen braun gemacht —“ un do ging ‘r wieder naus an seine Arweit.

„Un wäßte, de Weihnachtsgans machen mer nu zum neie Gahr, vun der Fläschern krieg ich äne.“ Nu war er erscht ganz versöhnt, un de Mine war fruh, doß nu wieder Frieden in Haus war.

‘s war ne erschten Feiertog vermittog. De Kinner hamm gespielt mit ihm Sachen, un de Mine hatt’ ne Broten schun dorten stieh, scheen gewickelt hot’sn un gespickt; er sah sehr appetitlich aus un roch aa gut. Gut kochen kunnt se schun. Er muß noch e bill aabroten, ‘s durft net viel Brüh dra sei.

„He“, sogt se zum Lob, „paß ämol e bill mit auf, doß ‘s Fläsch net abrennt, gießt immer när e kläns bill zu. Ich will glei noch de Betten draußen machen.“ Der Lob soget „Hm“, er war gerod über der Zeitung lasen, do ließ er sich net gern störn. Er gucket ower doch nooch ämol hie un goß e bill Wasser na. Nooch än Schtückl kimmt de Mine wieder rei un rennt mit än Sprung an Fläschtöpf hie un reißt’n Deckel roo. „Riechste denn gar net heit?“, schimpft se, „in äner Haar wärsch aagebrannt. Nu, ‘s is noch gut obgange dosmol.“ Der Lob war ganz bedepert. „Ich hob doch erscht noochgegossen“, mänet ‘r. „Itze kanns nu in de Bräunröhr“, soget de Mine, un schub de Pfann nei. Se machet de Klöß’ nooch fertig, tat se nei in Topf, un nooch machet se de Bräunröhr auf un wollt sah, ob der Broten schun scheen braun war. Of ämol schub se fix wieder zu un stand dort, als wär sche fer Schrack angewachsen.

„Nu, wos hoste denn?“ sogt d’r Lob, „tust ju ganz olbern!“ „Tu ne när salber raus“, sogt se, un setzet sich of än Stuhl. Itze machet der Lob ganz fürsichtig de Röhrntür auf un war erscht ganz stiller, nooch soget er: „Gottachgott, wos is denn dos? Do is doch de Röhr eigefalln! Ach du schreck! Un wu is denn de Pfann mit’n Fläsch hie?“ Er fing a, auszeräume. „Do hatt’s än Ziegel lucker gemacht, dar is rooeflung, un de Pfann hots hinten neigehiem.“

De Mine saß immer noch of ihrn Stuhl. „Wos werd’n nu?“ sogt se ganz klälaut. Nu half när erscht ämol mit“, schimpfet der Lob, „du sitzt dort, als gings dich gar nischt a.“

„Ach, mir is der Schrack nei de Bä gefahrn“, sogt se, un stand langsam auf. ‘s hot lang gedauert, eh se de Pfann hausen hatten. De Brüh war allezamm rausgelooffen, un der ganze Ruß log off’n Fläsch! ‘s war zum Greine. De Mine hot nooch mit Seidenpapier ne Ruß obgetupt un hot wieder frische Butter zerlossen, un’s Fläsch noch ämol drinne aufbroten lossen.

Derweile warn de Klöß’ fertig. Nu warn de Kinner gehult, un’s Assen ging lus. Se warn erscht alle ganz schtiller. Gekochte Pflaume hatt de Mine noch derzu hie geta, jeden e Schüssele voll. Do machet sich der kläne Gustav glei drüber. „Schlarpf net esu“, schimpfet der Vater, „un setz dich orndlich hie.“ Er hieb’n äns übern Kopf derbei.

„An dan Pflaume is su viel Brüh“, sogt d’r Kläne, „die schmeckt su gut süß.“ Nooch lahnet sich of ämol ‘s Mädal, de Resel, an Stuhl na un hot an ihrn Zöpfen rüm gespielt un mit’n Bänne gebammelt.

„Wos fällt’n dir ei, Resel, aß emol scheen weiter. Wäbte net, wos sich geheert?“ soget de Mutter. „D’r Gung ißt aa net“, gob die zer Antwort, un puffet’n mit’n Eilbung, ower se finge nooch doch wieder alle beede a ze assen.

„Zerr’s Fläsch net esu of’n Taller rüm, Gustav, de werschts wuhl noch of’n Tisch hae“, schimpfet de Mutter wieder. „D’r Vater machts aa esu“, soget d’r Kläne. Husch, hatt’r vun Vater äne ins Gesicht kriegt. Die hot’r gespürt. Er hot geleiert un is naus gange. Itze fing de Kläne aa mit a ze greine. „Dos Fläsch

schmeckt wie lauter Ruß, do kriegt mer Bauchschmerzen“, un fix lief se naus zum Gustav.

„Nä, Mine, mer kanns aa net assen“, sogt d'r Lob, wie se elläne warn, „do schmecken mer de Klöß' trucken besser“, un er titschet se in de Pflaumebrüh nei.

„Ich kann nischt derfür, Lob“, mänet se, „ower assen kann ichs aa net.“ Se sei nooch vun Tisch aufgestanden un hamm sich schtiller derbei ageguckt. Gelacht ham se net.

Ower zum neie Gahr do hatten se ihre scheene knusperige Weihnachtsgans.

Anna Moths

Greizer Sonntagspost Nr. 18

Eine Begämheit

An en Sommertag war of der großen Brick e Menschenauflauf. Es war nochmittog. Die Fabriken waren gerote aus un do kamen auch die Schlebers Arbeiter und ein Schlebers Arbeiter kam auf die Brick zu und war da neugierig, wos da zu sehen sei. Er drängte sich vir un sah einen Schutzmann, der einen klen Gung vor sich

hatte. Von dem Gung war nichts herauszukrieng, net wie er hieß und wu er wohnte. Den Schlebers Arbeiter dauerte das. Er ging auf den Schutzmann zu und sogte. Gähm Sie mir den Gung mit. Ich bin där und där und wuhn auf der Zeulenrodaer Stroß Nr. so und so. Wu sieem Kinner ässen, können ä emol achte ässen. Es werd sich schun herausstellen, wohin der Gung gehört.

Er nimmt den Gung bei der Hand und macht dermit häm. Derhäm will er seiner Fraa erzehn, wos er erläbt hot. Do sogt sei Fraa: „Siehste denn net, doß des unner Karl ist?“

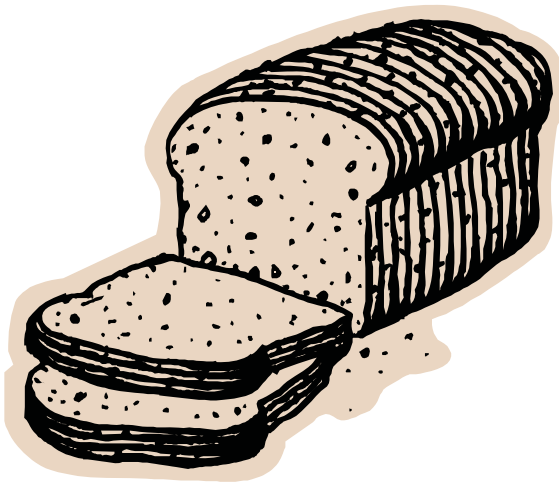
Greizer Sonntagspost Nr. 20



Af de Ärgernis

Martin Franck

Der Fred und der Koarl waren nicht mehr die jüngsten, aber doch dicke Freunde. Sonntags unternahmen sie zusammen von Greiz aus weite Wanderungen über Land und ließen ihre Weibslaut fein daheim. Bei denen hatten die beiden nicht viel zu sagen. Aber wenn sie mit dem Knotenstock in der Hand einträchtig durch Wald und Feld zogen, da ging ihnen der Mund über, da gab ein Wort das andere. Und wenn keinem mehr etwas einfiel, schmetterten sie auch einmal ein Lied. Sie waren ein etwas ungleiches Paar. Der Fred war gewitzt und hatte einen „guten Merks“, der Koarl war gutherzig und wissbegierig, schaltete aber etwas langsam. Er saß als Schuljunge meistens auf der vordersten Bank. „Er war immer a wieng zart in Kopf“, so entschuldigte ihn seine Frau beim Kaffeeklatsch. Etwas richtiges war schon dran. Dem Fred beispielsweise glaubte er immer wieder aufs Wort, obgleich er bei ihm schon manchem bösen Schabernack aufgesessen war.



„Koarl, nächsten Sunntig mach' mar mol nauf de Ärgernis (Neuärgerniß bei Zeulenroda) un assen im Gasthuf vun dan schienen guten Brot. Dos ward'r durten namlich nar af anner Seit gebacken. Dos is wos delikatsch, desserthalm aam, varstehst'e.“

„Dodervu ho iech ober nuch kaa Starnswurt nat gehiert“, entgegnete der Koarl, „Brot nar af anner Seit gebacken, dos kannst'e mar fei nat weißmochen.“

„Ob's des glaabst uder nat, s'is warklich su. Probiersch arscht mol!“ Der Fred ließ nicht locker und so marschierten die beiden Sonntagfrüh über Zogs (Zoghaus) auf Neuärgernis zu. Hinter Naitschau wurden dem Koarl die Beine schon etwas schwer. „Noch'st sing'mar itze aam a Lied, do geht's scha widder“ ermunterte ihn der Fred und stimmte eins von den Greizer Stumpfsinnsliedern an, deren Text der Koarl wegen ihrer Kürze leichter im Gedächtnis behalten konnte.

**„M'r hamm kan Gänskrong, m'r ham kan Saumong,
M'r hamm far finfesiebzig Pfange Backsteinkaas in Mong.“**

Dies Lied vom Backsteinkäse regte beim Koarl immer den Appetit an und bei der zwanzigsten Wiederholung tauchten auch schon die ersten Häuser von Neuärgernis am Horizont auf, einem wohlhabenden Bauerndorf, das sich auf

der rechten Seite der Landstraße einige hundert Meter entlang zog, ein Hof schöner und sauberer wie der andere, der ganze Stolz des Landrates. Dieses Dorf war für ihn wahrhaftig kein Ärgernis. Das Finanzamt teilte, wie man sich erzählte, diese Meinung nicht ganz. Aber Schwamm drüber. Wer hätte schon gern mit der Steuer zu tun.

Am Dorf angekommen schwenkten die beiden gute Dinge in die Gastwirtschaft dicht an der Straße ein, und der Fred rief nach dem Wirt, mit dem er bekannt war. „Hermann, do wär iech mol widder. Hier, dös is mei Freind, d'r Koarl. M'r bringe 'ne ganze Naht Hunger un Dorscht vun Grätz mit. Nu bring geden schnall a großes Faldschlüssel von

1927	25	1952
Die Sommerfrische „Waldschlößchen“		
im freundlichen thüringischen Dörfchen Neuärgerniß und in herrlicher Waldgegend gelegen, bietet schöne Ferien und beste Erholung durch gute Verpflegung und Bewirtung		
Wer sich recht erholen will, komme zu uns ins „Waldschlößchen“ Neuärgerniß! Inhaber: Fritz Dietzel Telefon: Triebes 434		

Faß, doderzu Kaas, Butter un satt Brot. Ober s'muß Brot vun der Ärgernis sei, de waast schunt, nar af anner Seit gebacken. Hier mei Freind, dar möcht's aa mol schmacken.“ Und dabei blinzelte er dem Wirt verstohlen zu. Der verstand und meinte: „Sullt'r aa hamm.“ Bald stand alles auf dem Tisch und beide hauten hungrig ein, der Koarl anfangs etwas misstrauisch. Aber sein Appetit wuchs mit dem Essen und nach kurzer Zeit hatten sie alles verputzt.

„Nu, Koarl, dir hot's wuhl ganz de Sproch verschlong, du sogst ja ra garnix. Mach mol's Maul auf. Hot's dr ebbes nat geschmackt?“

„Des schunt“, antwortete der Koarl zögernd, „ober annerschten ols d'rhamm schmeckts fei aa net. Amende hot'r uns doch's falsche Brot gaam.“

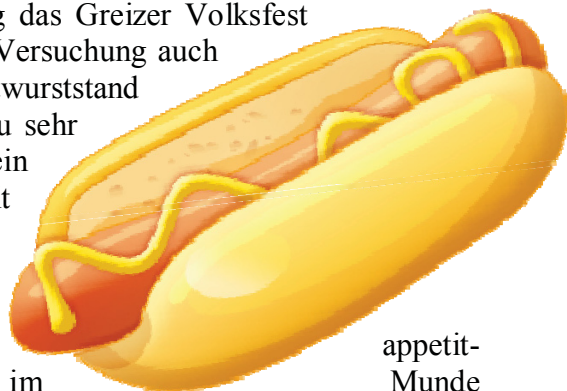
Der Wirt wurde herbeigerufen. „Is wos? Hots net geschmeckt?“ fragte er diensteifrig. „Nu hör mal zu, Hermann, d'r Koarl maant, dei Brot wier doch af zwaa Seiten gebacken. Du hätt'st uns dos falsche Brot gaam uder die Sach' tät überhaupt nich stimme. Wos sogst du daderzu?“

„Ei du alleraller! Iech würd' mich der Sünd' schaame, wenn do wos nat stimme tät. Nu härt emol gut zu. Ganz Neiärgernis stieht nar af der einen Seit' der Landstroß. Do stieht aa de Bäckerei. Akurat desserthalm ward aam's Brut a nar af einer Seit' gebacken. Stimmt's uder stimmt's nat, ihr ollen Marschierer? Un des sull't a Schwindel sei? Suwos is ja kaum ze glaam!“ Sprachs, drehte sich um und verzog sich lachend in die Küche.

Dem Koarl ging nun erst ein Seifensieder auf, welchen neuen Schabernack ihm sein guter Freund gespielt hatte.

„Ißt du die Worscht alleene?“

Ein Vater besuchte mit seinem Sprößling das Greizer Volksfest auf den Zeddelwiesen. Da führte ihn die Versuchung auch an einem lustig brutzelnden Rostbratwurststand vorüber. Und da ihn der liebliche Duft zu sehr die Nase kitzelte, erstand er sich so ein köstliches Exemplar und hielt damit Einkehr in einer Bierbude. Er gedachte mit einem freundlichen Hellen den knusperigen Leckerbissen zu genießen. „Vater“, fragte ihn der Kleine, die lich duftende Wurst mit viel Wasser im betrachtend, „ißt du die Worscht alleene?“ — „Gennär“, meinte der Vater, „do leß ich mir noch Ardepfelsalat drzu gam.“



appetit-
Munde

Greizer Sonntagspost Nr. 40

Fritz Blees

Wie man sich seine Kunden erhält

Eugen Lätzer hatte eine kleine Eisenhandlung am Röhrenbrunnen. Als „Gehilfen“ beschäftigte er seinen Sohn Rudi. Eugen war in den letzten Jahren, ehe er das Geschäft aufgab, nicht mehr auf dem Posten. Oft unrasiert, manchmal auch angetrunken, vernachlässigte er sich und das Geschäft. Gängige Artikel wurden nicht mehr nachbestellt, das Warensortiment im Lager schmolz auf ein paar Nägel und Schrauben zusammen. Immer häufiger kam vor, dass Kunden nach Gegenständen fragten, die nicht vorrätig waren. Doch Eugen wusste Rat. Er rief zu Rudi, der sich hinten im Lager aufhielt: „Hier verlangt einer Türenbänder“. Die Antwort: „Haben wir nicht!“ Hierauf Eugen: „Du bist ein Rindsviech, im Lager H liegt es!“ Rudi fuhr mit seinem Fahrrad los, hin zum „Lager H“ — das war die renommierte Eisenwarenhandlung Henicke am Markt. Nach einer Weile polterte es hinten im Lager, Rudi war von Henicke zurück. Laut rief er: „Es liegt nicht im Lager H“. Darauf Eugen: „Wie kannst Du nur so dämlich sein, Du hast es doch selbst in's Lager K gelegt“. Rudi stürzte erneut los und fuhr zur Eisenhandlung Robert Kirschke, Heinrich-/Ecke Poststraße. Nach kurzer Zeit war Rudi wieder da. Er betrat, scheinbar vom Lager kommend, den Laden und hatte die gewünschten Bänder in der Hand.

Greizer Sonntagspost Nr. 52



Felix Rapp

* 15. August 1878

† 4. Juli 1959

**Felix Rapp, aufgenommen 1956
von Arnold Fritsche**

Irchwitz läge nicht bei Greiz im Vogtland, wenn es nicht ebenso seine Originale hätte wie Pohlitz oder Kurtschau. In den Heimatgeschichtlichen Blättern der Greizer Zeitung („Vergangenheit und Gegenwart“) und in vergilbten Heimatkalendern stoßen wir auf den Kauf- und Handelsherrn Ferdinand Heinrich Götting, einen reichen Sonderling, der 500 000 Taler — ein für die damalige Zeit unermessliches Vermögen — besessen haben soll. Ihm wird nachgesagt, dass er um 1840 die Restaurierung der Reinsdorfer Kirche mitfinanziert und ein Legat zugunsten bedürftiger Schüler und alter Leute gestiftet habe, in seiner persönlichen Lebensführung aber so bescheiden, ja geizig gewesen sei, dass er, um Schuster und Schneider zu sparen, in Schlafrock und Unterhose auf weichem Rasen — statt auf harter Straße — herumgelaufen sei. Am liebsten habe er Kartoffelbrei mit brauner Zwiebel gegessen, die Zwiebel aber aus dem Brei wieder herausgefischt, um sie ein weiteres Mal zu verwenden. Als Göttings zeitgenössisches Gegenstück wird Rittergutsbesitzer Herr von Metzsch dargestellt, der Gott und die Welt angepumpt und, als er nach vielen verlorenen Prozessen längst verarmt war, noch immer den Grandseigneur gespielt habe.

In der Irchwitzer Ortschronik als Original verewigt hat sich Gendarm Christian Hilpert, der von 1796 bis 1868 gelebt hat; vielleicht bringt die GS in einer späteren Ausgabe seine Geschichte. Auch von Lieb und Finger, den unzertrennlichen Vagabunden aus der Zeit der Jahrhundertwende, die vornehmlich auf Irchwitzer Gebiet ihr Wesen oder Unwesen trieben, soll später einmal die Rede sein, und wer hat nicht schon von Gottliebe Bennona Schröder gehört, die ihre arm- und beinlose Missgestalt auf Jahrmärkten zur Schau stellte, bis sie vor 70 Jahren in Thalbach, der Irchwitzer „Hundetürkei“, für immer die Augen schloss? Berichte liegen der Redaktion vor, müssen aber aus Platzgründen vorerst zurückgestellt werden. Mit einer Ausnahme. Felix Rapp, stadtbekannt als Humorist und Spaßvogel im Nebenberuf — hauptberuflich arbeitete er bei Gebrüder Albert — gehört in dieses Heft, weil er aus dem Irchwitz unserer jungen Jahre nicht hinweggedacht werden kann. Tochter Lisbeth Fritsche, die am 6. Dezember in Rastatt ihren 82. Geburtstag feiern durfte, erinnert sich der Requisitionskammer des Vaters:

„Unsere Bodenkammer zu Hause steckte für uns Kinder voller Geheimnisse. Da fanden wir einen großen Papp-Bauch, eine dünne, holzgeschnittene Mulde mit einer Rolle, auf die ca. 10 m weißes Pfennigband gewickelt war — sie wurde beim Dr. Eisenbarth verwendet —, ferner ein hölzernes Rasiermesser, ca. 50 cm lang, einen Schlenker-Regenschirm, der einen Gummischlauch zwischen Griff und Verschluss-Öse hatte, auch einen kunterbunten Riesen-Marktschirm. Dann gab es bunt-quergestreifte Handschuhe mit besonders langen, ausgestopften Zeigefingern, diverse Perücken, eine lebensgroße Puppe - diese wurde zu Fastnachtszeiten auf den Fensterstock gesetzt und am Kreuz angebunden, diverse bunte Puderquasten, Schminktruhen und vieles mehr. Die „Großen“, insbesondere mein Bruder Walter, der 6 Jahre älter war als ich, lehrten mich mit Freuden das Fürchten.“

Enkelsohn Arnold Fritsche, 6907 Nußloch/Heidelberg, ergänzt den Bericht:

„Auch wir Enkel kannten noch den Pappbauch, viele Kostüme, die Mathilde aus Altensalz natürlich auch. Besonders beeindruckte uns Opas Storch — meine Schwester Waltraud schwört allerdings darauf, dass es ein Strauß war —. Der war aus unserer Kinderperspektive groß wie ein Paddelboot und hatte in der Mitte ein Loch. Opa hat uns nie zusehen lassen, wenn er in das Loch hineingestiegen ist. Dann hing der Storch mit Gurten an ihm dran. Das Kostüm war so raffiniert, dass wir als Kinder nicht wussten, dass die roten Storchenebene eigentlich dem Opa seine waren, denn ausgestopfte Beine mit Stiefeln waren so am Storchenauch befestigt, dass wir annahmen, Opa reitet auf dem Vogel.

Mit 80 Jahren hat er mit seinem Storch noch den ersten Preis bei einem Maskenball gemacht.

Sein Repertoire war riesig. Selbst wenn er bei einem Verein zum 25. Mal eingeladen war, hatte er immer ein neues Programm. Bis zu seinem 80. Geburtstag konnte er seine Programme auswendig vortragen.

Er wurde auch und gerade im Alter noch sehr oft zum „Spaßmachen“ eingeladen.

Als Kind hatte man oft Erwachsenen klarzumachen, aus welchem Stall man kommt. Natürlich habe ich mich vorgestellt als der Sohn vom Fritschens Rudi. Meinen Bekanntheitsgrad konnte ich allerdings deutlich steigern, wenn ich mich als Enkel vom Rapps Felix vorgestellt habe. Meinen Geschwistern, Cousins und Cousinen ging das genauso. Unser Opa war eben bekannt wie ein bunter Hund.“

Hören wir noch einmal Frau Lisbeth Fritsche, bevor wir abschließend Felix Rapp das Wort erteilen:

„Als ich eines Tages das Zimmer meines Vaters betrat — er wohnte 11 Jahre allein über uns —, hatte er aus seinen Requisiten die lebensgroße Puppe hervorgeholt, angezogen und auf den Stuhl gesetzt. „Du hast ja Besuch!“, gab ich mich überrascht. „Ja, das ist die Mathilde aus Altensalz, isst ganz wenig und spricht auch nicht viel.“

Er war ein Freund vom Schmalzler Franzl. Seine Schnupftabak-Dose trug er ständig bei sich; er glaubte, sein Seh- und Riechvermögen dem „Franzl“ zu verdanken.

Gern trank er mal Bier — Schnaps nie —. Etwa eine Woche vor seinem Tod rief er uns Kinder zu sich und sagte: „Mein Wunsch war, 80 Jahre alt zu werden, er wurde erfüllt. Nun will ich nicht mehr, auch das Bier schmeckt nimmer. Ich bitte Euch, nicht um mich zu trauern, das ist nun einmal der Welt Lauf. Vertragt Euch und vergesst die Alten nicht!“ Von Stund an verweigerte er jede Nahrungsaufnahme und schlief friedlich ein.

Der Heimgang meines Vaters sprach sich schnell herum. Zahlreiche Freunde begleiteten uns vom Friedhof Reinsdorf zur Aus-Segnung in die Kirche. Das Elterngrab schmückt eine Keramik-Tafel in Form eines aufgeschlagenen Buches. Auf der linken Seite die Namen, rechts: Nicht verloren, nur vorausgegangen.“

Festumzug, in der Mitte Felix Rapp



Wemmer ze Bier gett

Im Gasthaus Tryfle in Obertannedorf saßen mer mitn Horns Pächter unn mitn Malzens Theo zusamm, manchmoll war a de Alberts Blos dorbei. Beim Jungs Mann in Reinsdorf hammer de Schnos unne Böttchers Türk getroffen, oft war a de Dahnerts Nuss dorbei.

In Hedlers Lokal saß dor Geidels Pfuff, dor Herzogs Tapfer, dor Mucks Walter, dor Gessnersch Hoken, dor Lugn-Karl, dor Hedlersch Sechser, dor Oettels unn dor Schimmels Blaue. Manchmoll a dor Bücklings Paul unn dor Sibilisens Doktor.

Beim Gollas Max trafen mor ne Bergnersch Mops mitn Hupfersch Aff. Dann hammer noch ins Trompeterschlüssel un in'n Marienhof neigeguckt un a ne Sarchdeckel in dor Lindenstroß mit gesträft. Do hammer ne Reissmanns Sauerkraut, de Jungs Pflaub, ne Kiesslings Kas, de Steidels Ziech, ne Schofs Max unne Vogels Piep getroffen.

In Schwendersch Lokal in dor Heinrichstroß, do hammse mich emoll su richtig eigesäft! Wie ich hemm will ieber de grusse Brick, am Rährnbrunn vorbei und aufn Regentenplatz, do muß ich mich erschemol an enn Laternepfohl festhalten: Im Bauch ging mersch rum und mei Moong wollt scheinbar den Aff, dennsemmer aufgeladen hatten, nimmer bei sich behalten. Ich kann Eich versichern, dass des rickwärts netesso gut schmeckt wie vorwärts, aber ich hab alles widdeer rausgebracht. Mitten in dor Bescherung saß e kleener Hund un guckt mich a. Do hab ich sinniert:

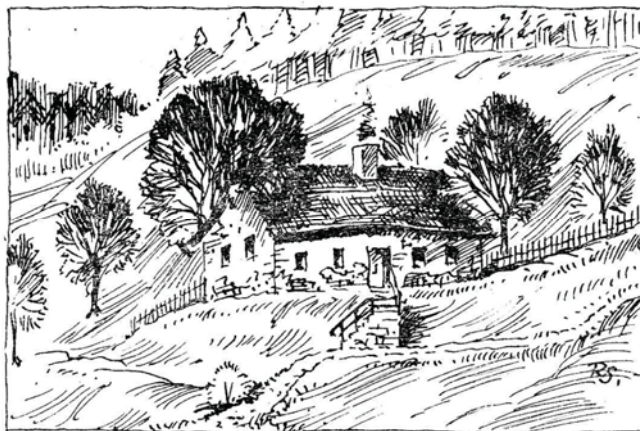
Wu ich des Bier getrunken hab, des weeiß ich.

Wu ich denn Erdäpfelsalat gessen hab, weeiß ich a.

Aber wu ich dann klenn Hund verschluckt hab, des weeiß ich nimmer!

Greizer Sonntagspost Nr. 67

Die „Sperlingsburg“, wie sie noch um 1900 herum ausgesehen haben mag, gezeichnet nach einer alten Vorlage von Rudolf Schramm. Zu erkennen ist die steinerne Stufen-terrasse als ihr besonderes Kennzeichen.



Heimatbote 1972-1



„Lieb“ und „Finger“

Zwei Greizer Höhlenbewohner und ihr unrühmliches Ende

Von Rudolf Schramm

Ein beliebter Sonntagsspaziergang der Greizer um die Jahrhundertwende war eine Wanderung durch das romantische untere Göltzschtal zwischen Greiz und Mylau. Zu dieser Zeit verband die beiden Städte noch keine Talstraße.

Auch heute noch meidet der Spaziergänger die kurvenreiche, ziemlich schmale Straße und bevorzugt den schon seit alten Zeiten viel begangenen bequemen Talpfad durch waldiges Hanggelände mit

seinen reizvollen Ausblicken auf das jenseitige bewaldete Göltzschufer mit seinen Felsklippen, auf Fluss und Talau. Der rüstige Wanderer wählte den etwas mühsamen aber schattigen Waldpfad auf dem rechten Göltzschang, den Köhlersteig, mit seinen an Ausblicken reichen Felsenkanzeln.

Kurz vor der Papierfabrik erklomm ein schmaler, heute leider verfallener Felspfad, der sogenannte Julienstieg, die Höhe und führte auf felsigem Hang nach dem „Hohenstein“, jenem gewaltigen Felsmassiv, dessen schroff abfallende fast 80 m hohe Prallwand sich als mächtige Felskulisse hinter der Papierfabrik erhebt. Von hier ab folgte der Wanderer hoch über dem rechten Göltzschufer dem Köhlersteig, talauf, talab, so manches Seitentälchen von der Irchwitz-Reinsdorfer Flur überquerend. Auch dieser einst gern begangene Wanderweg ist durch Verwachsungen, Abrutsche und fehlende Sicherungen seit dem Kriege leider kaum noch begehbar und harrt seiner Wiederherstellung. Gewaltige aussichtsreiche Felspartien, wie die „Köhlerspitze“, verleihen diesem reizvollen Wanderpfad ein hochromantisches Gepräge.

Dieses an landschaftlichen Reizen reiche Gelände um den „Hohenstein“ wählte sich vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert ein sonderbares Freundepaar als Wohngebiet. Hier spielte sich ihr Leben jahrelang, gleich dem Menschen der Urzeit, unter primitivsten Verhältnissen in Felsenhöhlen ab und trug den beiden Sonderlingen als Greizer Höhlenbewohnern den zweifelhaften Ruf einer lokalen „Berühmtheit“ ein.

Der älteren Greizer Generation sind diese beiden Eigenbrötler bekannt unter dem Namen „Lieb und Finger“. Mit ihren bürgerlichen Namen hießen sie Flach

und Fretzschnier. Der ältere von beiden, Johann Gottlieb Flach, kurz „Lieb“ genannt, war von großer und schlanker Gestalt, Weber von Beruf und am 16. Dezember 1843 in Arnsgrün geboren. Sein Kumpan Johann Heinrich Fretzschnier, genannt „Finger“ wegen seines übergroßen Zeigefingers, war von kleiner, gedrungener, etwas korpulenter Statur. Er stammte aus Cossengrün und erblickte dort 1850 das Licht der Welt. Er hinkte seit einem Unfall, den er als Steinbrucharbeiter in den Rentzschmühler Grünsteinbrüchen erlitten hatte.

Wie bereits erwähnt, war ihr Wohngebiet die Gegend um den Fuß des auf Irchwitz Flur gelegenen „Hohensteins“ oberhalb der Papierfabrik, zeitweise auch der damals noch dicht bewaldete Hang auf dem linken Göltzschufer. Hier waren jene beiden glückliche Bewohner mehrerer heute nicht mehr zugängiger Höhlen. Ihr Hauptsitz aber war eine im Felsmassiv des „Hohensteins“ vorgefundene Felsenhöhle. Eigentlich war es mehr ein überhängender Felsen, der ihnen vor den Unbilden der Witterung Schutz bot.

Dieses „Wohnidyll“ der beiden Jünger von „Mutter Grün“ war jahrelang das Ziel vieler Greizer und Mylauer Sonntagsausflügler, ja ganzer Vereine aus der näheren Umgebung. Einen Teil ihres mehr als bescheidenen Lebensunterhalts bestritten die beiden sonderbaren Käuze aus dem Erlös des Verkaufs von Ansichtskarten von ihren Höhlen, die ihnen an Sonntagen geradezu abgejagt wurden. Ein solches Lichtbild zeigt die beiden Naturjünger vor ihrer Wohnhöhle sitzend, wie sie sich auf einer notdürftig aus Steinen errichteten Kochstelle in alten Bratheringsbüchsen und Konservendosen ihr Essen bereiteten. (s. Abb.) Ihr Leibgericht war Katzenbraten mit Reis. Auch Hundebraten zählte zu ihren sonntäglichen Leckerbissen.

Vor den Nachstellungen dieser Spezialisten der Feinschmeckerei soll damals keine Katze und kein Hund in Irchwitz und der Greizer Neustadt sicher gewesen sein. In einem stets mitgeführten Sack ließen sie ihre Beute verschwinden. Wochentags konnte man die beiden oft auf den Treppenstufen der Neustadthäuser sitzend antreffen, wo sie nach Verrichten von allerlei Gelegenheitsarbeiten ein von Hausbewohnern gereichtes Mittagessen einnahmen.

Ihrem Erwerb als Gelegenheitsarbeiter ging jeder getrennt nach. Meist warteten sie vor dem damaligen Kaufladen von I. S. Kother (heute Wismut HO, Ecke Brauhausgasse — Puschkinplatz) auf die vorüberfahrenden Kohlenwagen, denen sie bis vor die Haustüre folgten. Hier boten sie sich der Hausfrau als willkommene Helfer an.

Da die beiden harmloser Natur waren, erfreuten sie sich bei ihrer „Stammkundschaft“ als willige „Stütze der Hausfrau“ allgemeiner Beliebtheit. Zur Ehre ihrer Zunft muss gesagt werden, dass sie ihre bescheidenen Einkünfte weder durch Betteln noch durch Diebstahl aufzubessern versuchten, auch keinem ihrer Mitmenschen jemals ein Leid zufügten.

Nur ein Schatten fiel auf den scheinbar so reinen Tugendschild ihres

Landstreicherdaseins; der Schnaps war ihnen, wie allen ihrer Zunftgenossen, der Inbegriff höchsten Lebensgenusses, dem sie in jeder Menge frönten.

Oft erschienen die Frühaufsteher im nahen Irchwitz schon frühmorgens $\frac{1}{2}$ 5 Uhr vor dem Knollschen Laden, trommelten den Ladeninhaber aus tiefstem Schlaf und genossen hier ihren „Morgentrunke“ in Gestalt eines Faustpinsels „Nordhäuser“ für einen Groschen. Ein geräucherter Hering für das gleiche Geld sorgte für neuen Durst, den mit Bier zu löschen sie unter ihrer Würde hielten.

Dem Besucher dieses Göltzschtalidylls bot sich besonders sonntags, wenn die beiden „zu Hause“ waren, ein interessanter Einblick in ihre steinzeitlich anmutende „Wohnkultur“. Der einzige „Komfort“ ihres „Eigenheims“ bestand aus einigen Bildern an der Höhlenwand, wenigen von Besuchern gespendeten Töpfen, aus denen sie „speisten“ und zwei nach Art von Holzpritschen gezimmerten Gestellen, die ihnen als Schlafgelegenheit dienten. Ein seitlich vom Höhleneingang als „Vorgärtchen“ gedachtes Blumenbeet stand unter „Liebs“ Pflege und dürfte als eine Spur von Ästhetik dieser Jünger von Mutter Natur zu deuten sein.

Das Aufräumen und Aufwaschen ihres vielseitig verwendeten „Küchengeschirrs“ war nicht ihr Fall. Wenn sie — selten im Jahr — am nahen Göltzschufer großen Washtag hatten, dann konnte man allerlei wunderliche Seltsamkeiten von Unterwäsche lustig im Winde flattern sehen. Trotz der nahen Wasch- und Badegelegenheit — „fließend Wasser“ vor dem Hause — betrachteten sie das Waschen als lästigen Luxus.



Lieb und Finger

Der Winter mit Eis und Frost bereitete freilich alljährlich dem sorglosen Leben für einige Monate ein Ende. Er zwang die beiden Naturmenschen, die laubgepolsterte Holzpritsche ihrer kalten Wohnhöhle mit einem warmen Winkel im Kesselhaus der

damals noch bestehenden alten Papiermühle zu vertauschen, den ihnen der Heizer auf Anweisung einer mitleidigen Seele einräumte.

Dieses Dahinleben fand mit dem Wechsel in der Besetzung der

Gendarmeriestation Irchwitz und Kurtschau ein jähes Ende. Der Irchwitzter Gendarm Weise, den die beiden ihren „Hauswirt“ nannten, wurde nach Kurtschau versetzt. An seine Stelle trat der bei der Zunft der Zigeuner und Landstreicher gefürchtete Gendarm Ackermann. Von Weise auf den „Hauswirtswechsel“ aufmerksam gemacht, beschlossen „Lieb und Finger“, dem ungastlichen Reuß ä. L. den Rücken zu kehren und über der Göltzsch auf sächsischem Gebiet in Kleingeraer Rittergutsflur ein neues Quartier zu beziehen. Hier richteten sich die beiden „Emigranten“ gegenüber der Papierfabrik unter einem weit vorspringenden Stein ihr neues Domizil für die wärmere Jahreszeit ein. Sie kamen jedoch vom Regen in die Traufe. Der Kleingeraer Förster, dem die unangemeldeten „Mieter“ in seinem Revier nicht behagten, reagierte sauer und benachrichtigte den Elsterberger Gendarm. Da die beiden „Ausländer“ keinerlei „Zuzugsgenehmigung“ vorweisen konnten, bekamen sie Gelegenheit, einige Tage hinter schwedischen Gardinen über ihren Formfehler nachzudenken. In Sachsen verstieß nämlich damals jegliches Nächtigen im Freien gegen das Gesetz. Nach ihrer Entlassung verließen sie schleunigst wieder das so ungastliche Land der Sachsen und kehrten wieder zurück in ihre alte Wohnhöhle am Ufer der Göltzsch, wartend der Dinge, die da kommen sollten.

Doch es ereignete sich überraschenderweise nichts. Der neue gestrenge Hüter für Ordnung und Sicherheit drückte beide Augen zu und ließ die beiden wunderlichen Alten unbehelligt. Wahrscheinlich hatte er von seinem Vorgänger Kunde erhalten, dass es unklug wäre, sich die Sympathie der beiden zu verscherzen. Sie zählten nämlich zur Stammkundschaft einiger zu dieser Zeit in Greiz noch bestehenden Schnapsläden. Hier pflegten sich die Fechtbrüder der „Gesellschaft der Freunde der gemachten Arbeit“ ein Stelldichein zu geben, um ihre Bettelpfennige in billigen Fusel umzusetzen.

Nur zu oft mag „Lieb“ hier hinter das Geheimnis manches gelungenen Gaunertricks seiner Zunftbrüder gekommen sein, auch Kenntnis von einem erst geplanten „Dreh“ erlangt haben. Das Ergebnis seiner Bspitzelung teilte er dann seinem zuständigen Hüter für Ordnung mit, der sich für den geleisteten Spitzeldienst mit milder Nachsicht erkenntlich zeigte. Manchmal lockte „Lieb“ auch den Ahnungslosen in seine Höhlenbehausung zum Nächtigen hinein, wo ihn der heimlich benachrichtigte Gendarm nur festzunehmen brauchte.

Wahrlich, ein seltenes Beispiel von vertrauensvoller Zusammenarbeit zwischen Obrigkeit und Vagabundentum!

Einmal forderte auch St. Bürokratismus, dass jene beiden nach Art gesitteter Staatsbürger für eine Nacht unter einem richtigen Dach zu schlafen hatten.

Als einmal Volkszählung im Lande war, fiel das wachsames Auge des Gesetzes auch auf die beiden Wohnungslosen, und der lange Arm der Gerechtigkeit scheuchte sie aus ihrer beschaulichen Ruhe. Die Volkszählungsformulare forderten von jedem Bürger genaue Angaben über Straße und Hausnummer. Da

aber „Mutter Grün“ über kein Wohnungs- und Straßenverzeichnis verfügte, traf ein Weiser im Greizer Rathaus einen wahrhaft salomonischen Entscheid: man steckte die beiden am Tag der Volkszählung einfach für eine Nacht ins Kittchen, zählte sie als Häftlinge und schenkte ihnen am nächsten Tag wieder die goldene Freiheit. Damit war dem Gesetz Genüge getan. Einmal hatten Lieb und Finger ausgekundschaftet, dass man einen im Greizer Marstall verendeten Gaul nach Heinrichsgrün geschafft und dort unter dem Schnee vergraben hatte. Er sollte dem Förster als Futter für die Füchse dienen.

Mit noch einigen Kollegen ihrer Zunft, dem „Quark“, dem „Ochs“, dem „Leingbratt“ und dem „Sauuhr“, vier Greizer Originalen, machten sie sich auf die Suche nach dem Riesenbraten. Sie liehen sich eines Sonntagmorgens einen breiten Zimmermannsschlitten und beluden ihn an Ort und Stelle mit dem gefrorenen Tierkadaver, dem schon Kopf und Beine fehlten. Gut mit Reisig getarnt ging die Fuhr durch die Stadt, immer auf der Hut vor dem wachsamen „Auge des Gesetzes“.

Im hinteren Teil ihrer Wohnhöhle gruben sie ein tiefes Loch. Es diente ihnen als „Pökelfaß“. Der Tierrumpf wurde nun zerlegt und Stück für Stück gut mit Salz gepökelt, und nun füllte sich Schicht um Schicht das famose „Pökelfaß“. Ihr Fleischvorrat für den täglichen Bedarf war damit auf Wochen gesichert.

Für die sechs scheinen aber diese Tage lukullischen Schwelgens keine Zeit ungetrübter Tafelfreuden gewesen zu sein. Einer ihrer Kollegen, der „Quark“, segnete bald darauf als Folge dieser „Pferdekur“ das Zeitliche.

Es wird erzählt, seine Komplizen hätten ihm die letzte Ehre erwiesen, indem sie seine Leiche an einem bitterkalten Wintertag über Irchwitz nach dem Reinsdorfer Friedhof trugen.

Vor dem Irchwitzer Gasthof machten die Sargträger nach geheimer Verabredung halt, setzten den Sarg — die Finger steif vor Kälte — mitten auf die Straße und seufzten: „Mir kenne net weiter! Mir lassen 'ne hier stieh.“

Das beobachtete hinter den Fensterscheiben der Gaststube die den Sargträgern als gutherzige Seele bekannte Wirtin, die alte Gnaucks Marianne. Sie eilte vor die Haustür und fragte bestürzt: „Was is denn, ihr Leit'? Wann bringt'r denn do?“ — „Ne Quark“, war die lapidare Antwort, „ower mir lassen 'ne hier stieh. Hadschee!“ und machten Miene, sich wieder auf den Rückweg zu begeben.

„Nu, ihr guten Leit', des gett doch net“, jammerte die Wirtin, „wos kennt ich eich denn gaam?“ — „E große Flasch' Nordheiser!“ kam die Antwort der Fünf wie aus einem Munde.

„Die sellt ihr krieng“, rief die Wirtin erleichtert, „trinkt eich warm, un schafft m'r nár eiern ‚Quark' fort.“ Nachdem sie sich gestärkt hatten, nahmen sie den Sarg wieder auf und stapften durch den Schnee davon.

Die wohl allen Vagabunden eigene Vorliebe für einen Schluck „Echten Gräzer“

aus Nordhausen nahm bei den beiden Unbehausten bald maßlose Formen an. Als „Lieb“ wieder einmal zu viel des Guten getrunken hatte, kam er auf dem nächtlichen Nachhauseweg zu Fall und stürzte den steilen Göltzschhang hinab. Dabei riss er sich ein Ohr ab. Er begab sich in Selbstbehandlung und erreichte durch seine Dr. Eisenbart-Kur, dass er sich einer Operation unterziehen musste, von der er nie wieder genas. Im Arbeitshaus zu Altensalz beschloss er am 15. Januar 1904 sein Leben.

Sein Komplize überlebte ihn kaum ein Jahr. Am Morgen des 3. Januar 1905, nach einer bitterkalten Nacht, fand man „Finger“ am Hainberg erfroren auf. Seine Ruhestätte soll er neben seiner Höhle gefunden haben. (?)

Wenn diese beiden „berühmten“ Greizer Originale auch nicht wert sind, als bemerkenswerte Persönlichkeiten der Heimat der Nachwelt überliefert zu werden, so verdienen sie es doch, als abschreckendes Beispiel eines verfehlten Lebens gezeigt zu werden. Diese auf der Schattenseite des Lebens Wandelnden lebten schließlich in einer Zeit, die sich mitschuldig machte an dem Schicksal solcher Menschen, indem ihre Gesellschaft es nicht verstand, die sozialen Probleme ihrer Epoche zu lösen.

Greizer Heimatkalender 1958



Greiz

*Lieb und Finger, die letzten Höhlenbewohner
im Göltzschthal bei Greiz*

(Foto Sammlung B. Franze)

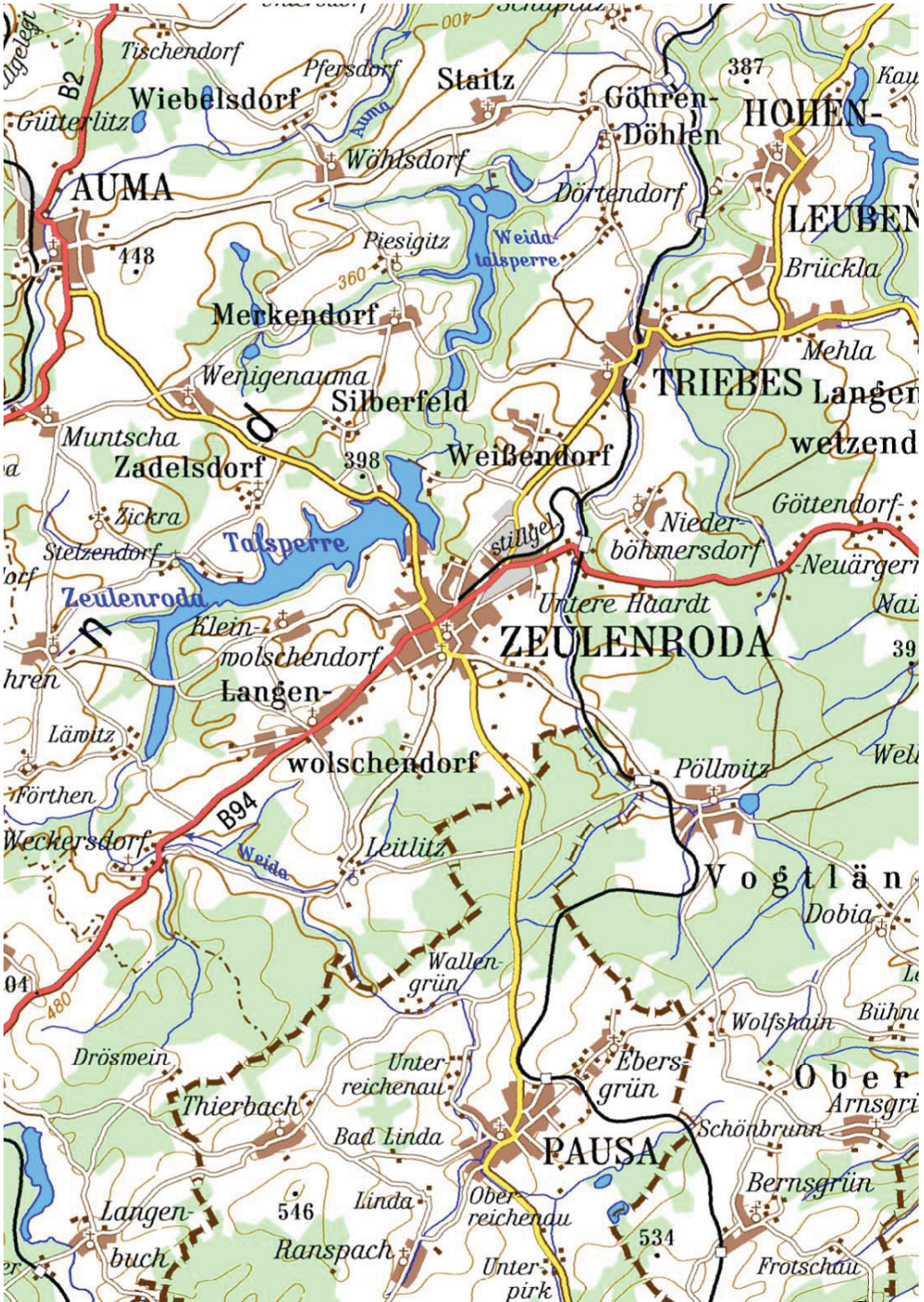


Altgreiz – Ausgang zum Oberen Schloß



Zeulenroda

ZELLNRODE

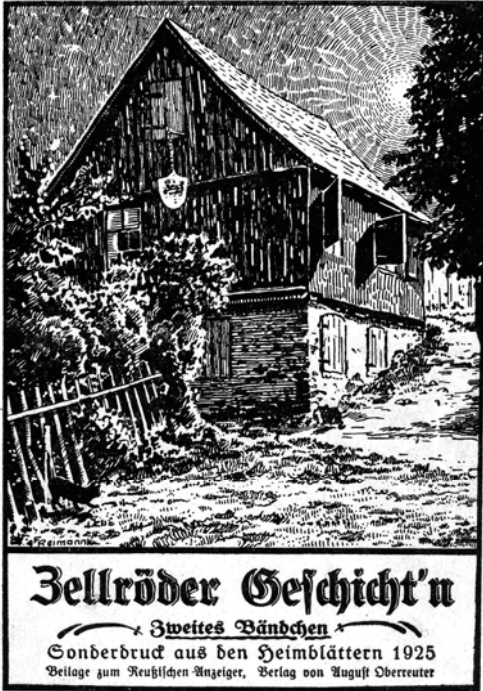


Inhalt

Zellröder Geschicht'n	179
• 51. Wie dr Roßmillersch Wilhelm in dr Ortskrankenkasse 'n Ufen imgereafft hot.	
• 52. Vun Heischkel unn seiner Frea.	182
• 54. Dr Rubbrich.	184
• 83. De gewunnene Wette.	185
• 86. Aeß Mutz!	187
• 98. Dr Zellröder Schnellzug.	188
Der Binder	190
Der Karpfenpfeifer – Heimblätter	191
• Anekdotisches	
• NÄCHTLICHER SPUK BEIM BERGNERS BÄCK	192
• AUS DER BÜRGERSCHULE	194
• Erinnerungen an den Fischers Schorsch	202
• Noch einige Erinnerungen an Oberlehrer Georg Fischer	206
• Manilius Wagner	209
VIVAT GYMNASIUM!	214
• Eine Schulgeschichte aus dem alten Zeulenroda	
Verschiedene Sachen	215
De Alwine aus Dertendorf	216
Eine Bierreise durch Alt-Triebes	218
„Bild da, Ton weg“	222
Der Karpfenpfeifer – Heimblätter	224
• WENN MER ALT WERD	
Reußischer Volksbote – Heimatkalender 1925	225
• Das tolle Jahr 1848 auf dem Lande	
Aus vergangenen Tagen	232
• Aus der guten alten Zeit	
Sammelsurium I	235
• Dummes Gerede oder die Wahrheit?	
Ostthüringer Zeitung	237
• Schauerhammers Ziege nichtsahnend zum Bock geführt	
• Leserbrief: Problem mit der Gebissprothese	238
Die Stopp-Straße	240
Reußischer Volksbote – Heimatkalender 1925	241
• Unsere erste Lampe	

Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland - Zeulenroda

Der „Butterfrosch“	242
Zellröder Geschicht'n	243
• 126. Albumversch in dr Nut.	
• 128. Dreierlä Bankkonto.	245
So oder ähnlich ...	247
Na sowas!	248
• Karikatur Manfred Sondermann, Zeulenroda	



51. Wie dr Roßmillersch Wilhelm in dr Ortskrankenkasse 'n Ufen imgereaft hot.

„Siehste,“ sagt der Wilhelm, „jetzt haben wir den Dreck, jetzt haben wir das Luder zwei Mal abgeschnitten und er ist immer noch zu kurz!“ Er sollte nämlich mit noch einem, wie er draußen in der Motorbude gearbeitet hat, einen neuen Treibriemen drauf machen. Zweimal hatten sie schon ein Stück abgeschnitten und jetzt war er zu kurz.

„Was machen wir nur,“ sagte er, „wenn das der Alte merkt, da können wir 'was erleben!“ Sie haben „gewärcht“ und „gewärcht“, aber es war nichts zu machen.

„Weißt du was?“ sagte der Wilhelm zum anderen, „so wird das nichts. Du tust jetzt einmal den Motor loslassen, und ich seh', dass ich ihn auf die Riemenscheibe ‚naufzwicken' kann!“

So wurde es auch gemacht, der lässt den Motor los, und der Wilhelm „wärcht“ auch drauf, nur hat er vergessen, die Finger wieder fix weg zu tun, und er war er mit „dr Pfute“ [der Hand] zwischen die Riemenscheibe und dem Riemen gekommen, und da hat's die Finger so gequetscht, dass das Blut gleich zu den Fingernägeln rausgespritzt ist. Der Wilhelm „tat en Bläker“, aber es tat nichts mehr nutzen. Er tat nun „de Pfute“ zubinden und ging in die Ortskrankenkasse, um sich einen Krankenschein zu holen.

Ihr könnt euch doch nun vorstellen, dass die „Pfute“ weh getan hat und da war's eigentlich ganz richtig, wenn der Wilhelm versucht hat, den Schmerz etwas zu betäuben. Er fing nun gleich in der Pappel [Gasthaus „Trommer“] an, und wie er nun so zwei Stunden später in die Krankenkasse kommt (es ist so ein langer Weg von da draußen), da hat er gar nichts mehr gemerkt von der „Pfute“, bloß das Blut ist ihm etwas vorn rausgelaufen.

Wie er nun die Türe in der Ortskrankenkasse aufmacht, stolpert er und fliegt „de Lenge lang“ hin. Der Vieweger hat natürlich gedacht, der Wilhelm wär' besoffen, und fragt ihn, was er wollte.

„Nun, siehst du das nicht“, sagt mein Wilhelm, dass ich einen Krankenschein brauch’?“

Der Vieweger sagt, für Besoffene gäbe es keine, er solle wieder kommen, wenn er nüchtern wär’.

„Was?“ sagt der Wilhelm und lehnt sich an den großen dreistöckigen Ofen an, der in der Ecke stand, „keinen Krankenschein? Nun sag nur e’mal, du Fasnachtsnarre, bist du für uns da, oder mir für dich. Ich will jetzt einen Krankenschein ‚homm’ [haben]!“

Nun könnt ihr euch doch denken, die vielen Leute, die da waren, die haben „gebläkt“ vor lachen! Der Vieweger ist aber närrisch geworden und sagte zum Wilhelm: „Ich fordere Sie jetzt auf, sofort hier das Zimmer zu verlassen!“

„Du Pitschlerschheinrich,“ sagte der Wilhelm, ich hab’ dahier mehr Recht wie du, da fliegst du eher ’naus wie ich!“ Da machte der Vieweger die andere Türe auf und ruft hinein: „Herr G-, schmeißen’s doch ’mal den Roßmiller ’naus, der ist besoffen und will ’nen Krankenschein haben!“ Der G- war also sozusagen der Rausschmeißer und Prokurist, und tat wahrscheinlich draußen in der anderen Stube Geld sortieren. Er ließ sich das nicht zweimal sagen und kam. Der Wilhelm aber nicht faul, der tat sich mit der einen Hand an der Türklinke, und mit der anderen in der mittleren Ofenröhre festhalten. Jetzt ging nun die Balgerei los! Der Wilhelm ließ nicht los und auf einmal tat’s einen fürchterlichen Krach und der große dreistöckige Ofen war eingestürzt!!

Na, ich sag euch weiter nichts! Die Leute, die drinnen waren, die hatten auf einmal gar keine Zeit mehr, die konnten gar nicht fix genug zur Tür ’naus kommen. Das lässt sich doch auch denken, denn der Ruß und der Dreck – das könnt ihr euch nicht vorstellen! Der Felix schnappte wie ein Karpfen, der hatte aber auch das Beste davon abgekriegt.

Nun wurde fix nach der Polizei telefoniert, denn der Wilhelm ging immer noch nicht. Aber als der Freitag kam, war er doch so „helle“ und ging gleich auf ihn zu und sagte zu ihm: „Mit Sie geh’ ich, Herr Freitag, mit Sie hab’ ich nichts!“ Nun, der nahm ihn mit ’nunter, aber was wollten sie mit ihm machen, sie mussten ihn doch wieder laufen lassen, als sie alles aufgenommen hatten.

Das war nun alles ganz gut und schön, aber das „dicke Ende“ kam danach. Eines schönen Tages kam „e Dink“ [ein Ding] vom Gericht, da stand drin, dass der Wilhelm angeklagt war wegen Beamtenbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt und so hintereinander fort und wegen Sachbeschädigung.

„Nudo!“ sagte der Wilhelm, das ist allerhand „Zeig“, da gibt’s wenigstens 14 Tage zeitleabns!“ Na, da war nun nichts weiter dran zu machen und wie der Verhandlungstag kam, ging der Wilhelm ’nunter. Einen Rechtsanwalt hat er auch gehabt, der war von Gera, es war so ein Kleiner. Wie sie nun aufgerufen wurden, taten sie zuerst Wilhelm in die „Viehwoge“ (Anklagebank) stecken,

dann ging die Sache los! Der Amtsrichter hat nun seine Sünden noch einmal vorgelesen und fragte nun, wie das nun eigentlich zugegangen wäre.

„Eha,“ sagte der Wilhelm, „Geehrter Herr Gerichtshof! Ich weiß das auch nimmer so genau, ich weiß bloß, dass der hier mich rausschmeißen wollt’, und dass dabei der Ofen ‚eingeporzelt’ ist, mir beinahe auf’n Buckel ’nauf. Wenn dear mir uffn Buckel ’naufgangen wär, dear hätt mirsch Kreuz neingeschlogen! S war fer mich e großes Glick, doß de ubere Helfte nieber offs Pult gefloggen is, sunst tät ich heit nimmer leabn!“

Die Zeugen behaupteten nun, der Wilhelm hätte ihn mit Mutwillen eingerissen, und der tat’s bestreiten. Na, kurz und gut, sie wurden eben nicht einig, und da sagte der Amtsrichter, so kämen sie zu keinem Ende, und sie wollten einmal den Ofen und die Türe markieren, nachher sollten sie einmal vormachen, wie es war. Der Gerichtsdienstler musste nun zwei Schieten Stroh [Stroh-Ballen] ’raufholen (ob das wahr ist, weiß ich nicht, aber der Wilhelm hat mir’s so erzählt – aber der lügt wie gedruckt), die zwei Schieten Stroh wurden nun hingestellt und dann sagte der Richter:



Zeulenrodas Marktplatz vor dem Brand 1892 (Foto Freytag/ Zeulenroda)

„Nun, Angeklagter, jetzt stellen Sie sich einmal vor, dies wär’ der Ofen und das wäre die Türe, und nun fassen Sie einmal zu, wie Sie in der Krankenkasse zugefasst haben“. Der Wilhelm machte sich nun ran. „Nun“, sagte der Richter zum Zeuge G-, „die gegenwärtige Lage ist nun so, wie sie dazumal war. Jetzt

fassen Sie einmal an und machen 's uns vor, wie Sie den Angeklagten hinausgeworfen haben.“

Jetzt balgten sich die Zwei mit den zwei Schieten [Ballen] Stroh rum, bis der Richter gesagt hat, es wär' nun gut, man wüsste nun Bescheid! Na. Kurz und gut, der Anklagevertreter hat 14 Tage beantragt. Jetzt ging aber der Wilhelm hoch! Er hätte keinen Widerstand geleistet und wäre gleich mitgegangen und keine Beamtenbeleidigung wäre das auch nicht, das wären bloß Privatangestellte, und für das Ofeneinschmeißen müsst er eigentlich noch eine Entschädigung kriegen für den Schreck, den er ausgestanden hätt', die Hände täten heute noch zittern!!

Wie nun die Schöffen in's Beratungszimmer gegangen sind, hat der Wilhelm so für sich hingesagt: „Ich bin nur neugierig, wie viel sie da drinne in der ‚Rähcherkammer‘ [Räucherzimmer] von den 14 Tagen runterschneiden!“

Es hat gar nicht lange gedauert, da kamen sie wieder raus und haben Wilhelm drei Tage „draufgebrannt“. Ob er die „weggemacht“ hat, oder ob er sie vom Gräzer Färscht [Greizer Fürst] geschenkt bekommen hat, weiß ich nicht. Die Verhandlungen waren nun vorbei und die Herren sind 'nüber in den „Thüringer Hof“ und der Wilhelm ist hinterher, hat sich mit an den Tisch gesetzt, als ob das so sein müsst'. Da haben sie alle gelacht und haben auch noch ein paar Glas Bier bezahlt. M. G.

Zellröder Geschicht'n; Zweites Bändchen (1925)

52. Vun Heischkel unn seiner Frea.

(Heinrich Wilhelm Heischkel, geb. in Möschlitz, war von 1823 - 1832 zweiter Mädchenlehrer an der hiesigen Schule, kam dann nach Crispendorf und wurde 1834 aus dem Schuldienst entlassen. Er starb zu Patras im griechisch-türkischen Feldzug. Seine Frau erfror 1836 auf dem Krockerschen Teich im Märien.)

Hört, in der „guten“ alten Zeit, da sind närrische Dinger „gepassiert“. Da hatt' ich euch von Rektor Dietz und seinem Drach erzählt und nun weiß ich schon wieder etwas von „anno dozemel.“ Zu damaliger Zeit gab's einen zweiten Mädchenlehrer, der Heischkel hieß. Mit dem war - heut' kann man es sagen - nicht viel los, als Schulmäster [Lehrer] nicht und auch sonst. Er trank zu viel und ist wegen dieses Lasters später auch um Amt und Würden gekommen. Bei dem war meine Großmutter um 1825 'rum als kleines Mädchel in der Schule. Sie war keine Dumme, und was ihre „Leite“ [Eltern] waren, die sahen drauf, dass sie keinen Tag versäumte und auch ihren „Tintendreier“ und das Schulgeld an den Quartalen richtig an ihren Lehrer bezahlt hat. Damals gab es noch zwei Mädchenklassen und der Heischkel hatte die kleinen Kinder. So an die 180 - 200 „Stickle Kinner“ konnten das gewesen sein. Deren Schulgeld war sein Hauptverdienst, denn vom Rathaus bekam er lediglich 40 Taler jährlich. Der

Tintendreier und das Schulgeld machten 150 Taler oder etwas darüber, wenn alle bezahlten. Damit hatte es aber seinen „Henger“ [Hänger]. Von den 200 Kindern kamen höchstens 30 - 40 immer, 40 - 50 wie es ihnen gerade passte, andere bloß im Winter, und ein ganz kleiner Teil gar nicht zur Schule. Und was nun die schlechtesten Schulgänger waren, das waren für gewöhnlich auch die schlechtesten Zahler. Von denen kriegten die Lehrer meistens keinen roten Heller. Das hat unserem Heischkel rechten Ärger gemacht – man kann es ihm nicht verdenken. Er wusste sich aber zu helfen. Wenn Ostern kam, da ließ er eine ganze „Nupp“ [Menge] Kinder sitzen. Nun ja, werdet ihr jetzt denken, die selten drinnen waren und nichts gelernt hatten? Ach nein, die nicht, die tat er versetzen – allesamt. Aber die anderen, die jeden Tag kamen und ihren Dreier und das Schulgeld pünktlich bezahlt haben, die ließ er sitzen. Auch meine Großmutter. Und als ihre Mutter sich bei ihm befragte, warum und weshalb, der Kleinen ihre vier Jahre wären doch um und das Lesen und Schreiben könnte sie doch ganz schön, da hat er gesagt: „Da haben Sie schon Recht, gute Frau, aber wenn ich die ordentlichen Kinder alle ’nüber zum Herrn Organist lasse und nur die schlechten und liederlichen behalte, wie glauben Sie denn da, dass ich zu meinem Schulgeld kommen soll? Da könnt’ ich verhungern und meine Frau dazu!“ –

„Freilich“, sagte da der Kleinen ihre Mutter, „und auch ‚verdorsten‘, das wäre noch viel schlechter!“ Und damit ging sie wieder zur Tür hinaus. Es war eben nichts zu machen, das sah sie ein, trotz ihrem Ärger. Es war schon damals so wie heute, die Ordentlichen mussten für die von der anderen Sorte den Karren durch den Dreck mit „dorchzerrn“. Ob sich meiner Großmutter ihre Mutter eine Lehre daraus genommen und nichts bezahlt hat, weiß ich nicht. Meine Großmutter sagte aber, das andere Jahr wäre sie versetzt worden.

In der „Heislichkeit“ Heischkels ging’s friedlich zu. Sie verstanden sich, er und sie. Sie konnte nämlich auch einen guten Schluck vertragen, bis auf zuletzt, als sie einmal ’naus ins Holz [Wald] ist, gar zu tief in die Flasche geguckt hat und auf Krockers ihrem Teich eingeschlafen und erfroren ist. Zuvor aber hatte ihr das Saufen nichts getan.

Früh, beim Kochen, da machte sie öfter die Stubentür auf, die in die Schulstube ging, und tat ihrem Mann rufen. Dann wurde einer genommen. Auch sonst war sie gut mit ihm. Wenn sie „Rährnkuchen“ [Röhren-Kuchen] backen tat, die er für sein Leben gern gegessen hat, hielt sie hin und wieder einen recht schön braun Gebackenen zur Tür rein und rief: „Mann!“ Da war er mit einem Satz vom Pult runter und an der Türe, nahm ihn ihr aus der Hand, hat ihn zusammen gerollt wie eine Zigarre und ‚verdricken‘!“

Auf die Dauer gaben sich die Bürger mit Heischkels Dienstauffassung und vor allem mit seiner Versetzungsmethode nicht zufrieden. Wie ich schon gesagt hab’ – er musste fort. Er kam nach Crispendorf ’nauf. Da wurde er aber schon nach zwei Jahren wieder abgesetzt - und zwar für immer. Er ging nun auf die

Walz. Damals taten sich die Griechen gerade vom türkischen Joch befreien, und die Deutschen, die immer für die Freiheit und das Glück der anderen Völker mehr übrig gehabt hatten, als für ihr eigenes, die machten schön Verse auf die Griechen und ihren Spektakel mit'n „Terkenhunnen“ [Türken-Hunden].

Viele sind auch selbst mit „nuntergemacht“ und verspritzten ihr Blut für die Freiheit der Griechen. Unser Heischkel kam gerade nach München, als dort die bayrisch-griechische Freiwilligenlegion nach dem Balkan abging. Fix ließ er sich anwerben, und zog mit fort. Das Glück war ihm aber nicht grün – er kam nicht wieder. In Patras ist er gestorben, und das Vaterland hat nicht sehr viel an ihm verloren. X

Zellröder Geschicht'n; Zweites Bändchen (1925)

54. Dr Rubbrich.

Kurz vor Weihnachten war's, da kam jedes Jahr wie immer der „Rubbrich“ [Knecht Ruprecht]. Die Mutter war mit ihren beiden Kinder allein zu Hause, denn der Vater war noch auf Arbeit. Es war gegen Abend, sie hatten in der Stube gerade Licht gemacht, da geht ein Gepolder und Gekrache los, dass man denkt, das Haus will einfallen. Die Treppe kommt's 'nauf und oben pocht's an die Tür. Wie sie aufgemacht wird, steht ein Mann draußen, ganz

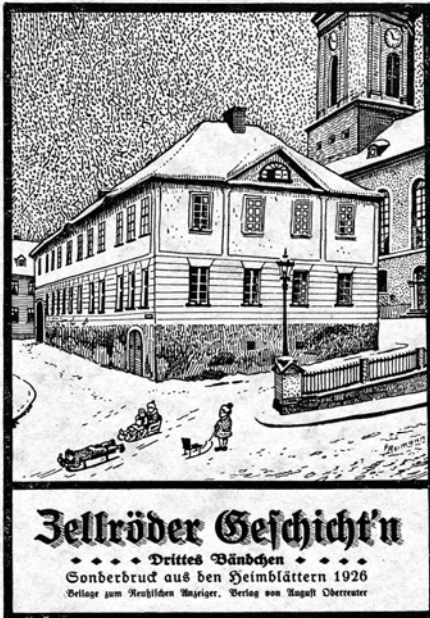


schauderhaft und gefährlich. Eine alte Pelzmütze auf dem Kopf, ein alter Kutschermantel an, und auf'm Buckel einen alten Sack. Nun wussten sie es alle: Das ist der „Rubbrich“. Die Kinder mussten nun beten und wurden gefragt, ob sie das ganze Jahr auch schön gefolgt hätten. Danach haben sie Nüsse und Äpfel bekommen und der „Rubbrich“ ist wieder fortgegangen.

Inzwischen war's nun ganz finster geworden und der „Rubbrich“ muss doch die Treppenstufen nimmer gesehen haben – kurz und gut, da gibt's einen Krach und der „Rubbrich“ fliegt mit Sack und Pack die Treppe nunter. Der große Junge ist fix „nochgerammelt“ und hat ihm wieder auf die Beine geholfen und gefragt, ob ihm etwas wehtun würde. Das war aber nicht der Fall. – Etwas später kommt auch der Vater nach Hause, der aber heute recht lahm geht. - - -

K. S.

Zellröder Geschicht'n; Zweites Bändchen (1925)



83. De gewunnene Wette.

Heute will ich euch einmal eine Begebenheit erzählen, die sich vor ungefähr zehn bis fünfzehn Jahren drüben im Gasthaus „Talschleßle“ [„Talschlösschen“] hinter' Bergwerk [Alaunwerk], an der Straße nach Auma, wo jetzt in letzter Zeit die Eva drinnen war, zugetragen hat. Damals war da der Dornheims Bernhard (er hatte eigentlich noch einen anderen Namen, aber da drüber schweigt des Sängers Höflichkeit) als Wirt drüben.

Eines Tages war beim Bernhard einmal Sauschlachten und die große Gaststube war „gerammelt“ voll von Gästen. Von überall waren 'se vertreten, von der Stadt, aus'n Bergwerk, von Ziels (Quingenberg),

Merkendorf, Zadelsdorf, ja sogar von Auma drüben rüber, denn zu Dornheims Bernhard gingen 'se alle gern, da war's immer gemütlich und fidel. Und ein gutes Bier hat er gehabt und eine gute „Wurscht“, wenn Schlachtfest war, und man wurde auch nicht „ahngeschmiert“ mit'n Preis.

Unter den Gästen in der Gaststube war einer von Auma, ein alter riesenlanger Kerl, der führte immer das große Wort, und seine Klappe ging wie 'ne alte „Draeckschlauder“. Aufschneiden und großtun, das konnt'r ordentlich, und was der schon alles erlebt und „ausgefressen“ haben wollte, das ging auf keine Kuhhaut. Das war ein gewiefter Kerl und mit allen Wassern gewaschen, aber wie gesagt, er konnt' auch ordentlich Lügen machen und das Blaue vom Himmel runter schwindeln. Wir hätten uns alle recht gefreut, und hätten 's ihm vergönnt, wenn er einmal richtig „angeschmiert unn uffm Beasen“ geladen worden wäre.

Jetzt erzählte der Aum'sche gerade, dass er einmal bei 'nem Schlachtfest in Merkendorf einen ganzen Sausack, zwei Pfund Brot und auch noch „fuffzn“ [15] Glas Bier vertilgt hätt', ohne die geringsten Bauchschmerzen danach zu kriegen. Der Dornheims Bernhard, der das mit angehört hat, wollte das natürlich nicht glauben und sagte: „Das ist ganz unmöglich, dass du einen ganzen Sausack auf einmal isst, das machst du mir nicht weis!“ „Herre“, da ging aber der andere in die Höhe. „Was, das glaubst du mir nicht, nu' Kreuzdonnerwetter, da wett' ich doch gleich meinen Kopf drum, und wenn du's haben willst, da mach' ich dir's jetzt einmal vor, trotzdem dass ich schon zwei Portionen Wellfleisch ‚gegassen hob'.“ „Ach nä“, sagte der Bernhard, „deinen

Kopf mag ich gar nicht haben, aber ich wett' um fünfzig Mark, dass du's nicht fertig bringst“. „Na, meinetwegen, ich wett' mit“, sagte der Aum'sche, aber ich sag' dir schon vorher, die fünfzig Mark krieg ich, den Sausack „freaß“ ich mit Haut und Haar“.

Sie schlugen ein, und der Wettkampf konnte losgehen.



Das Gasthaus „Talschlößchen“ in Quingenberg. Foto: Städtisches Museum Zeulenroda

Der Bernhard ging zur Türe 'naus, und es dauerte gar nicht lang, da kam er wieder und brachte einen großen Jutesack mit rein, legte ihn auf den Tisch und sagte zu den Aum'schen: „Hier, das ist mein Sausack, ‚dodrinne' hol' ich immer meine ‚Seie', nun fress'n auf mit Haut und Haar, wenn du kannst“.

Der Kerl von Auma war natürlich baff und wusste erst gar nicht, was er darauf sagen sollte, und die Gäste, die lachten alle und freuten sich, dass er so seine Wette verloren hatte. Aber der Aum'sche ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und meinte: „Nun, wenn weiter ‚nisch' ist, der wird ‚gefressen'. Bernhard, bring' mir 'mal einen Kuchendeckel und ein Pfund Gehacktes rein!“ Der Bernhard dachte, er hätt' die Wette schon so gut wie gewonnen, wie aber jetzt der Aum'sche auf einmal so sicher war, da wurd's den Bernhard schon etwas Angst, aber er musst halt gute Miene zum bösen Spiel machen und holte das Gewünschte rein.

Nachher nahm der Aum'sche den Kuchendeckel, legt'n auf den Tisch und den Jutesack mitten drauf. Alles war nun gespannt, was da losgehen sollt'. Jetzt tat er eine Streichholzschachtel aus der Hosentasche raus, machte Feuer und brennt 'n Sack an.

In ein paar Augenblicken war der Sack verbrannt und bloß noch ein kleiner Haufen Asche übrig. Da nahm er das Pfund Gehackte her, mach das „bille“ Asche drunter und eins, zwei, drei hat er die ganze „Wiener Mischung“ „verdickt unnd aufgefraessen“ und hatte die Wette gewonnen.

Jetzt hat er freilich die Lacher auf seiner Seite gehabt, und alle haben „grodenaus gebläkt“, Der Bernhard aber stand hinter seinem Schanktisch wie ein begossener Pudel und hat kein besonders geistreiches Gesicht gezogen. Erst tat'r freilich dagegen protestieren, aber es half alles nichts, er musst' die fünfzig Mark schweren Herzens berappen.

A.M.

Zellröder Geschicht'n; Drittes Bändchen (1926)

86. Aeß Mutz!

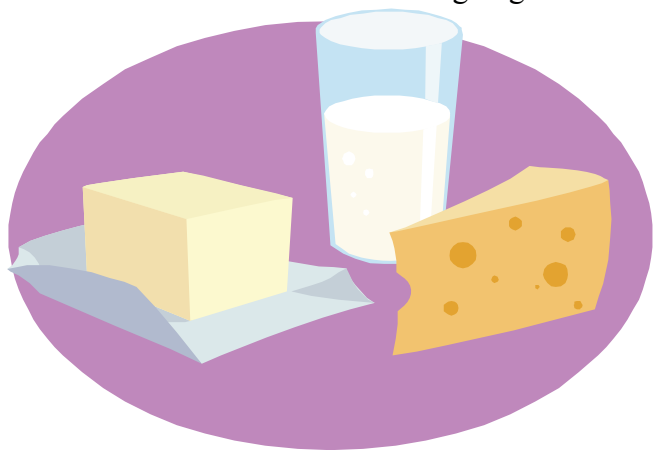
Wie der Neumüller einmal krank gewesen ist, da hat der „Dokter ahngeordnet“, er sollt' etwas besser leben und sollte zum Frühstück und Abendbrot ordentlich Butter auf's Brot schmieren. Nun kam halt außer dem gewohnten „Mutz“ [Quark] auch noch für'n Müller ein Stückchen Butter auf'n Tisch.

Nun hat damals gerade der alte Priefersch Heinrich in der Neumühle gedient, und wie der sich an den Tisch setzte, und die Butter gesehen hat, da hat er den „Mutz“ „Mutz“ sein lassen und hat „geammerlich“ [viel] von der Butter abgeschnitten. Das ist freilich nicht nach dem Wunsch der Müllerin gewesen. Wo sollten sie denn hinkommen, wenn alle Butter essen wollten, und die paar „Stickle“ [Stückchen] Butter mit in der Wirtschaft draufgingen. Sie mocht's aber den Heinrich auch nicht direkt verbieten und da hat 'se halt gesagt:

„Heinrich, die Butter ist
„itze' so sehr teuer.“

„Cha“, sagte der Heinrich,
„sie ist aber auch sehr gut“,
und dabei hat er feste
Butter aufgekleistert.

Nun wollte sie den hohen
Preis deutlicher machen
und sagte: „In der Stadt
kost' 's „Stickle“ jetzt
sieben Groschen“. - „Das ist 'se auch wert“, sagte der Heinrich und schmierte
wieder Butter auf.



Wie die Müllerin gesehen hat, dass auf diese Art nichts zu machen war, hat sie anders angefangen: „Heinrich, iss ‚Mutz‘, ‚Mutz‘ gibt Kraft.“ - „Ach nä,“ hat er gesagt, euer bissel Arbeit die mach’ ich mit Butter auch.“

Sie hat’s noch einmal probiert und hat gesagt: „Jetz is’ so heiß draußen, do musste doch ‚Mutz‘ essen, ‚Mutz‘ kühlt“.

Aber der Heinrich hat sich nicht irre machen lassen und hat gesagt: „Nä, ich ess’ Butter, und wenn mir das Wasser ‚zen Buckel nein rammelt“.

Der Heinrich ist so ein alter „Deitscher“ gewesen und hat sich noch etwas derber ausgedrückt ...

H. F.

Zellröder Geschicht’n; Drittes Bändchen (1926)



Der Lammsberg um 1950. Links das Restaurant "Zum Lamm" und rechts das Stadtgut - früher Neumühle.
(Foto Freytag / Zeulenroda)

98. Dr Zellröder Schnellzug.

’n Karl habt ihr alle gekannt. Der hat lange Jahre unseren Schnellzug von oberen zum unteren Bahnhof „bearbeit’ t“.

Er war sehr spaßig und gemütlich, das heißt, privat. Im Dienst war er meistens ungemütlich. Ein paar schlechte Kerle haben ihm nachgesagt, dass er früher bei den „Lustigen Zwickauern“ mitgewirkt hätt’, weil er so ulkig war. Ma konnte manchmal denken, er wär’ die Wetterfahne vom Zellröder Bahnhof. Ich selbst hab’ ihn noch in ehrenden „Angedenken“, er war in jeder Beziehung ein guter Deutscher.

Nun hat er sich aber durch seinen Dienstfeifer manchmal etwas sehr hinreißen lassen. Jeder Raucher war im Dienst für ihn ein „shtrofbederftges“ [straf-

bedürftiges] Individuum und mancher von den Lesern der paar Zeilen wird sich noch lebhaft erinnern, wie 'r aus einem zufällig betretenen Nichtraucherabteil rausgeflogen ist. Zur Inflation, wo's mache recht eilig hatten, hatt' er manchen, der recht fix vorwärts wollt', zugerufen: „Nur langsam, meine Herren! Ohne Loch kann ich keinen fahr'n lassen!“

Da waren nun mit der Zeit welche unter seinen Brüdern, die wollten „unnern Karl äns einschenken“, und das hat nur so geklappt. Der Karl war am unteren Bahnhof stark mit den Rauchern und Nichtrauchern beschäftigt, und wenn er hätt' auch noch do unten die Löcher machen müssen, hätten sie ihm vielleicht noch öfter ein's ausgewischt. In seinem Eifer hatt' er doch vergessen, die Wagen an die Lokomotive zu hängen. Wie die Zeit zum Abfahren so 'ne Viertelstunde vorbei ist, weil's Einladen von Paketen und den anderen „Zeich“ damals so lange gedauert hat, pfeift der Karl zur Abfahrt, und natürlich saust die Lokomotive ab, aber alleine, ohne die Wagen. Der Karl konnt' pfeifen und rufen wie er wollte, die hatten Vollgas gegeben und prasselten nur so nach'n oberen Bahnhof zu.

Wenn die Reisenden aber gefeixt haben sie der Lokomotive haben einmal umgesehen, ob Kopfstand macht, aber 'kommen, und da sind bis an den oberen mussten sie wieder holen. Der Karl hätt' samter Lokomotive ging jetzt nicht, sie wie möglich wieder

Durch's Fahren kam Gleichgewicht, aber Streich nicht gleich. Wagen abgehängt hat, Gestänge mit'n Augen

Er hat für seinen Eifer damals einen „Doppelten“ eingeschickt bekommen, aber für uns „Zellröder“ wird's ein ewiges Andenken sein. K. B.

Zellröder Geschicht'n; Drittes Bändchen (1926)



auch ärgerlich waren, alle „grodnau“. Die auf sich auf der Brücke noch der Karl noch nicht bald soweit ist es nicht sie halt weitergefahren, Bahnhof. Nachher „nunter“ und die Wagen se am liebsten mit „gefressen“, aber das mussten ja so schnell 'nauf.

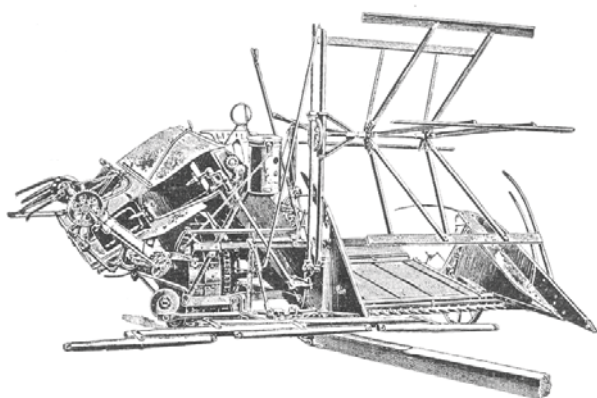
er wieder ein wenig ins vergessen konnt' er den Und wenn er unten die hat er bald das ganze verschlungen.

Der Binder

Gottfried Thumser Zeulenroda

Als es noch keine Mährescher gab, war die modernste Erntetechnik der Selbstbinder- kurz Binder genannt. Dieser schnitt das Getreide ab und band es in einem Arbeitsgang zu Garben, die anschließend manuell zu sog. Puppen aufgestellt wurden.

Seit Kriegsende herrschte - wie überall in der DDR und bis zur politischen Wende 1989 – permanent Mangelwirtschaft. So kam es, dass in der Zeit der Getreideernte das Erntebindegarn für den Betrieb der Binder oft dringend benötigt wurde, aber nicht verfügbar war.



In einem kleinen Dorf zwischen Zeulenroda und Elsterberg hielt an einem heißen Sommertag bei bestem Erntewetter ein Auto und dessen Fahrer fragte einen zufällig vorbeikommenden Mann nach einem Bauern, der einen Binder besitze. Dieser hätte in der BHG Erntebindegarn bestellt, was er nun liefern möchte.

Allerdings habe er dessen Namen vergessen. Der Gefragte überlegte kurz und sagte: „**Do uhm is eene Fraa, die hot 'nen Pinther**“ und zeigt in die Richtung des Anwesens.

Dazu muss man wissen, dass die benannte Frau schon einige Zeit ihre „Kuhhaus-Wirtschaft“ altershalber aufgegeben hatte und nie einen Binder besaß. Tatsächlich war sie aber mit einem Mann mit Namen Pinther verheiratet, der vornweg Hans hieß.

Nach einiger Zeit war im Dorf durchgesickert, wie das Gespräch des Händlers mit den beiden Alten von statten ging. Auf die Frage: „Habt ihr das Bindegarn für'n Binder bestellt?“ schauten diese etwas verdutzt, wobei die Frau meinte: „Mir hoamm kenn Binder“. Anschließend wurde orakelt, wer denn im Dorf die Bestellung ausgelöst haben könnte. Plötzlich war bei Hans der „Groschen gefallen“ und er sagte etwas erregt und bestimmend: „Wenn du net sofort 'nausmachst, dann ...“

Völlig verunsichert und ohne zu wissen, was den Zorn des Alten ausgelöst haben könnte, verließ der Mann das Haus fast fluchtartig. Die Frau verstand die Reaktion ihres Mannes ebenso wenig und fragte: „Wos woar denn lus?“, worauf ihr Mann kurz angebunden antwortete: „Du alt's Schoof ...!“



Anekdotisches

Auch an die nicht zur Sippe der „Seefen-Rothens“ gehörige „Babber-Rothens“ wird sich noch mancher erinnern. In ihren alten Tagen war sie kein Ausbund von Schönheit mehr, aus den Warzen im Gesicht sprossen lange Haare. Ständig preppelte sie im Gehen vor sich hin, und es konnte passieren, dass man bei einer Begegnung mit ihr eine Schimpfkanonade über sich ergehen lassen musste. Als ich ein kleiner Bub war und mir manche Dinge der Erwachsenenwelt noch Rätsel waren, begegnete ich an der Hand meines Vaters ihr einmal in der Fickweilers Reihe¹. Mitten dort stand sie, etwas breitbeinig, und bemerkte, als wir vorbeigingen: **„Nirchends koa mer in Ruh‘ ‘s Woasser loassen!“**

und unter dem fast bodenlangen Rock trat ein in Richtung Lohweg fließendes Rinnsal hervor. Staunend nahm ich das zur Kenntnis. Wie praktisch war das doch damals!

Anders sonntags, da putzte sie sich heraus. Mit breitkrepeligem Hut, bewaffnet mit Pompadour² und Regenschirm, unternahm



Die alte Untere Höllerreihe
(Foto: Sammlung H. Müller)

¹ Jetzt Untere Höllerreihe

² Frühere Bezeichnung für Handtasche

sie einen Ausflug nach Langenwolschendorf. In der Linde wurde eingekehrt und ein Bier bestellt. Jede Menge erreichbaren Zuckers, der für die Kaffeetrinker auf den Tischen stand, wurde in das Bier gerührt. Ein echter Genuss - oder war's Alterszucker?

Der Karpfenpfeifer 14/1989

NÄCHTLICHER SPUK BEIM BERGNERS BÄCK

Mein Schulkamerad Fritz Funke ging Mitte der dreißiger Jahre beim Bergners Hermann in der Schleizerstraße/ Ecke Lindenstraße in die Lehre. Bäcker wollte der Fritz werden. Doch das Geschick hatte anderes, viel, viel Schwereres in der Zukunft mit ihm vor. Eine Kriegsverwundung mit Querschnittslähmung als Folge fesselte ihn später zeitlebens an den Rollstuhl. Als sein Lehrmeister Hermann Bergner zu Grabe getragen wurde, nahm Fritz, von seinem Pfleger an das Grab getragen, von diesem Abschied.

Wie das für Bäckerlehrlinge üblich war, sie mussten früh um 4 Uhr mit ran, die Brötchen zu backen und anschließend auszutragen, wohnte Fritz auch im Hause des Lehrherren. Wie die mit im Hause wohnenden verheirateten Bergners Mädle und deren Männer, war auch der Fritz nicht faul, wenn es Schabernack zu treiben galt.

Eines Abends, Fritz kehrte durch die Schopperstraße, vom „Dienst an einer Nächsten“ kommend, nach Hause zurück und schlich leise die Treppe hinauf in seine Bude unterm Dach. Doch gleich drauf kam er leichenblass die Treppe wieder heruntergestürzt und schrie: „In meinen Bette liecht Eene!“ Die „Eene“ erwies sich dann bei näherem Hinsehen als harmlos, es war der Bergners Lotte ihre Schneiderpuppe, die „Unbekannt“ in Fritzens Bett gepackt hatte.

Fritz sann auf Rache. Da kam ihm ein Igel gerade recht, der seinen Weg auf einem der abendlichen Dienstgänge in der Schopperstraße kreuzte. Er nahm den stahligen Kerl kurzerhand mit. Im Hof der Bergnerschen Bäckerei setzte er ihn wieder aus, allerdings stülpte er ihm eine dort stehende blecherne Waschschüssel über und verschwand rasch in seiner Butze. Zur Verdeutlichung muss nun noch gesagt werden, dass der Hof mit den damals üblichen Katzenköpfen gepflastert war und auf einer Seite eine mit Bohlen abgedeckte Grube hatte. Das Haus lag bald in tiefer Ruhe, als im Hof ein unheimliches Geklapper einsetzte, mal heller, mal dumpfer, eine Weile Ruhe, dann ging es wieder los. Hildes Mann richtete sich im Bette auf und lauschte. „Horch nur mal!“ rief er der Hilde zu, die ja längst schon ängstlich dem Spuk gelauscht hatte. Der Lärm ging weiter. Rätselhaft! Schließlich wurde Marie mit ihrem Gerhard auch geweckt. Vom Vorsaalfenster aus versuchten sie nun gemeinsam zu ergründen, was da draußen los war. „Klapper - klapper - klapper“ fegte da irgendetwas über das Hofpflaster und „Rumpel - pumpel“ über die Bohlen der Grube.

Da war wohl der Leibhaftige auf Bergers Hof im Gange; der ja damals noch in den verschiedensten Gestalten Umgang mit der Menschheit pflegte. Notdürftig wurde etwas angezogen, und die Nachthemden in die Hosen gestopft, ging es bangen Herzens hinunter in die Backstube. Die beiden Schwager wollten die Marie bewegen erst ein „Ave Maria“ zu singen -wozu war sie schließlich dem Kantor sein bestes Pferd im Alt -, doch Marie zierte sich, sie wollte nicht. Schließlich öffneten sie vorsichtig die zum Hof führende Tür der Backstube. Im spärlichen Licht, das nun auf den Hof fiel, sahen sie, wie da „Klapper - klapper - - rumpel – pumpel“ eine Waschschüssel auf dem Hof, herumrannte. Na sowas! Aber - was mochte drunter unter dem Ding sein? - -, wenn schon nicht der Teufel selbst, dann vielleicht eine tollwütige Ratte oder sonst was Gefährliches - - was tun?



Die Schleizer Straße um 1910. Links die ehem. Tischlerei Jungmeister Hs. Nr. 26
(Foto Sammlung U. Hermann)

Schließlich wurde beschlossen, zu versuchen mittels eines Besenstiels die Schüssel umzuwerfen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang das auch. Erlöster Aufschrei: „Ea Ieschel!

Dass es bei Bergners am nächsten Tag „Igel in Brotteig“ gegeben haben soll, ist ein böses Gerücht. Der Fritz hat das Tier nämlich am nächsten Tag in seines Vaters Schrebergarten unten in der Aumaischen Straße hinterm alten Krankenhaus gebracht, wo es als Schneckenjäger eingesetzt wurde.

Der Karpfenpfeifer 7/1985

AUS DER BÜRGERSCHULE

von Heinz Lehninger *1919

Zu den repräsentativen Gebäuden unserer Stadt gehört die einst sogenannte „Bürgerschule“: Ein großer dreigeschossiger Doppelbau, durch einen schmalen Vorgarten von der Straße getrennt, linker und rechter Flügel symmetrisch abgestimmt. Die harmonische rote Backsteinfassade mit ihren großen Bogenfensterreihen glich eher einem Regierungskomplex wilhelminischer Prägung als einem Paukerinstitut. Dass diese Schule außerdem noch an der schönsten Straße der Stadt lag, machte sie jedoch ihren unfreiwilligen Besuchern nicht reizvoller.



Die Bürgerschule undatiert (Sammlung G. Steiniger / Foto Freytag)

Zwei große Schulhöfe beherrschten die Seitenfronten der beiden Flügel. Jeder der beiden Flügel hatte einen eigenen, von einem schmucken Torbogen überhöhten Eingang. Es herrschte strenge Geschlechtertrennung: Im linken Flügel waren die Mädchen, im rechten die Knaben untergebracht.

Meine Rolle als Schüler begann verheißungsvoll, denn der Klassenlehrer Bornschein entdeckte schon nach wenigen Tagen mein musikalisches Talent. Er fragte uns lernbegierige Abc - Schützen, wer ein Lied singen könne. Durch die weibliche Umgebung meines Geburtshauses und der Nachbarschaft gesänglich geschult, meldete ich mich spontan und trug arglos vor, was ich so hatte in der Nachbarschaft trällern hören.



Das Lehrerkollegium der Zeulenrodaer Volksschule, 1932!



Sammlung H. Müller / Foto Freytag

Mein Vortrag war für den Lehrer so beeindruckend, dass er mich in der Pause mit in's Lehrerzimmer nahm, wo ich meinen Soloauftritt wiederholen musste. Der Erfolg war überwältigend! Dieses erste Debüt vor fachkundigem Publikum war zugleich mein letztes - die Nachwelt wird es danken!

So erscholl in perfekt Zeulenrodaer Sound im Lehrerzimmer „In Hamburg, da bin ich gewesen sie war nur ein Mädels fürs Geld!“. Orkanartiges Gelächter

war der Beifall, und ich war stolz wie jenes Dienstmädchen, das seinen Dienst in Köln quittieren musste, weil die ganze Familie nur noch sächselte ... Unbegreiflich war mir, dass meine Mutter dieses schöne Lied einen „Gassenhauer“ nannte.

Dennoch - mein Lieblingsfach wurde „Musik“, und das verdanke ich Jungmeisters Heinrich, bei dem ich mit Hilfe der Eitz'schen Solmisation sehr früh das „Singen vom Blatt“ erlernte. So beorderte er mich schon als Erstklässler in das 8. Schuljahr, damit ich den „unmusikalischen Affen“ - eine seiner typischen Redewendungen - seine Wandtafelkompositionen „frisch vom Blatt“ vortrug. Dass er später meiner Mutter empfahl: „Rosalie, der Junge muss Musiker wärn.“, war dieser gar nicht recht - sie dachte an die soziale Misere der Berufsmusikanten Er beorderte mich sehr früh in den Schulchor, den damals Willy Güther leitete. Unvergessen bleibt mir eine Aufführung des Oratoriums „Die heilige Elisabeth“ von Joseph Haas, an der ich unter Stabführung von Fritz Sporn teilnehmen durfte. Die Zeulenrodaer erwiesen sich als Musikbegeisterte alle Ehre - sowohl die Generalprobe als auch die Premiere in Pohlands Saal waren restlos ausverkauft.

Auch das Lesenlernen durch das Abc - Verfahren (Buchstabiermethode) bereitete keine großen Schwierigkeiten. Wir lernten in der Schule unsere schöne Muttersprache und ihre herrliche Literatur mit Erfolg; die sogenannte „Ganzheitsmethode“ - die vor mehr als dreißig Jahren von „progressiven“ Pädagogen und Psychologen (wieder) ausgegraben wurde, konnte uns zu jener Zeit noch kein Beinchen stellen. Vielleicht ist mir deshalb aus meiner Generation kaum ein Analphabet begegnet

In keiner Grundschulklasse fehlte damals die „Russische Rechenmaschine“ - spätestens im dritten Schuljahr waren uns die Zahlenbegriffe geläufig. Man frage heute, im Jahre 1986, nach zehn Schuljahren einmal einen jungen Menschen über die deutsche Romantik oder das Rechnen mit Brüchen aus ...

Zum Lernprozess kam bald der legendäre Rohrstock hinzu, den wir „Röhrle“ nannten. Nach dem zweiten Schuljahr trat dieses Röhrle mehr und mehr in Aktion. Zur Ehrenrettung der damaligen Pädagogengeneration sei bemerkt, dass nicht alle mit dem Rohrstock dirigierten. Sein Gebrauch oder Nichtgebrauch sagte auch keineswegs etwas über die Qualifikation des Lehrers aus. Merkwürdigerweise hatten aber gerade die „Röhrle-Pädagogen“ Spitznamen, während die anderen selten dieser „Ehrung“ für würdig befunden wurden. Disziplin wurde groß geschrieben in dieser Schule. Das Betreten des Mädchenflügels ohne Auftrag war uns Jungen streng untersagt. In den Pausen mussten die Klassenräume in geordneter Zweierreihe verlassen werden, lautes Unterhalten oder gar Lärmen in den Fluren und Treppenhäusern hatte böse Folgen. Auf dem Schulhof musste schön sittsam in Zweierreihen, nach Klassen geordnet, in einem großen Kreis gewandelt werden, die Spitze bildete das 8. Schuljahr. Mittelpunkt des imaginären Kreises war der aufsichtführende Lehrer.

Diesem Mittelpunkt war gleichzeitig die Funktion eines Marterpfahles zugeordnet. Wer aus der Reihe tanzte oder sein Butterbrotpapier arglos wegwarf, musste sich dem Zentralpunkt zugesellen und stand zu Schmach und Schande wie ein begossener Pudel neben der pädagogischen Autorität.

Nach dem Ertönen der Pausenklingel ging es in ebenso geordneter Weise zurück in die Klassenräume. Das kurze Intervall bis zum Erscheinen des Lehrers wurde meist hemmungslos dazu genutzt, den auf dem Schulhof verhinderten Bewegungstrieb nachzuholen.

An der Klassentür war eine Türwache postiert, die Alarm gab, sobald ein Pauker in Sicht kam. Wehe, wenn der Lauschposten versagte! Jeder Lehrer hatte seine eigene Methode, die verweigernde Disziplin zu ahnden. Wenn der Ruf „Der Bandit kommt!“ erscholl, schoss Lehrer Türpe mit erregt wackelnden Schnurbartspitzen in den Raum und fauchte: „Euch Banditen will ich lehren!“ Dann verteilte er Ohrfeigen ohne Abwägung von Schuld und Sühne. Die ersten davon bekam häufig der Türposten, weil die Schallwellen das Wort „Bandit“ zu weit getragen hatten.

Fischers Schorsch zierte der Spitzname „Berre“ (=Birne) - seine vollendete Glatze hatte ihm diesen Titel einst eingebracht. Wenn er dieses Wort einmal erlauscht hatte, verwandelte sich sein Kopf in eine Glühbirne. Mit dem Ruf: „Hört - hört!“ stürzte er ans Lehrerpult, auf dessen wenig geöffneter Schublade stets griffbereit das Röhrle lag, ergriff die Zuchtrute, raste zwischen den Bankreihen entlang und schlug erbarmungslos zu - meistens nur auf das Holz, denn wir rutschten schleunigst unter die schützende Schreibplatte.

Röhlers Ernst, als „Knochen“ apostrophiert und Respektsperson par excellence, erlaubte keine Türwache. Wenn er einen Disziplinsünder erwischte, kühlte er sein Mütchen durch eine ausgiebige „Gerichtsverhandlung“, immer zum Vergnügen der ganzen Meute, denn die gefürchtete Rechenstunde fiel dann meist aus.

Keineswegs hatten die Rohrstock-Strategen immer die beste Disziplin in ihren Klassen - im Gegenteil! Das Röhrle provozierte die Schüler eigentlich nur zu neuen Streichen. Nach Unterrichtsschluss wurde es immer sorgfältig in's Pult eingeschlossen.

Eines Tages hatte die Berre das vergessen. Als wir am Nachmittag zwei Stunden Zeichnen beim Knochen hatten, bemerkte ich beim Betreten des mittleren Flures einige Mitschüler in unserem Klassenraum, obwohl der Zeichenunterricht ein Stockwerk höher im Zeichensaal stattfand. Sie suchten eifrig nach einem Gegenstand, um Berres Röhrle damit zu zerschlitzen. Ich stellte dazu mein Taschenmesser zur Verfügung, und bald lag das Strafutensil zerstört am Boden. In unserer Vorfreude auf Berres Gesicht am nächsten Morgen hatten wir nicht bemerkt, dass der Knochen die Treppe heraufgekommen war und plötzlich in der Tür stand. Der Zeichenunterricht fiel

aus - Knochen hielt Gericht und lotete alle Details des verbrecherischen Anschlages auf das pädagogische Herrschaftssymbol aus. Seine peinlichen Vernehmungen waren unangenehmer als die nachfolgende Exekution. Ob Taschenmesser-Lieferant, Schmierestehen, Durchführender des Deliktes oder Zuschauer, das Strafmaß war für alle gleich: Rumpfbeuge nach vorn, Hintern in Bereitstellung durch Einklemmen des Kopfes zwischen die langen, dünnen Paukerbeine, Straffziehen des Hosenbodens, zwei kräftige Schläge auf denselben. Wer einen Schmerzenslaut von sich gab, erhielt eine Zugabe.



Wenn solche Vorgänge zu Hause ruckbar wurden, dann lösten sie leider eine Kettenreaktion aus, es gab da noch eine Ladung. Berres Reaktion am nächsten Tag angesichts des misshandelten Rohrstockes war für uns eine Enttäuschung. Entgegen seinem gewohnten und von uns erwarteten Verhaltens blieb er gelassen: „Ihr könnt mich nicht reizen, da wird eben ein neuer Stock gekauft!“

Für solche Dienste beanspruchte er gewöhnlich den Klassenkameraden R., der bei Bocks mit der Weisung „Aber ein dünnes!“ eine neue Paukerwaffe holen musste. Diese Aufgabe war keineswegs ein Vergnügen; brachte R. ein zu dickes Exemplar, fauchte ihn der Auftraggeber an, war es zu dünn, drohte Klassenkeile.

Während des Kopfrechnens pflegte Berre mit dem Röhrle zwischen den Bankreihen hin- und herzulaufen. Während er sein $(a+b)^2$ gelöst haben wollte, landete sein Röhrle auf irgendeinem Schülerrücken. Kam von dem solcherart bedrohten keine spontane Antwort, gab es einen derben Hieb auf das Kreuz. Da Berre eine recht feuchte Aussprache hatte, holte Kellners Fuchs einmal plötzlich sein Taschentuch hervor, um sich vor dem Rieselregen zu schützen, verschwand dabei nichts Gutes ahnend aber gleich - Deckung suchend - unter der Tischplatte. So dass Berres Röhrle diese traf. Drauf wurde Fuchs nach vorn beordert. Die rechte Hand mit Innenfläche nach oben musste er ausstrecken. Zornigen Gesichts zielte Berre einen kräftigen Schlag auf die dargebotene Fläche. Der Schlag ging daneben, Fuchs hatte rechtzeitig die Hand weggezogen, dabei aber einen martialischen Schrei ausgestoßen, als sei er

getroffen worden. Der Vorgang wurde wiederholt, diesmal hielt Berre das zu strafende Objekt am Handgelenk fest. Da der Delinquent wieder zuckte, wurde die Wirkung abgeschwächt, indem Berre noch die eignen Finger mit traf. Der Fuchs vollführte einen akrobatischen Luftsprung und stieß ein fürchterliches Geheul aus. Fuchsens Aufführung war so perfekt, dass wir ihn zuweilen baten, solches Theater öfter zu provozieren. Eine passende Gelegenheit sollte sich schon bald bieten.

Zu unserem maßlosen Erstaunen erschienen eines Tages einige Mädchen unseres Jahrganges in unserer Klasse. Sie waren uns zugeteilt worden, weil ihre Lehrerin erkrankt und offenbar keine Vertretung vorhanden war. Nun kam Fuchsens großer Auftritt. Am Tage vorher war er wieder wegen einer Nichtigkeit durch Schläge auf das Pfötchen gemäßregelt worden. Berre wollte die Hausarbeiten kontrollieren, aber Fuchs konnte oder wollte keine vorweisen. Er habe mit der schmerzenden Hand nicht schreiben können, verteidigte er sich und ging ohne Aufforderung nach vorn, legte sich in der üblichen Weise über eine Bankplatte der vordersten Reihe, bereit, die obligate Tracht Prügel auf das Hinterteil zu empfangen. Berre ließ sich jedoch nicht reinlegen; angesichts des gegenwärtigen Damenflors reagierte er gelassen: „Kellner, setz' Dich hin!“.

Der besänftigende Einfluss der anwesenden Mädchen hielt leider nicht lange an. Der übliche Schlagrhythmus setzte bald wieder ein. Selbst als einmal der lange Jägers Goy mit der Rache seines Vaters drohte, ließ die Berre sich nicht einschüchtern.

Nach Hitlers Machtübernahme änderte sich in der Schule zunächst wenig. Jede Woche begann mit dem Aufsagen der Präambel des „Diktates von Versailles“: „Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an“. Wir verstanden davon nur wenig, aber Berres Erläuterung war einleuchtend: „Ein Diktat ist, was ich euch diktiere!“.

Die Lehrer mussten morgens die Klassenräume mit dem „Deutschen Gruß“ betreten, die Schüler hatten schneidig das „Heil Hitler!“ mit erhobenem rechten Arm zu erwidern. Berre demonstrierte seine Abneigung gegen dieses Zeremoniell mit einer kurzen Armbewegung, wobei er die Finger der Hand auseinanderspreizte. Vom „Deutschen Gruß“ pflegte er die zweite Hälfte zu verschlucken.

Bei Arno Steinmüller hatten wir Religion. Er vergaß den „Deutschen Gruß“ meistens, da er erst mal Mühe hatte, die lärmende Klasse zu disziplinieren. Ihm gelang das übrigens ohne Röhrl, weil er uns zu Beginn der Stunde mit seiner Geige belustigte. Wenn er mit dem sargähnlichen Geigenkasten eintrat, erwartete uns stets ein musikalisches Ereignis. Er strich kurz über die Saiten seines Instrumentes, ohne jedoch die schiefen Quinten zu korrigieren. Dann intonierte er nicht weniger schief den Choral „Jesu, geh voran“, und wir gröhlten entsetzlich schräg mit. Jungmeisters Heinrich muss dieses Konzert irgendwann vernommen haben, denn er drohte eines Tages in der Musikstunde,

er wolle uns das Singen schon noch beibringen.

Seine Musikstunden mochten wir recht gern. Außer das Singen vom Blatt brachte er uns manches volkstümliche Konzert und seinen Komponisten näher - und welche Fülle deutscher Volkslieder hat er uns beigebracht!

Der Musikunterricht fand in der Aula statt. Diese ehrwürdige Walhalla zierten die Porträtbüsten erhabener Geister, auf dem Podium standen ein Konzertflügel, ein Klavier, ein Harmonium und ein Schrankgrammophon, dazu eine fahrbare Wandtafel. Auf diese schrieb Heinrich seine Noten, die wir abzusingen hatten. Die erwähnten Instrumente benutzte er selten, dafür legte er während der ganzen Stunde seine Geige, die er recht gut spielte, nicht aus der Hand. Der Geigenbogen diente gleichzeitig als verlängerter Arm seiner Autorität. Landete dieser auf dem Kopf eines Zöglings, bedeutete das die Aufforderung zum Solovortrag der anstehenden Wandtafelkompositionen. Wer seine Quinten, Quartan und Terzen allzu sehr massakrierte, wurde unangenehm abgekanzelt. Hatte er gute Laune - in den Musikstunden war dies meist der Fall - unterhielt er uns zuweilen mit lustigen Heimatgeschichten. Seine Heimatverbundenheit war stark ausgeprägt. Wenn jemand mit einem Aufenthalt in ferner Gegend prahlte, fragte er: „Kennste de Kretenbachquelle? Ja - in annre Gehenden kannst fahrn, aber de Heimat kennst net!“.

Unbeliebt war das Turnen durch das den Turnunterricht beherrschende besonders dünne Röhrle des Turnlehrers F.. Hatten wir uns nicht schnell genug und exakt nach Körpergröße in Reihe aufgestellt, oder erfolgte die Einteilung in Riegen zu langsam, so fegte er die Reihen entlang und versetzte derbe Hiebe aufs Gesäß. Bei den dünnen Turnhosen war das eine recht schmerzhaft Sache!

Vor der Turnstunde nahm die Klasse nicht am Rundgang auf dem Schulhof teil, sie begab sich sofort zu Beginn der Pause zum Umkleiden in den Umkleideraum.

An einem herrlichen Wintertag hatte Berre die Pausenaufsicht. Auf dem Schulhof lag eine dicke Schneedecke. Wir befanden uns im Umkleideraum, als unser Sitzbleiber M. anregte, Berres Glatze mit Schneebällen zu bombardieren. Wir schlichen alle durch den Korridor, der Turnhalle und Haupttrakt verband und suchten an der breiten Tür zum Hof Deckung. Klassenkamerad Erich übernahm als bester Schütze beim Schlagballspiel die Kanonade. Der zweite Schuss war bereits ein Volltreffer! Wir stürzten zurück in den Umkleideraum und waren ganz brav. Die Tür wurde aufgerissen und mit hochrotem Kopf stürzte Berre herein: „Wer ist das gewesen?“ Eisiges Schweigen ... Berres Strafandrohung war schockierend - da schrie der Anstifter M.: „Das mach ich nicht - der W. war es!“ Berre stürzte nun auf den Denunzierten los und schlug in Ermangelung des Stockes mit der Hand auf diesen ein. Der Spektakel hatte auch den Turnlehrer F. auf den Plan gerufen, der den Sünder nun noch mit seinem dünnen Röhrle verdrosch, dass der Rücken rote Striemen zeigte. Der so Misshandelte zog sich an und rannte nach Hause.

Es gab jedoch keinen Skandal wegen Körperverletzung, es gab überhaupt kein Nachspiel - die Prügelstrafe war eben erlaubte Erziehungsmaßnahme.

Es hatte auch keine Folgen, als einmal unser Klassenstärkster Egon wie eine fauchende Wildkatze gegen Berre aufbegehrte, ihm das Röhrle entwand und in eine Ecke warf, oder als Alfred H. mit Arno Steinmüller die Kräfte maß. War eine Missetat bestraft, wurde der Vorfall von den Lehrern schnell vergessen. Vielleicht ist das einer der Gründe dafür, dass wir unsere Lehrer dennoch hochverehrten und ihnen den Respekt bezeigten. Wenn Berre gelegentlich zu einem meiner Mitschüler, dessen Vater gut betucht war, die Bemerkung fallen ließ, der bedauernswerte Vater müsse noch viel Geld verdienen, damit sich der Sohn einmal ernähren könne, so hatte der Lehrer, wie sich nachträglich erwiesen hat, gar nicht so unrecht

Ich möchte das Thema Schule hier nicht zu Ende bringen, ohne eine Ehrenerklärung für diese Institution und ihre damaligen Lehrer. Es darf nicht der Eindruck entstehen, jeden Tag sei hemmungslos geprügelt worden!

Gewiss wurde gelegentlich über das notwendige Maß geschlagen, wir Jungen nahmen das gelassen hin. Auch im Elternhaus waren Ohrfeigen oder bei strengen Vätern auch mal Prügel mit dem Stock nicht gerade ungewöhnlich. Zu Schlägertypen oder Duckmäusern wurden wir darum nicht. Allenfalls waren wir die Opfer einer Generation, die selbst in erstarrten Moral- und Erziehungsvorstellungen der Kaiserzeit großgeworden war. Eltern und Lehrer waren für uns Autoritäten, die zu respektieren waren; aber sie lehrten uns auch Fleiß, Pflichtgefühl, Zuverlässigkeit, Sparsamkeit und Ordnung. Ich habe nie feststellen müssen, dadurch Schaden an meiner Seele genommen zu haben. Meine Jugendgeneration kannte keine Aggressionen, weil man uns keine einredete ...

Dass der Nationalsozialismus diese Tugenden für sich vereinnahmte, lag weder am Elternhaus noch an der Schule. Unsere Schulen waren damals nicht schlechter als die heutigen, aber vielleicht waren sie in der Wirkung positiver ...

Wie sagte mir Ernst Röhler, als ich ihn - mittlerweile selbst „wohlbestallter“ Lehrer - in seinen alten Tagen einmal besuchte: „Was wollten wir eigentlich? Jeder Handwerker erlebt sein fertiges Produkt - wir wollten das unsere auch erleben!“ Ich konnte ihm nicht widersprechen! Und wenn der verehrungswürdige Fischers Georg (Berre) meinte: „Wer dumm ist, muss geprügelt werden!“ - „Lange Haare, kurzer Verstand!“, werde ich nachdenklich, wenn ich heute manche Lehrer und Schüler ansehe ...

Die folgende Geschichte ist erlogen, aber sie hätte sich so oder ähnlich zutragen können: Einen Schüler stach mal wieder der Hafer, als er eines Tages Goethes „Der Sänger“ aufsagen sollte. Wie üblich trat er vor die Klasse und begann:

**Was hör' ich draußen vor dem Tor,
was auf der Brücke schallen?
Ein Kinderwagen mit Motor,
das Kind war rausgefallen!**

Ich bin überzeugt, da hätten Röhlers Ernst, Fischers Schorsch, Jungmeisters Heinrich, Steinmüllers Arno und Türpen Max, sie alle hätten herzlich gelacht! Ich wäre zufrieden, wenn meine ehemaligen Schüler an ihre Schule so dankbar denken würden, wie ich an meine Bürgerschule in Zeulenroda!

Der Karpfenpfeifer 8/1985

Erinnerungen an den Fischers Schorsch

Wolfgang Theilig

Im Herbst 2009 hatte ich die gute Gelegenheit, mit dem Ehepaar Horst-Günter und Angelika Fischer nebst Tochter aus Neunkirchen an der Nahe/Saarland einige Stunden zu sprechen. Sie verbrachten ihren Urlaub in der Nähe von Zeulenroda und waren wieder einmal – wie schon in der Jugendzeit – in die Stadt gekommen, in der der Großvater von Herrn Fischer jahrzehntelang als Lehrer gewirkt hatte.

Dieser Großvater – das war Herr Georg Fischer, „unser“ Fischers Schorsch der Jahre 1944 bis 1946. Es kamen viele Erinnerungen an diese bewegte Zeit auf, und so will ich für die Leser des „Der Karpfenpfeifer“ einiges davon aufschreiben.

Es waren ja „nur“ zwei Jahre, die wir – zehn- bis zwölfjährige Jungen – ihn als Klassenlehrer und Lehrer in praktisch allen(!) Unterrichtsfächern hatten (nur der Turnunterricht wurde von einer Lehrerin gegeben). Aber zwei Jahre sind in diesem Alter eine fast endlos lange Zeit und noch dazu war es die ungeheuer ereignisreiche Zeit des Zusammenbruchs des Dritten Reiches, der Besetzung unserer Stadt zunächst durch US-amerikanische, später sowjetische Truppen und des allmählich beginnenden Friedens. Mitten hinein in diese beiden Schuljahre kam es zu den längsten Osterferien, die es in der Geschichte jemals gegeben hatte: sie dauerten vom 26. März bis zum 1. Oktober 1945 und wer sich in der Geschichte etwas auskennt, der weiß, was in diesen Wochen geschah!

Georg Fischer war bereits ein alter Mann, als er am 4. September 1944 unsere Klasse übernahm. Er war geboren am 26. Oktober 1879 in Daßlitz, war also fast genau 65 Jahre alt und hätte unter normalen Umständen jetzt in Rente gehen können. Es waren aber keine normalen Umstände, sondern die jungen Lehrer waren Soldaten, und man musste auf alt gediente Lehrkräfte zurückgreifen. Das hatte allerdings für das Regime die ungewollte Nebenwirkung, dass diese alten

Männer keineswegs treue Propagandisten der NS-Ideologie waren, sondern mit kritischen Vorbehalten belastet waren, was man auch in ihrem Unterricht spüren konnte.



Georg „Berre“ Fischer

So hatte auch Georg Fischer eine „Episode“ hinter sich, von der wir nichts wussten und von der er erst nach dem Ende des Krieges erzählte. Er wurde im Sommer 1942 von der Gestapo in Weimar verhört, weil er gewisse „Äußerungen“ getan hatte. Zum Glück blieben ihm Konsequenzen erspart.

Zwei Dinge waren es, die seinen Unterricht nachhaltig prägten. Zum einen die Liebe zur Mathematik, insbesondere dem raschen Kopfrechnen, welches er von den Schülern erwartete. Ich sehe mich noch, wie ich mit meiner Mutter das Multiplizieren zuhause übte, um es dann bei ihm fehlerlos aufsagen zu können. Und dann das Auswendiglernen von Gedichten, manchmal langen Balladen!

Sie prägten sich für das Leben ein und noch heute kann ich den „Glockenguss von Breslau“ fast fehlerfrei rezitieren. Wer kann ihn noch? „War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt, ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat.“ und so fort, viele Strophen lang.

Aber das alles war vielleicht nicht so wichtig wie eine gewisse Grundhaltung zu den Ereignissen der Zeit. Als wir ihn im 5. Schuljahr, das am 1. Oktober 1945 begann, wieder als Klassenlehrer hatten, machte er uns immer wieder deutlich, welche schreckliche Zeit jetzt vergangen sei, wie froh er sei, dass jetzt wieder mit „Guten Tag“ statt des vergangenen „Heil Hitler“ begrüßt werde und dass nun auch endlich wieder die schönen christlichen Weihnachtslieder gesungen werden können. Denn ein Sänger war er nebenbei auch noch – er sang im Kirchenchor unter Kantor Fritz Sporn.

Seine besondere Liebe galt aber dem Naturheilverein und dessen Sommerbad „Marke“. In den Sommerferien gab er Schwimmunterricht für Kinder. Sein Direktor Degenkolb schrieb 1939 in einer Beurteilung für den Kreisschulrat: „Seine Lebensarbeit sieht F. in der Erhaltung und Förderung der Zeulenrodaer Naturheilbewegung. Der Auf- und Ausbau des vereinseigenen Freibades ist sein Werk. Jährlich verschafft er als Vereinsführer einer großen Anzahl bedürftiger Kinder der hiesigen Volks- und Hilfsschule Freikarten für dieses Bad.“

Wie es in der Nazizeit noch üblich war, durfte der Lehrer „zuhauen“ und Georg Fischer hat das oft getan, er konnte ziemlich jähzornig werden. Schon vier Tage nach seiner Klassenübernahme trug ich in mein Tagebuch ein, dass ich von ihm

ein paar „gelangt“ bekam, weil ich mich erdreistet hatte, nach der Pause noch mal austreten gehen zu wollen – dabei hatte ich Durchfall und machte mir an dem Tag auch noch die Hosen voll, weil ich mir dann nicht traute, noch mal die Hand zu erheben. So war er, aber im Grunde nahm ihm das keiner übel, und als mit Beginn der neuen Zeit die Prügelstrafe in der Schule verboten wurde, sagten manche Schüler, er solle doch lieber mal wieder zuhauen, als Nachsitzen und Strafarbeiten zu verhängen – denn das waren jetzt die Schulstrafen geworden.

Eine kleine Anekdote am Rande: Der neu in die Klasse gekommene Schüler R. H. sprach ihn, wie es unter uns üblich war, mit „Herr Schorsch“ an, weil er wohl dachte, so heiße er. Das erregte natürlich Georgs höchsten Zorn, er „haute“ R. H. und schrie: „Wie heiße ich?“, worauf der verwirrte R. H. wiederum sagte „Herr Schorsch“. Erst nach einer weiteren Maulschelle musste ein anderer Schüler Aufklärung schaffen.

Die Bedingungen, unter denen er unsere Klasse unterrichten musste, waren katastrophal. Das Schulhaus (heute Haus 1 des Gymnasiums) war ja für die Physikalisch-Technische Reichsanstalt geräumt worden, der Unterricht wurde in Notunterkünften im ganzen Stadtgebiet erteilt. Das 4. Schuljahr absolvierten wir im Obergeschoss des „Heinrichstiftes“ in der Schopperstraße, wo es ja noch halbwegs zivilisiert zuging. Im 5. Schuljahr aber ging es in das Hinterhaus der „Backdie“ in der Greizer Straße. (Die BACKDIE – eigentlich Backhoff & Dietz war ein deutschlandweiter Ring von Einzelhandelsgeschäften, ähnlich den heutigen Supermarktketten, der Filialen betrieb. Heute ist darin das Kunstgewerbegeschäft.) Das war ein uralter Anbau, und das Schulzimmer war über eine steile alte Holzterasse zu erklimmen. Aus den Fenstern hatte man einen trübseligen Ausblick in die sog. Apothekerreihe. Im Zimmer stand ein großer, eiserner Ofen, der im Winter 1945/46 von den Schülern mit mitgebrachtem Holz befeuert wurde, wodurch es aber in der Kammer kaum warm wurde. Eines Tages versengte sich der Lehrer, der im Mantel (!) am Ofen stand, den guten Paletot.

Erst im Frühjahr 1946, als das Schuljahr schon zu Ende ging, konnten wir endlich wieder in unser schönes Schulhaus zurückkehren.

Im Sommer 1945, in den langen „Besatzungsferien“, gab Fischer Privatunterricht gegen Bezahlung, und fast die gesamte Klasse nahm daran teil. Es mögen wohl 2-3 Stunden in der Woche gewesen sein, in denen er Rechnen und vielleicht auch ein wenig Lesen übte. Man sieht daran, wie groß das Bedürfnis (vor allem der Eltern) nach Ordnung und Bildung selbst unter diesen katastrophalen Bedingungen des völligen Zusammenbruchs war.

Nach dem Neubeginn gab es keinerlei Schulbücher, keine Schreibhefte, kaum Lehrmaterial. Wir schrieben mit Glasfedern, weil es keine Stahlfedern für die Federhalter gab. Es waren sehr leichte Ranzen, mit denen man täglich zur Schule trabte. Aus den großen Wandkarten mit politischen Grenzen war

Deutschland herausgeschnitten worden, an dieser Stelle klaffte ein großes Loch in der Karte. Erst 1946 kam als erster, bescheidener Anfang ein „Thüringer Rechenbuch“ heraus, in dem noch mit Dutzend, Schock und Gros gerechnet wurde. Ich bewahre es als Andenken an diese Zeit noch auf.

Eine Art „Schulspeisung“ wurde eingeführt, täglich wurde in den Klassenräumen eine Tasse voll Milch und ein trockenes Brötchen pro Schüler ausgeteilt. Die Schulmilch hatte es, in Form eines Kakaotrunks, übrigens auch schon während des Krieges gegeben. Der Spruch, der auf den Papierhüllen der Strohhalme aufgedruckt war, ist mir noch gegenwärtig: „Milch macht fröhlich und gesund / dünne Wangen voll und rund.“

So könnte man noch manches erzählen, aber es soll genug sein. Wir bedauerten es herzlich, als er mit Ende des 5. Schuljahres von uns Abschied nahm. Im darauffolgenden Jahr erfolgte seine Pensionierung. Am 16. Juni 1957 ist er dann in Zeulenroda verstorben.

Sein Sohn, der Arzt Dr. Hartmut Fischer, war in das Saarland geraten. Dort leben seine Nachkommen noch heute. Ich freue mich, mit dem Kirchenmusiker Horst-Günter Fischer und seiner Schwester, Frau Elke Rausch aus Mettlach, zwei seiner Kinder getroffen zu haben, die mit Liebe und Interesse in die Stadt ihres Großvaters gekommen sind. Als einer der letzten lebenden Zeitzeugen konnte ich ihnen von ihm erzählen.

Der Karpfenpfeifer 57/2010



Sommerbad „Marke“ undatiert (Sammlung H. Müller / Foto Freytag)

Noch einige Erinnerungen an Oberlehrer Georg Fischer

Horst Siebert

Sehr interessiert las ich in Heft 57 des „Der Karpfenpfeifer“ den Artikel von Wolfgang Theilig über Oberlehrer Georg Fischer. Diesen Aufzeichnungen wäre ja nichts hinzuzufügen, da ich aber Herrn Fischer, den „Fischers Schorsch“ schon viele Jahre früher und in einer ganz anders geprägten Zeit selbst als Lehrer hatte, kamen mir etliche Erinnerungen in den Sinn. Diese möchte ich nachreichen.

Ostern 1928 begannen wir unser letztes Schuljahr und Herr Fischer wurde unser Klassenlehrer. Er war damals 49 Jahre alt, aber in Sprache und Gebärden schon der typische alte Oberlehrer, wie er im Buche steht. Er war ein guter Mensch, erschien uns aber etwas wunderlich.

Von Grund auf unterschied er sich von den anderen Lehrern, die wir vor ihm hatten. Er trug meist einen schon abgetragenen dunkelgrünen Frack. Während er unterrichtete, ging er gern zwischen den Bankreihen auf und ab. Seine Hände hinterm Rücken umfassten dabei den Rohrstock. Herr Fischer hatte sich ständig gegen kleine Bosheiten seiner Schüler zu wehren und schnell gab es ein paar auf die Finger.

In den Sommerferien musste unser Klassenzimmer extra vorgerichtet werden, denn die Decke war voller Flecken. Wir hatten sie mit dem nassen Schwamm beworfen und der arme Herr Fischer hatte es nicht einmal bemerkt.

In der Schule gab es noch die Prügelstrafe als Erziehungsmittel. Bei leichteren Vergehen verhauchten die Lehrer ihre Schüler selber vor der Klasse, ein Gaudi für die anderen. Manche fraßen nur mal etwas aus, um „Mut“ zu zeigen. Einmal wurde mein Schulkamerad Erich Herbig Opfer der Prügelstrafe. Er war ein guter Junge, sicher hatte er auch einmal Mut zeigen wollen. Herr Fischer klemmte sich den Kopf des Schülers zwischen die Beine und holte zum Schlag aus. Da kniff der Erich Herrn Fischer kräftig in die Wade. Dieser lockerte den Griff und Erich floh in die hinterste Ecke des Klassenzimmers. Was weiter geworden ist, habe ich leider vergessen. Später war Erich Herbig der Erste aus unserer Klasse, der im Krieg gefallen ist, gleich in den ersten Tagen des Polenfeldzuges.

Bei schwereren Vergehen wurde der Direktor, damals Herr Geyer, eingeschaltet. Dieser entschied dann über das weitere Strafmaß – entweder Verprügeln unter Ausschluss der Öffentlichkeit durch den Schuldiener im Keller der Schule oder Einsperren im Karzer. Wie es in dem dunklen Kellerraum aussah weiß ich nicht, ich war nie drin. Ich wüsste auch nicht, dass einem von uns je eine dieser Strafen auferlegt worden wäre. Wir stellten mal etwas an, aber meine Klassenkameraden wurden alle zuverlässige und tüchtige Menschen.

Einmal warteten wir nach der Pause lange auf Herrn Fischer. Als er endlich kam, ließ er sich nichts anmerken. Es sickerte aber das Gerücht durch, jemand habe ihn auf der Lehrertoilette eingesperrt. Die war ganz unten im Gebäude der Turnhalle, neben den Abortanlagen für uns Jungen. Dort konnte ihn keiner hören. Von uns war es aber keiner gewesen. Unser Klassenzimmer lag dagegen im Hauptgebäude unserer Schule, ganz oben neben dem Zeichensaal. Im anderen Klassenzimmer nebenan war die Parallelklasse mit Lehrer Ernst Röhler. Diesen hageren Mann nannten wir „Knochen“. Wenn dieser autoritäre Mann in seine Klasse kam, waren alle mucksmäuschenstill. Er brauchte weder einen Stock noch die Hilfe des Direktors. Aber da lobten wir uns doch unseren Herrn Fischer. Und so unsportlich war er auch nicht. Georg Fischer war der einzige Lehrer, der mit uns einmal in die Marke baden gegangen ist. Im Naturheilverein gab er Schwimmunterricht.



Ernst Röhler (links) und Georg Fischer etwa 1932

Sehr liebte Herr Fischer das Fach Mathematik, auch Literatur mochte er sehr. So lasen wir auch Tom Sawyers Abenteuer von Mark Twain und aus der Odyssee, was uns unvergesslich blieb. Im Sommer 1928 machte er mit uns einen Klassenausflug, den keiner vergessen hat. Es war ein sehr heißer Tag, ein Tropentag, kurz vor den großen Ferien. Wir erschienen in kurzen Hosen und buntem Hemd. Herr Fischer aber kam in vollständigem Anzug und mit Hut, er hatte tüchtig zu schwitzen. Wir liefen nach Schleiz, dann an der Bergkirche vorbei nach Oschitz und Schloss Burgk. Das gehörte noch der Prinzessin Hermine Reuß, der zweiten Frau Kaiser Wilhelm II., war aber schon längst Museum und konnte besichtigt werden, die Privaträume ausgenommen. Die Schätze von Schloss Burgk und die wundervolle Aussicht beeindruckten uns sehr. Die Kaiserin, die hier einen Aufenthalt genommen hatte, war am selben Morgen abgereist.

Herr Fischer, obwohl sehr schwitzend, war in bester Kondition. Den Hut trug er am Kopfband vorm Jackett über der Brust. Als wir auf den Kobersfelsen klettern wollten, machte er ohne weiteres mit. Aber da passierte es. Herr Fischer stieß mit seiner glänzenden, kahlen Platte gegen eine kratige Felsenkante und zog sich eine böse, blutende und schmerzhaft Schmarre zu. Mit einem Verwundeten zogen wir weiter nach Gräfenwarth zur Baustelle der großen Sperrmauer am Bleiloch. Mit Führung durfte man sie besichtigen. Die Saale war über einen Stollen durch den Berg umgeleitet. Für den Antransport des Baumaterials hatte man eine Bahnlinie zur Baustelle verlegt.

Die Sonne brütete und mehrmals mussten wir einkehren, um Limonade zu

trinken. Auf den Marktplatz in Saalburg hatte Herr Fischer den Lebensmittelgroßhändler und Kaffeeröster Müller mit seinem Lastauto bestellt. Der machte auch Personentransporte, unter der Plane standen längs durchlaufende hölzerne Sitzbänke. Damit die Fahrgäste die hohe Ladefläche erreichten, legte Herr Müller eine Leiter an.



Die junge Prinzessin Hermine Reuß Greiz,
die spätere Gattin von Kaiser Wilhelm II.

Während der Fahrt sahen wir wegen der Plane nichts. Staub und Abgase zogen herein – aber wir fuhren „Auto“! Viele von uns das erste Mal. Auf den Straßen dominierten ja noch die Gespannfahrzeuge. Das Führerhaus hatte nach hinten ein Guckfenster. Dort hatten wir einen postiert, der uns laufend Position und Geschwindigkeit angab. Auf der Rennstrecke vor Heinrichsruh rief er jubelnd: „Siebzig“! Das war während der Fahrt das höchste, wahrscheinlich weil es dort bergab geht. Eben hatte das erste Schleizer Dreieckrennen stattgefunden. Während der letzten Schultage bis zu den großen Ferien hatte Herr Fischer vor sich auf

dem Pult eine Schüssel mit kaltem Wasser stehen. Mit einem Schwamm oder Tuch kühlte er sich seine Platte. Die war ganz schön entzündet.

Für den herrlichen Ausflug waren wir dankbar und wir ärgerten ihn nie mehr.

Für alle, die nicht zur Realschule gegangen waren, war Ostern 1929 die Schulzeit zu Ende. Die meisten wurden konfirmiert, die anderen gingen zur Jugendweihe. Es begann die Lehrzeit und nach einigen Jahren folgte der Krieg, der auch in unsere Reihen Lücken riss.

25 Jahre nach unserer Schulentlassung trafen wir uns alle, Jungen und Mädchen des gesamten Jahrgangs zur 25-Jahrfeier unserer Konfirmation im großen Saal des ehemaligen Restaurants „Friedenshöhe“. Da war als Gast auch noch mal Herr Fischer unter uns. Wir hatten ihn eingeladen, worüber er sich sehr freute. Auch wir freuten uns, ihn noch einmal unter uns zu haben.

Nun bin ich seit einiger Zeit der einzige männliche Angehörige meines Jahrganges, der noch am Leben ist. Auch von den Frauen sind es nur noch ganz wenige.

Der Karpfenpfeifer 58/2011

Manilius Wagner

von Bergrat i. R. Leonhard Buchrucker

Jüngst führte mich der Zufall mit zwei Jugendfreunden in das kleine Häuschen der Greizer Straße, worin sich heute (1933) die gemütliche Weinstube von Martin Günther befindet. Bei einem Pokal schmackhaften Südweins, dessen Süße und Aroma die Sonne von Samos ausgekocht hatte, lockerten sich mir die Gedanken, und ferne Erinnerungen stiegen ans Licht aus dem Dunkel der Kindheitstage. In diesem Hause begegneten mir die seltsamsten Dinge; andere als in meinem Elternhaus am Markteck oder sonst im Städtlein. Sie prägten sich mir so tief ein, dass sie noch heute in meinem Innern fortleben.

In dem Hause wohnte einst Manilius Wagner, ein Sohn des Daniel Wagner, dessen Familiengeschichte uns Fritz Roth in den Heimblättern vom 13. Januar 1929 so anziehend geschildert hat. Das Gesicht des Hauses, innen und außen, hat sich freilich mit der Zeit verwandelt; es ist, im Gegensatz zu den Menschengesichtern, freundlicher, frischer geworden. Damals befand sich an der rechten Hausseite ein großes Tor wie in vielen Häusern unserer Stadt. Gar viele Bürger besaßen einst Felder, trieben neben ihrem sonstigen Gewerbe noch etwas Landwirtschaft, hielten sich eine Kuh, und die Heu- und Mistwagen erheischten eine geräumige Einfahrt. Dieser Toreingang ist ganz verschwunden. An der linken Hausseite führte eine schmale Türe in den mit einem Kreuzgewölbe geschmückten Laden, dessen Fußboden mit roten Ziegeln ausgelegt war. In dem winzigen Kramladen herrschte eine peinliche Ordnung und Sauberkeit. Ein schmaler Ladentisch, dahinter ein Gestell mit Schubkästen, daneben ein offenes Gestell mit Flaschen aller Formen und Farben, mit Büchsen aus Holz und Steingut, Fächer für Nägel und Zwecken: kurz, es war ein richtiger, schlichter Kramladen aus Großvaters Zeiten; dabei war er aber so puppenhaft klein, als wäre er für die zierliche, freundliche Hausfrau eigens hergerichtet. Im Gegensatz zu dem ebenso kleinen Kramladen meines Elternhauses, worin es nach Käse und Hering, nach Zigarren und Essig roch, war Wagners Ladenraum von einem feinen Duft nach Pariser Schnupftabak und Anis erfüllt. Noch heute umfängt mich dieser Geruch, wenn mich Sinne und Gedanken in jene fernen Tage zurückführen. Einfach und bescheiden war hier alles, wie damals das ganze Leben der Zellreder. Es harmonierte zum Breckelkloß mit Kaffee, zu den Erdepfeln mit Häring; Mahlzeiten, die auch in meinem Elternhaus gar oft das Abendbrot bildeten. Vom Laden aus gelangte man durch eine enge und niedrige Glastüre in ein geräumiges, zweifenstriges Zimmer, das allgemein Wohnraum und Küche war. Diese Wohnstube war für mich der Inbegriff der Gemütlichkeit, sie barg alles Große und Schöne, alles Seltene und Fremdartige. Hier spielte sich das ganze Leben des Wagnerschen Ehepaares und deren unverheiratet gebliebenen Tochter Marie ab, und hierin war auch ein Stück Natur mit hineingetragen, die heimatliche Vogelwelt, Schmetterlinge, seltene Insekten und Pflanzen.

Manilius Wagner war aber nicht nur ein großer Freund und Kenner der Natur, sondern auch ein kunstverständiger Musiker, ein Erbeil seines Vaters. Damals, Ende der sechziger Jahre, las mein Vater mit Manilius Wagner



zusammen die „Leipziger Zeitung“, und diese musste ich täglich in das mich so anziehende Haus bringen. Immer sah und hörte ich hier etwas Neues. Oft hüpfen unsere niedlichsten Säger, Goldhähnchen oder Zaunkönig, frei im Zimmer umher, oder es schwirren an den Fenstern zahlreiche Schmetterlinge, wie Trauermantel, Fuchs, die Wagner in großen Mengen züchtete, um wohl einmal eine seltene und kostbare Varietät zu erhalten, die man heute durch Temperaturunterschiede so leicht erzielen kann. Diese naturwissenschaftliche Erkenntnis war damals noch unbekannt. An den Wänden und in den Fensternischen der Wohnstube hingen Vogelkäfige aller Größen mit Zeisig, Stieglitz, Grasmücke, einem Rotkehlchen oder auch manchmal mit dem so seltenen Blaukehlchen, das Wagner wohl während des periodischen großen Vogelzuges gefangen haben musste. Sie alle erfüllten das Zimmer mit ihrem Gezwitscher, das sich bald nach Weihnachten zum jubilierenden Gesang steigerte. Aufmerksam beobachtete ich das Füttern der Vögel, besonders des Rotkehlchens mit Ameisenpuppen, gekochtem Ei und einigen lebenden Mehlwürmern, die umständlich aus der unterm Kanapee befindlichen Mehlwurmkiste hervorgeholt wurden. Im Hof aber hatte Wagner den Wachtelkasten aufgehängt; ein allseitig geschlossener dunkler Bauer, vorne eine mit Holzstäben vergitterte Veranda mit Kopfpolster, damit sich die Wachtel, die beim Schlagen emporhüpft, nicht verletzen konnte. Natürlich besaß auch mein Vater eine Wachtel. Der Käfig hing außen am Haus der Oberen Schuhgasse, und schon beim Morgengrauen weckte der Wachtelschlag die Hausbewohner der Umgebung, die Agnes und die Rosa. Ob wohl heute noch Wachteln in unserm Städtlein schlagen? Ich habe sie seit meiner Kindheit nicht mehr gehört.

Oftmals traf ich andere Naturfreunde bei Wagners, auch meinen Lehrer Schreck, den bedeutenden Schmetterlingskundigen. Ihm verdanke ich neben meiner Liebe zur Natur die ersten Belehrungen und Anregungen zur Himmelskunde und mein Wissen um die bekanntesten Sternbilder. Einmal hatte Schreck in der Schule am Grünsplatz ein ganzes Zimmer zur Seidenraupenzucht eingerichtet, und es machte mir einen tiefen Eindruck, als ich die vielen tausend Raupen nach dem Aufschütten frischen Futters fressen hören konnte.

Als ich dann ein Menschenleben später an einer Chinaexpedition teilnahm, sah ich in den Dörfern Südschantungs eine blühende Seidenraupenzucht als

Hausindustrie; achtlos wäre ich wohl an dieser chinesischen Seidenraupenzucht vorübergegangen, hätten nicht Kindheitserlebnisse in meiner Vaterstadt meine Aufmerksamkeit geweckt. Ich nahm damals Tausende der winzigen Seidenraupeneier mit nach Deutschland, erlebte da das Ausschlüpfen der Raupen und schließlich das Einspinnen derselben zu etwa einem Kilogramm Kokons der feinen Schantungseide.

Manilius Wagner gehörte wie sein Vater Daniel zur Zunft der Nagelschmiede. Oftmals konnte ich ihm in seiner Werkstatt im Hof zusehen, wenn er Zwecken schmiedete, um den Vorrat im Laden für einen kommenden Jahrmarkt zu ergänzen. Da saß er, fröhlich gelaunt, in einem langen Lederschurzfell vor dem offenen Kohlenfeuer, hatte zwei lange Eisendrähte darinnen stecken und klopfte und formte die Zwecken vom glühenden Draht herunter. Alles ging flott von der Hand, und er mag wohl noch etwas erübrigt haben, da er seine Arbeit nicht berechnete; vorüber waren ja schon längst die Zeiten, da dies Gewerbe noch lohnte. Kam ich in die Werkstatt, so konnte Wagner mich wohl schelmisch anreden:

„Nu, Boder, is wahr, dass dei Voter krummes Pulver hat, er soll nischt mehr traffen?“

und ich antwortete empört:

„Das is garnich wahr, er hat erscht gestern en Rehbock geschossen“

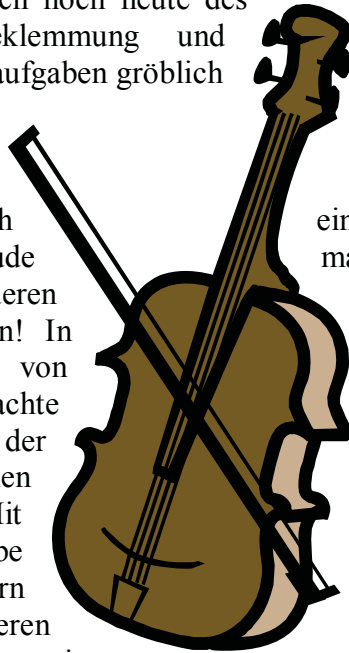
und Wagner:

„Der war krank un is vor Schreck umgefallen.“

Nun eilte ich aber nach Hause und erzählte es aufgeregt meinem Vater. Dieser lächelte, aber ich erfuhr dabei, dass mein Großonkel Chirurg und Bader in Zeulenroda gewesen ist, und ein Bruder auf dem Grünsplatz eine Badestube besaß, daher der Name „Boder“. Erinnerungen, die über sechzig Jahre zurückliegen und noch heute zu mir sprechen.

In der Bierstube meines Elternhauses war viele Jahrzehnte hindurch die Zusammenkunft der Förster, Pächter und Jäger der Umgegend. Wurde einmal ein seltener Vogel erlegt, so wurde er hier bestaunt und sein Name bestimmt; kannte ihn aber keiner der Gäste, dann musste ich ihn zum Herrn Wagner tragen, der dann seine Bücher hervorholte und mich dann mit dem Bescheid zurückschickte: „Es wäre eine Art Krickente, die sich auf dem Zug nach Norwegen befände“. So bekam ich immer etwas Neues, Fremdartiges zu sehen und zu hören. Einmal aber erlebte ich bei Wagners etwas ganz Besonderes. Beim Öffnen der Ladentür hörte und sah ich ein niedliches Mädchen die Geige spielen. Schnell erfasste ich die Sachlage, aber ebenso schnell wurde sie verändert. Das flinke Kind flog mit ihrer Geige zur hinteren Stubentüre hinaus, und vorbei war der Zauber des anmutigen Bildes.

Aber dieses Bild erscheint mir von neuem, wenn ich der Frau Forstmeister Schräpel begegne, denn sie war die kleine Geigenspielerin. Auch dieses Erlebnis hinterließ ein Engramm in meiner Mneme (verständlicher könnte man etwa sagen: hinterließ einen dauernden Eindruck in meinem Gedächtnis, obschon dies dem wirklichen Vorgang nicht ganz entspricht); so nachhaltig, dass der Wunsch, das Geigenspiel zu erlernen, Jahre hindurch in mir lebendig blieb. Mein Vaterhaus war hierfür nicht geeignet, aber als ich in Gera das Realgymnasium besuchte, da lernte ich heimlich und ohne Wissen meiner Eltern das Geigenspiel mit einer Begeisterung, wie sie nur die Jugend aufbringen kann. Ich erinnere mich noch heute des beseeligen-
Gefühls, aber auch der Beklemmung und Gewissensqua-
vernachlässig-
te. Denn als Oskar Türk und Friedrich
Scheibe zu Ostern 1882 in die Untersekunda
aufrückten, da fanden sie den sitzengebliebenen
Verfasser dieser Zeilen vor. Welch ein Gefühl
erhebender Genugtuung und Freude mag dies damals
bei den beiden Jünglingen und deren Verwandten im
kleinen Städtlein ausgelöst haben! In meinem
Inneren aber – und das ist von allgemeinem
psychologischem Interesse – erwachte neben einer
verbissenen Scham nun der ungestüme
Entschluss zu einer gründlichen Änderung meiner
bisherigen Lebensführung. Mit einem Schlag
wurde es mir klar, dass meine Liebe zur Natur, zu
Musik und Kunst, mein Wandern und Sammeln in
Wald und Feld, mein Experimentieren in Physik und
Chemie – dass dies alles zu einem geordneten
Schulbesuch nicht passte, nicht genügte. Ich hatte Jahre verloren. Die großen
Lücken in meinem schulmäßigen Wissen mussten ausgefüllt werden. Es gelang
mir. Von Ostern 1886 ab konnte ich mit dem Reifezeugnis ausgestattet, an der
Bergakademie Freiberg und danach an der Universität München ein
beglückendes und erfolgreiches Studium erledigen.



Denke ich zurück an jene fernen Jugendtage, so wird mir bewusst, wie zu meiner natürlichen erbundenen Veranlagung noch die Umwelt meiner Vaterstadt, meines Elternhauses und die Erlebnisse im Hause Manilius Wagners hinzutreten mussten, um meinen Lebensweg nachhaltig zu beeinflussen, ja zu bestimmen. Es war mir vergönnt, die Sehnsüchte meiner Jugend zu stillen und durch meinen Beruf die Schönheiten weiter Länder und die Gesetze am gestirnten Himmel zu erforschen und zu erschauen, und so von der unendlichen Gott-Natur eines Goethe und Spinoza wenigstens einen kleinen Ausschnitt bewusst zu erkennen; ein Erleben, das mir freilich nur Vernunft und Wissenschaft erschließen konnte.

Auf dieses Haus beziehen sich die Erinnerungen an Manilius Wagner.

Es war eine gemütliche Weinstube, die Martin Günther neben einem Materialwarengeschäft in der Greizer Straße 3 betrieben hat. Sie bestand schon vor 1927 und war bis Mai 1954 in Betrieb. Gute Weine gab es seit Kriegsbeginn immer weniger, und so wurden Weinstube und auch Geschäft geschlossen. 1990 wurde ein Schuhgeschäft als eines der ersten Geschäfte in privater Hand nach der Wende eröffnet. Jetzt hat ein Reisebüro hier seine Niederlassung.

Gerhard Ludwig

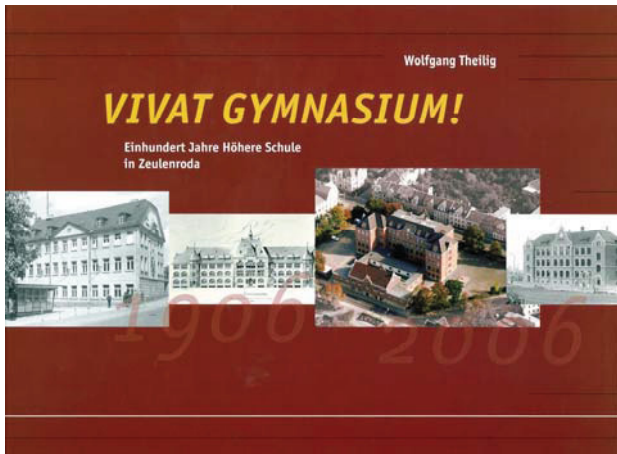


Der Karpfenpfeifer 44/2003

Weinstube „Zur Schwarzen Katz“



Der Karpfenpfeifer 1/1982



Eine Schulgeschichte aus dem alten Zeulenroda (um 1895)

Diese Geschichte hat sich nicht in der Realschule ereignet, sondern in der 2. Bürgerschule. Doch sie ist so schön, dass sie nicht in Vergessenheit geraten sollte. Sie wurde 1933 als „Zellreder Geschichte Nr. 279“ in Mundart veröffentlicht, doch

soll sie hier ins Hochdeutsche übersetzt werden.

Der Ausgangspunkt: die enge Einbindung der Evangelischen Kirche in das Schulwesen von Reuß ä. L. hatte zur Folge, dass der Oberpfarrer von Zeulenroda gleichzeitig auch das Amt eines Fürstl. „Localschulinspektors“ in der Stadt einnahm. Zu dieser Zeit war das Kirchenrat Dr. Alfred Resch, ein hochintelligenter, aber auch sehr jähzorniger Mann, vor dem Schüler wie Lehrer gleichermaßen zitterten. Er griff zeitweilig sehr aktiv und autoritär in das Schulwesen ein und hospitierte öfter im Unterricht.



Kirchenrat Dr. Alfred Resch
(1835 – 1912)
(Foto: Sammlung R. Lange)

Das tat er auch heute, er saß in der Rechenstunde. Der Schüler Emil war schon zweimal sitzen geblieben. Er begriff das Rechnen einfach nicht. Der Lehrer gab sich mit ihm alle Mühe, aber es wollte keine richtige Antwort kommen. $4 + 4 = 17$, $13 - 12 = 8$, $2 \times 2 = 9$ und so weiter.

Dem Herrn Localschulinspektor wurde es zu dumm, er griff ein und wollte es dem Lehrer mal zeigen, wie man so was macht. „Praktische Beispiele aus dem täglichen Leben!“ forderte er, „geben Sie mal Obacht, wie ein alter Praktiker dem Jungen das Rechnen schnell beibringt!“

„Nun pass mal auf! Du hast einen Teller, da sind sechs grüne Klöße drauf. Während du dir Messer und Gabel aus dem Tischkasten holst, kommt dein Bruder und nimmt zwei Klöße runter. Wie viele sind noch drauf?“

*Nun rät der Emil: „dreie!“ „Falsch!“ „Siebn!“ „Falsch!“
Aber er bleibt bei sieben, da hilft kein Zureden.*

Der Schulinspektor wird langsam ärgerlich, seine Autorität gerät in Gefahr. „Du hast sechs grüne Klöße, dein Bruder nimmt zwei weg, wie viel bleiben

noch?“

„Fimfe“ sagt der Emil, „Falsch!“ der Schulinspektor.

„Viere“ sagt jetzt ein anderer Junge. Da nickt der Emil. „Aha, jetzt hast du es begriffen! Wie hast du es gerechnet?“ freut sich der Allgewaltige.

Der Emil gibt weinerlich Antwort: „Iech hob nimmer drahngedacht, doss es grine Klöße worn, iech hob immer mit Meahlkleßen gerechnet!“

So viel Humor hatte der Localschulinspektor nicht, um über diese klassische Antwort in schallendes Gelächter auszubrechen. Ärgerlich und kopfschüttelnd zog er von dannen.

THEILIG, W.: VIVAT GYMNASIUM - Einhundert Jahre Höhere Schule in Zeulenroda

Verschiedene Sachen

Philipp Förster, Zeulenroda

Von einem ehemals Triebeser Original ist folgende Begebenheit überliefert:

Der Geßnersch Louis und seine Frau sitzen am Küchentisch. Er liest die Zeitung und seine Angetraute untererbricht ihn plötzlich mit der Frage:

„Hast’e schon geheert, Louis, de Mähd³ griecht e’ wos Kleens?“

Unwirsch guckt der Hausherr von der Zeitung auf und antwortet seiner Frau:

„Nu, des is doch ihre Sach’!“

Louis wendet sich wieder der „Triebeser Zeitung“ zu, wird aber gleich danach mit einer weiteren Frage belästigt:

„Louis, de Leit erzähl’n oaber, deß du der Voater wärscht!?“

Nach wenigen Augenblicken erwidert Louis scheinbar vollkommen ruhig:

„Nu, des is doch mei’ Sach’!“

Entschlossen und mit fester Stimme bringt sie nun den Dialog zu Ende:

„Louis, wenn des stimmt, häng’ iech mich auf!“. Darauf der Louis:

„Des is’ nochert dei’ Sach’!“



Louis Geßner, Landwirt

³ Umgangssprachlich für Magd

De Alwine aus Dertendorf

Roland Neudeck, Triebes

Aus Dörtendorf wäre von einem Ereignis zu berichten, dass wegen seiner Einmaligkeit und Unbekümmertheit unbedingt Erwähnung finden muss.

In den vielgelobten „Goldenen Jahren“ früherer Zeit sah der Alltag ganz anders aus als heute. Wehe es kam ein nasses oder trockenes Jahr und schon mussten die Menschen Not leiden. Es war deshalb üblich, dass die Kinder nach Beendigung der Schulzeit bei Bauern als Dienstboten verdingt wurden.

So erging es der Alwine Kaufmann aus Dörtendorf auch; sie fand Beschäftigung beim Gastwirt im Ort. Einmal war Tanz anberaumt und – oh Schreck – Alwine hatte sich irgendeines Vergehens gegenüber der Mutter schuldig gemacht und daraufhin hat diese ihr gutes Kleid weggesperrt, sodass diese nicht am Tanzvergnügen teilnehmen konnte. Alwine hat das aber gar nicht gepasst und sann deshalb auf Rache: Wie konnte sie verhindern, dass andere zum Tanz gingen und sie nicht? Nichts einfacher als das - sie bestellte die Musikanten ab. Sie kamen zu der damaligen Zeit aus den „Tälern“ hinter Triptis.



Der Karpfenpfeifer 2/1983

Meine Mutter konnte sich aus der Zeit ihrer Kindheit vor dem 1. Weltkrieg erinnern, dass diese die Strecke zu Fuß zurückgelegt haben. Auf dem Weg von Triebes nach Merkendorf - Piesigitz usw. kamen sie hinterm „Kranich“ an den Schafswiesen vorbei, wo die Leute

gerade mit der Heuernte beschäftigt waren. Die Musikanten hielten kurzerhand an, packten ihre Instrumente aus und haben noch einen Marsch geblasen.

Nun wieder zur Alwine. Zum Tanzvergnügen hatte der Wirt nun reichlich Speisen und Getränke angeschafft, die Tanzlustigen erschienen zahlreich, nur die Musikanten fehlten. Der von beträchtlichem Schaden betroffene Wirt stellte umgehend Nachforschungen an, wie es zu dieser Panne kommen konnte.

Die Musikanten konnten dem Wirt ein Schreiben vorlegen, das die Stornierung belegte. Das war aber nicht vom Gastwirt sondern von Alwine verfasst. Dieser hat nun seiner Dienstmagd androht, sie müsse für den gesamten Schaden aufkommen.

Nun war es um diese Zeit so, dass Kreditinstitute erst im Kommen waren und Minderbemittelte sich Geld bei reichen Bauern ausleihen mussten. So hatte sich der Gastwirt von einem Bauern aus dem Ort Geld geliehen. Als dieser nun von dem Vorfall mit den abbestellten Musikanten erfuhr, wollte er natürlich der bedrängten Alwine helfen, aus ihrer Notlage zu kommen. Er hat deshalb zum Gastwirt gesagt: „He, wenn Du Dein Geld so leicht verdienst, kannst Du mir auch mehr Zinsen zahle.“ So hat dieser schlaue Bauersmann Alwine aus einer misslichen Lage befreit.



Werbepostkarte undatiert (Sammlung B. Franze)

Der Aufdruck auf der Rückseite lautet:

„Bestellen Sie ab Ersten die "TZ", die gutgeleitete Heimatzeitung mit reichlich Lesestoff. Sie kostet frei Haus monatlich nur 1,40 Mk.“

Alwine hat dann später nach Triebes geheiratet. Sie war ein munteres und aufgewecktes Wesen und hat neben einer kleinen Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt mit Logisleuten aufgebessert. Ihr Mann dagegen war ein Sonderling und etwas scheu.

Als Einspann hatte er Kühe, die immer recht langsam daher kamen. Als er einmal dem damaligen Triebeser Bürgermeister zu begegnen drohte, redete er auf die Tiere mit den Worten ein:

„Kumm Kuh, laaf zu, der Bürchemeester kimmt!“

jeder brauchen, tun wir auch hin zum „**Sporthaus**“ laufen. Erst Körper beugt und Arme streckt, dann wird auf der Veranda eins geleckt. Zum „**Reußischen Hof**“ ist ein langer Weg, den Leumschen Berg nunter geh'n wir schräg. Wenn heut auch tut kein Esel mehr schrei'n, beim Wieduwilds Gust in der „**Quelle**“ kehren wir mal ein. Vorm „**Rüdesheimer**“ mit Wein ist uns nicht bang, wenn mancher auch schon am Geländer geht lang. Der **Franzen Louis** auf dem Berg kommt jetzt dran, denn flotte Bedienung, die zieht immer an. Und wer sich will keine Blöße geben, geht mit zur „**Elisenburg**“, gleich daneben. Wer jetzt noch gehen kann geradeaus, läuft langsam mit zum „**Schützenhaus**“. Das Vogelschießen kommt uns in den Sinn, doch schnell ein Helles, in die Gaststube rinn. Die Gastwirtschaft „**Zur Heinrichsruh**“, den Hahnsberg runter warn wir im Nu. Beim **Görlers Karl** gibt's wieder Wein, dann kehr'n wir schnell bei der **Alma** ein und trinken mit Genuss ein Bavaria noch. Das Letzte, dann ist voll das Loch. Mit schwerem Kopf, im Gesicht ganz blass, so ziehn wir durch die Rammelochengass'. Im „**Goldenen Löwen**“ wird Schluss gemacht, und bleiben sitzen bis Mitternacht.



Ansichtspostkarte undatiert (Sammlung Foto-Schumann Triebes)

Das waren Zeiten in unserem Ort, 25 Gasthäuser davon sind fort. Will man sich jetzt ein Helles kaufen, muss man erst durch halb Triebes laufen. Nur 5 Wirtshäuser gibt's noch, es ist 'ne Plag, ein Schild hängt dran, heut' Ruhetag.

Ein schöner Tag wie's früher war, vergangen ist so manches Jahr, die alte Zeit, die alten Lieder, die gibt's in Triebes niemals wieder.

Heut sind noch „Kranich“, „Goldener Löwe“, der „Thüringer“, das „Stadtkaffee“, der „Speck“ („Felsenkeller“) und das „Sporthaus“ offen. Neu dazugekommen sind die AWG-Gaststätte „Zum Steinhügel“ und das „Eiscafé Reiß“. Das „Schreiberheim“ ist nur von Mai bis September geöffnet.
(1988)



Ansichtspostkarten undatiert
(Sammlung Foto-Schumann Triebes)



Gasthaus „Kranich“ undatiert
(Sammlung Ph. Förster)



Der „Felsenkeller“ vom „Dietzels-Speck“; undatiert (Sammlung Ph. Förster)



„Bild da, Ton weg“

Gottfried Thumser, Zeulenroda

Weihnachtsfest, Silvester und Jahreswechsel waren ohne nennenswerte Höhepunkte vorbeigegangen und der erste Arbeitstag im neuen Jahr, der 2. Januar, rief mich wieder zur Arbeitspflicht. Nach so vielen Freitagen hintereinander fiel es immer besonders schwer, den Faden vom letzten Arbeitstag im alten Jahr wieder aufzunehmen. Um den Arbeitsbeginn noch etwas hinauszuzögern entwickelte sich jedes Mal zwischen den Kollegen ein kurzes Gespräch, das den Vorteil hatte, dass man an dem Erlebten der vergangenen Tage der Anderen teilhaben konnte.

Auf die Frage an einen meiner Kollegen: „Na Friedrich, wie habt ihr die Feiertage verbracht?“, meinte dieser nur knapp: „Sch...eibenkleister!“ Sein Gesicht verriet, dass irgendetwas schiefgelaufen sein musste in diesen Tagen. Auf unser gemeinsames Drängen begann er dann doch – zuerst noch zögerlich – zu erzählen, was passiert sein mochte.

Friedrich wohnte mit seiner Frau in einem Vierseitenhof auf dem Dorf. Anfang der 1970er Jahre haben sich die beiden ein Badezimmer eingerichtet, nachdem die gute alte Zinkbadewanne ausgedient hatte. Mit mehr oder weniger großen Anstrengungen wurden Fliesen, Wanne und Badeofen beschafft, aufgestellt und eingebaut. Seine Frau, die Hilde, konnte es gar nicht erwarten, das erste Bad nehmen zu können. Auf den Hinweis von Friedrich, dass der Badeofen noch gar nicht angeschlossen sei und die Lampe auch noch fehle, konterte Hilde: „Da machen wir das Wasser eben auf dem Küchenherd warm und lassen die Tür zur Küche auf – da seh’ ich genug.“ Alle Argumente, die Friedrich gegen das Vorhaben seiner Frau anführte, nutzten nichts: einen Tag vor Heiligabend erfolgte das „Anbaden“.

Bevor Hilde im neuem Badezimmer verschwand, sagte sie zu Friedrich: „Wenn ich dich ruf, schüttest du mir warmes Wasser nach.“ Mit einem kurzen „ja“ verschwand dieser im Wohnzimmer, um das Abendprogramm im Fernsehen zu schauen. „Gerade als es spannend wurde, rief meine Frau.“ Wie abgesprochen, schüttete er eilig den Inhalt des Topfes vom Küchenherd in die



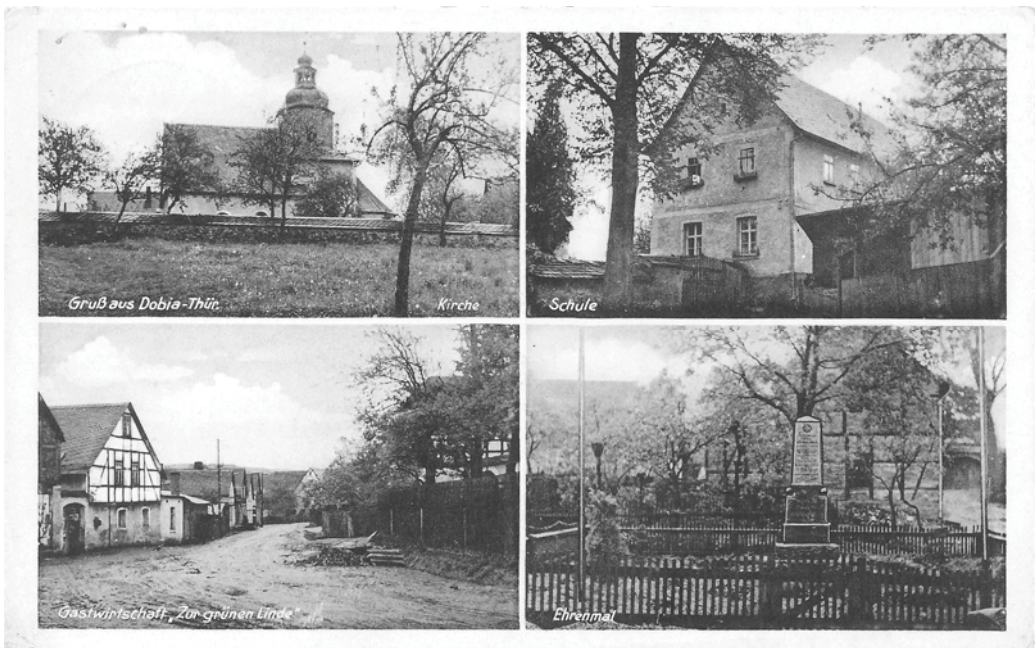
Wanne und verschwand schnell wieder in der Stube, um nicht allzu viel von „Wetten dass ...“ zu verpassen. Kaum hatte Friedrich die Füße wieder hochgelegt, war neuerlich die Stimme seiner Frau durch die geschlossene Wohnzimmertür - jetzt überlaut und unmissverständlich zu vernehmen: „Friedrich“. Der Tonfall und die Lautstärke verhiessen nichts Gutes – nur schnelles Reagieren konnte Schlimmeres verhindern. Er sprang auf und stand im nächsten Moment im Bad vor seiner Frau, die gerade anfang eine Schimpf-Kanonade zu beginnen:

„Du solltest mir Wasser nachschütten und was hast du Ochs’ gemacht?! Guck’ nur ’rein, die Rouladen schwimmen in der Wann’. Und was eassen wir nu’ an den Feiertoochen?“

Friedrich hatte in aller Eile von den beiden auf dem Herd stehenden Töpfen doch den falschen erwischt ...

An Weihnachten gab es aber trotz der „verhinderten“ Rouladen mit grünen Klößen doch noch einen „ordentlichen“ Braten.

„Allerdings“, sagte Friedrich, „bei meiner Frau war über die Feiertage zwar das Bild da, aber der Ton war weg; aber wie die über Feiertage geduftet hat ...?!“



Postkarte Dobia mit Poststempel 1938

WENN MER ALT WERD

Erich Maschauer, Zeulenroda

In alt'n Togen is nimmer su scheen
De Bähne die woll'n nimmer e su gehn.
De Fieße senn oft eisekalt.
D'r Kopf werd grau un weiß -
wie d'r Winterwald.

De Aeg'n kennen nimmer richtig saehn un wär'n triebe,
Vergeßlich werd mer, un ganz vergassen ae de Liebe.
De Nose tropft un lefft - o je,
D'r ganze Rumpes tut enn weh.

'S Gehaer leaßt noach - werd wos geredt,
Verstiecht mer'sch halb nur oder net.
De gungen Leite aber sag'n do noch su:
„Ach, wos die hearn woll'n - dos hearn se schu.“

Ae - wenn mer'sch Beste aessen tut,
Es schmeckt enn nur noch halb su gut.
De Zähne faehln - un ungekeit muß es hinab
Un nochert drickt's 'n Mochen en bald ab.

Scheen langsam gett's - net mehr im trab,
Denn ae d'r Od'm dear werd knapp.
Un muß mer mol ea Bergle steig'n,
Do tut's enn glei 'n Schweiß austreib'n.

Un kriecht mer Omds nei sei Bett,
Do gett sogar des Schlofen net.
Hat mer ea Netzerle gemacht,
Is mer schunn wieder aufgewacht.
Mer legt sich krumm - bald wieder gerode,
Un kriecht'n Krampf nein in de Wode.

Su gett des halt in einem fort,
Bald zerrt's mal da, bald stichts mal dort.
Bald reißt's 'im Arm - bald in enn Knie.
Ihr kennt mersch gleam - wenn mer alt werd-
Is's nimmer schie!





Das tolle Jahr 1848 auf dem Lande

**Und wie es kam, dass die
Dienstmütze der Triebes-
Böhmersdorfer
Volkstruppe in den Zeulenrodaer
Speicherteich kullerte.**

Eine heitere Plauderei von F. L.
Schmidt, Zeulenroda.

Gewiss, es war keine Spaßsache, als 1848 der ruhige Bürger zur Wehr griff, um von seiner Regierung unter Umständen mit Gewalt zu erzwingen, was ihm seit den Freiheitskriegen wohl versprochen, aber nie gewährt worden war. Mehr oder weniger wirksam kam

freilich der Ernst der Volksbewegung nur in den Großstädten, vor allem in den Landeshauptstädten der größeren Bundesstaaten Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden zum Ausdruck. Fanden doch in Wien wochenlang blutige Straßenkämpfe statt, und das als heiter und gutmütig gerühmte Wiener Volk hängte einen freiheitsfeindlichen Minister kurzerhand an einem Laternenpfahl vor der Hofburg des Kaisers auf.

So energisch verfolgten Bürgersleute der kleinen Städte und Landgemeinden das Ziel der Volksbefreiung nicht. Zu schweren blutrünstigen Handlungen ließ man sich hier nicht hinreißen. Dazu fehlte ja auch so ziemlich jede Gelegenheit. Wo hätte man gleich einen Minister in diesen abgelegenen Weltwinkeln zum Aufknüpfen hernehmen sollen? So dick wie heutzutage waren damals die Minister und Staatssekretäre in und außer Dienst nicht gesät. Barrikaden brauchte man auch nicht aufzurichten, denn niemand hinderte den Bauersmann freiheitliche Meinungen am Biertisch zu äußern und wohl gar in der Hosentasche eine Fast gegen die Tyrannen, wer weiß, wie groß zu machen. Und damals war das schon ein Zeichen von allerhand Courage und Revolutionärer Gesinnung“.

Eine der Hauptforderung jener Zeit war die sogenannte Bürgerwehr. Die stehenden Heere sollten aufgelöst und der Schutz des Vaterlandes und der Freiheit ausschließlich in die Hände der Bürger und Bauern gelegt werden. In einer kurzen Ausbildungszeit sollte der Bürgergardist die notwendigen militärischen Begriffe und Fertigkeiten kennen und ausüben lernen. In der kleinsten Stadt, in dem entlegensten Dorfe gründete man mit bewundernswertem Feuereifer Kompanien des Volksheeres. Man bewies damit

seinen Männerstolz vor Königsthronen.

Wenn man den Erzählungen alter Veteranen jener „Armee“ glauben darf, so war diese revolutionäre Errungenschaft mindestens so komischer Art, als manche bluternst genommene Erscheinung unserer „großen Zeit“. Ein heiteres Geschichtchen, das mir ein alter Freund erzählte, mag meine Ausführungen anschaulich beleuchten.

Im Dörflein Niederböhmersdorf hatte man auch versucht, jenem Rufe nach Bewaffnung der schwieligen Bauernfaust gerecht zu werden und eine Bürgerwehr ins Leben gerufen. Die Männer von Böhmersdorf gingen dabei Hand in Hand mit den Triebser und Weißendorfer Kameraden. Diese brachten zwei, Böhmersdorf eine Kompanie zusammen. Triebes nahm im Regiment die Vormachtstellung ein. Dort wohnten der Herr Major und die beiden Hauptleute. Eigentlich hätte man der Zahl der Kompagnien entsprechend drei Hauptleute haben müssen. Die Durchführung dieser durchaus nicht unbescheidenen Forderung scheiterte jedoch an der Pferdefrage. In Triebes gab es damals nur drei dieser edlen Tiere. Eines brauchte der Major. Das war klar. Nun konnte sich der dümmste Schuljunge ausrechnen, dass nur zwei Hauptmannspferde übrig blieben, mithin auch nur zwei Hauptleute eingestellt werden konnten. Jedoch wäre mit einigem guten Willen die Hauptmannsfrage auch anders zu regeln gewesen. In Niederböhmersdorf existierte nämlich auch ein Pferd. Es gehörte einem aus der Fremde zugezogenen Bauersmann. Und dieser hätte sich nach den ungeschriebenen Regimentsgesetzen sowohl, als nach der damals allerdings noch nicht erfundenen Auslesetheorie Darwins als dritter Hauptmann durchsetzen müssen. Aber leider ging es auch in jener Zeit nicht immer nach Recht und Gesetz, sondern oft nach den Ansichten jener Gruppe, die über die meisten Fäuste und Mäuler verfügt. Und dies war ziffermäßig nachweisbar die Triebser Kompanie. Sie diktierte die Befehle. Wozu also ein Böhmersdorfer Hauptmann? Den Böhmersdorfern mit oder ohne Pferd schien nach menschlichem Ermessen eine glänzende Laufbahn im Volksheer von vornherein verschlossen.

Trotzdem ergab sich jener Bauersmann, der den Schimmel besaß, keiner unfruchtbaren Resignation. Er ging vielmehr aufs Ganze und erschien eines Tages beritten in der Front. Selbstverständlich zog er durch diese eigenmächtige Handlung die Aufmerksamkeit der Offiziere in besonderem Maße auf sich, zumal sich das Pferd infolge recht guter Ernährung vorteilhaft von seinen Triebser Kollegen unterschied und der Reiter ihm einen richtigen Sattel aufgeschnallt hatte. Dieser Ledersattel erweckte den Neid der Herrn Triebeser Offiziere ganz besonders, da sie blank ritten, als ob's zur Schwemme ginge.

Den Sattel hatte der Böhmersdorfer Schimmelreiter in einer Bodenkammer seines geräumigen Bauernhofes aufgestöbert. Er hatte ihn aus dem Thüringischen mitgebracht, wo er bei Saalfeld ansässig gewesen war. Aus

diesem Grunde behauptete er in der Schenke mit größter Gewissheit vor jedem, der es hören wollte, der Sattel stamme von einem französischen Generalspferd, das nach dem Saalfelder Gefecht anno 1806 reiterlos in den Hof seines Vaters gesprengt sei, und das, da niemand nach ihm gefragt habe, jahrelang mit auf Feld gegangen wäre. Jetzt, nach 42 Jahren, kam der Sattel jenes Rosses wieder zu Ehren. Freilich war er knochenhart gewesen und die Mäuse hatten sein Oberleder bedenklich zernagt. Der praktische Bauer hatte sich aber zu helfen gewusst. Da hingen im Holzschuppen so ein Paar alte, steife Stiefel. Sie waren vollständig zerlaufen und das Besohlen und Flickern nicht mehr wert. Trotzdem hatte man die alten Erbstücke, in denen vielleicht der Großvater schon auf Freiersfüßen gegangen war, nicht verbrennen oder gar an einen Bettler verschenken wollen. Und man hatte gut daran getan. In veränderter Form waren sie zu neuer Herrlichkeit bestimmt. Die noch gut erhaltenen, steinharten und mit einer grünen Schimmelflechte überzogenen Schäfte wurden abgeschnitten, mit einer Unmasse fett getränkt und im eisernen Mörser unter kräftigen Bewegungen weich und mürbe gestoßen. Das geschmeidige Leder war nun ein herrlicher Sattelbezug. So wurde mit Fleiß und Geschick das Prunkstück fertig.



Postkarte undatiert (Sammlung B. Franze)

Die Arbeit des Mannes trug ihre Früchte. Als Besitzer von Pferd und Sattel wurde der Böhmersdorfer zum Direktor der Bürgerwehr ernannt. Damit er nicht auf die unheilvolle Idee käme, mit Befehlen zu wollen, vermied man wohlweislich einen militärisch klingenden Titel, wie z. B. Hauptmann oder gar Major. Böhmersdorf fühlte sich trotzdem in seiner Gesamtheit geehrt. Klang die Bezeichnung auch nicht preußisch, so ließ sie doch die Frage offen, ob der sie zu führen Berechtigte unter, neben oder über die Hauptleute oder den Major zu

stellen sei. Und dies war für alle Beteiligten, um des lieben inneren Friedens willen, segensreich. So konnten die Herrn Hauptleute Glaubens sein, über dem Direktor zu stehen, dieser aber in seinen Kreisen mit gutem Gewissen die Meinung fördern, er sei der Oberste im Volksheer.

Dieser Mann war es nun, dessen Dienstmütze eines schönen Tages im Zeulenrodaer Speicherteich⁴ fröhlich schwamm. Doch bevor ich das erzähle, muss ich einiges über die Uniformierung der Dorfgardisten zum Besten geben. Die Uniform bestand eigentlich nur aus einer Mütze und aus einer weißen Binde, die um den linken Oberarmel des Bürger- oder Bauernrockes geheftet war. Die Mütze zierte eine schwarz-rot-goldene Kokarde, das Zeichen großdeutschen Einheitsgedankens. Reichhaltiger hatten sich Major und Hauptleute ausgestattet. Sie erschienen in stark verschossenen Waffenröcken, die leidlich zurechtgepasst worden waren und durch ehrwürdiges Alter ersetzt, was ihnen am äußeren Glanz fehlte. Das Stück aber, was den meisten Respekt herausforderte, war außer dem bereits erwähnten Pferd ein großer Schlepssäbel, den jeder umgeschnallt trug, und mit dem man fürchterlich zu rasseln imstande war, wenn man über den holprigen Dorfplatz schritt. Gegen diese Instrument militärischer Würde und Gewalt musste selbst die echte Soldatenmütze an Ansehen verlieren, die die Häupter der Führer schmückte, und unter deren mächtigem Schild die Augen Mühe hatten, geradeaus zu gucken. Und wenn es den wackeren Freiheitshelden nicht gelungen ist, damals schon den Himmel zu stürmen, so muss das große Mützenschild der Führer vielleicht schuldig gesprochen werden, weil es ihn verdeckte.

Eine solche Mütze trug auch der Direktor des Bataillons im Dienste. Da er keinen Säbel hatte, war sie, abgesehen vom Pferd, das einzige Attribut seiner militärischen Größe, und dementsprechend wurde ihr in der ganzen Familie des Mannes gebührend Achtung gezollt. Wenn der Vater den Waffenrock mit der wollenen Weste vertauscht hatte, der Pflege seines Viehes oblag oder auf dem Felde arbeitete, dann ruhte die Soldatenmütze in der besseren Stube des Hauses auf dem Glaschranke mit einer alten Nummer der Dorfzeitung sorglich umhüllt.

Groß war, wie gesagt, der Respekt vor ihr. Größer aber war die Eitelkeit des elfjährigen Bauernsohnes Andreas. Gar zu gerne wollte er sich selbst einmal mit dieser Mütze dem Volke zeigen. Und die Gelegenheit sollte sich bald geben. Die Heuernte war in vollem Gange. Wer gesunde Arme und Beine hatte, war draußen auf der Wiese. Still und verlassen lag das Dorf im Frühsonnenscheine. Andreas schlenderte die Dorfstraße her, dem Gute des Vaters zu. Früh war er mit hinaus auf die Wiese gegangen, um zu helfen, das Heu auseinander zu werfen. Nun schickte ihn die Mutter heim mit dem Auftrage, den Handkorb Eier nach der Stadt zu tragen, den sie am Abend zurechtgestellt habe. „Setz‘ den Strohhut auf!“ hatte ihm die Mutter draußen auf der Wiese nachgerufen. Des Rufes der Mutter gedenkend, ging er gehorsam an

⁴ Der Speicherteich war da, wo heute die Heinrichstraße [Heinrich-Heine-Straße] beginnt.

den Mützenrechen. Was war das? Da hing ja noch die Soldatenmütze des Vaters! Im Arbeitsdrang hatte man vergessen, sie in die obere Stube auf ihren Ehrenplatz zu bringen. Andreas fühlte, wie sein Blut im Halse hochstieg. Machte es die profane Umgebung von Stallmützen und Strohhüten, dass die heilige Scheu, die Andreas sonst der Mütze gegenüber bewahrte, zum Teufel ging? Wie Eva nach dem Apfel, so langte er nach dem väterlichen Käppi und stülpte es über seinen verhältnismäßigen großen Knabekopf. Am offenen Fenster sah er im spiegelnden Glas, dass es ihm bis über die Stirne hereingerutscht war und nur die Ohren das völlige Verschwinden seines Kopfes im Mützeninneren hintan hielten. Mit knapper Not konnte er darunter vorlinsen, wenn er das Haupt stark rückwärts bog. Dem war abzuhelfen. Aus dem Flickkasten der Mutter suchte er schnell, vor Aufregung zitternd, einige Fleckchen hervor, steckte sie unter das Randleder und siehe, die Mütze passte herrlich.

Im Dorfe, das wie ausgestorben war und unliebsame Späher kaum aufwies, verbarg er die Mütze trotz alledem vorsichtig in seinem Handkorb. Aber draußen hinter der Windmühle wurde sie aufgesetzt. Was würden die Zeulenrodschen für Augen machen! Gottsdonnerunddoria! Auf dem geradesten und steilsten Weg ging's den Haardtberg hinab, dann über die Triebes hinüber, an der Haardtühle und den kleinen Häuslershütten vorbei der Stadt entgegen. Waren denn die ersten Häuser heute gar nicht zu erreichen? Es schien alles verhext. Schweißtropfen quollen unter dem drückenden Mützenrand hervor und rollten über Andreas' Stirn. Doch die Ungeduld ließ ihn nicht ermüden, munter und forsch ging er vorwärts. Endlich mündete die Landstraße in die lange Häuserzeile der Greizer Gasse ein. Angesichts der Fensterfront blieb Andreas stehen und wischte sich umständlich den Schweiß von der Stirne. Selbstbewusst blickte er den Strumpfwirkern in die Stuben. Und siehe da, manche der kleinen Fenster öffnet sich, und neugierige Kindergesichter guckten dem Bauernjungen mit der prächtigen, hohen Volksheermütze staunend nach, als er langsam weitermarschierte. Schade, dass er barfüßig, nicht durch gehöriges Traben seiner Erscheinung noch mehr Majestät verleihen konnte. Das nächste Mal, wenn's glücken sollte, wollte er seine langen Stiefel anziehen, die vom letzten Weihnachtsmarkt. Doch es ist bekanntlich dafür gesorgt, dass der Ziege der Bart nicht zu lang wächst. Gerade als Andreas sich im Geiste in Stiefeln und Mütze schreiten sah, pfiff ein so vermalefizter Windstoß die lange Gasse her und riss unserem Bürschel das „hohe“ Abzeichen militärischer Würde vom Kopf. Unglaublich schnell führte der tückische Wind die Mütze, einem rollenden Rade gleich, den Weg entlang und warf sie draußen bei den letzten Häusern in das trübe Wasser des alten Speicherteiches. Die Flickflecke waren bei der Reise durch die Luft wie große Schneeflocken aus der Mütze geflattert und tanzten im lustigen Wirbel mit dem Straßenstaub um die Wette. Andreas' Aufmerksamkeit galt jedoch nur der Mütze. Den Handkorb hatte er flink beiseite gestellt, und bis an den Teich rannte er ihr nach. Wie vom Donner

gerührt sah er das Heiligtum gleich einem Topf im Wasser schwimmen. O hätte er jetzt Achmeds Zauberring! Er griff unwillkürlich nach dem zweiten Finger seiner rechten Hand. Dreimal musste er drehen, dann trügen unsichtbare Zauberrände die Mütze an einen gewünschten Ort. Nirgends lieber, als zu Hause auf dem Glasschrank hätte er sie gesehen.

Doch Zauberringe gab es wohl nur in Tausend und einer Nacht, und ihm halfen alle frommen Wünsche nichts. Er weinte. Da kam Rettung. Ein gutmütiger Strumpfwirkermeister kam aus dem nächstgelegenen großen Haustor mit einer langen, langen Stange und fische die Mütze aus dem Teich. Vor völligem Untergang war sie somit bewahrt geblieben. Aber wie sah sie aus? Schmutzig und durchnässt war sie nur noch der Schatten ihres einstigen Glanzes. Aufsetzen konnte er sie schon aus diesem Grunde nicht mehr. Sie wäre ihm, der



Die wohl älteste Aufnahme der Greizer Straße aus der Zeit um 1880! Links ist der große Speicherteich zu sehen, an welchen die alte Holzröhrenleitung - die erste Zeulenrodaer Wasserleitung - angeschlossen war. Dr.-Stemler- und Bergstraße waren noch nicht angelegt bzw. durchgebrochen. Sammlung Herbert Müller (Foto Freytag Zeulenroda)

Flickflecken beraubt, ohnehin bis über die Nasenspitze gerutscht. Zweifellos, er war blamiert. Die lachenden Gesichter der Leute, die mittlerweile aus allen Fenstern guckten, bewiesen dies genugsam. Und zu dieser niederdrückenden Erkenntnis gesellte sich noch das bittere Gefühl des drohenden väterlichen Strafgerichts. Zerknirscht zog er heimwärts. Auf einmal durchzuckte ihn ein neuer Schreck, einem heißen Blitzstrahl gleich. Er hatte den Handkorb nicht mehr! Die Eier! Was war aus ihnen geworden? Das Mützenelend versank in einer Hochflut ungemütlicher Gefühle. Spornstreichs rannte er zurück. Und nun

weiß ich nicht, war damals der Hunger der Leute kleiner als heutzutage oder ihr Sittlichkeitsgefühl größer? Jedenfalls mag es in unserer Zeit noch so märchenhaft klingen, es war Tatsache, unumstößliche Tatsache: der Korb stand noch am Straßenrand in der Greizergasse – mit sämtlichen Eiern! –

Glücklich raffte ihn Andreas auf. Wohl war sein seelisches Gleichgewicht noch nicht genau im Lote; sein Glück im Unglück gab aber doch immerhin einen guten Brocken ab, mit dem er das beißende Ungetüm, so man Gewissen nennt, um etwas beschwichtigen konnte. Zu Hause gestand er der Mutter sein ganzes Vergehen und das daraus resultierende Unglück. Die mütterliche Strafpredigt mit ihrem eindruckverschärfenden Begleiterscheinungen ließ er als reuiger Sünder geduldig über sich ergehen. Hatte doch die Mutter durchblicken lassen, die Mütze ließ sich schon wieder so herrichten, dass der Vater von der fürchterlichen Entweihung des Glanzstückes seiner Uniform nichts merken würde.

Und so geschah's. Die Herrlichkeit der Mütze dauerte bis zum Ende der ganzen Soldatenherrlichkeit im Dorfe. Allzu lang ließ dies übrigens zur Freude der Bauersfrauen, die im „Soldatenmädrig“ nur eine unliebsame Störung der bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse gesehen hatten, nicht auf sich warten. Nach der Wahl des Reichsverwesers⁵ zu Frankfurt a. M. hatte das Bataillon seinen schönsten Tag gehabt. Es wurde Parade abgehalten, die Trommel kräftig gerührt und von einem Dorf zum anderen gezogen. Die Kinder, die alle schulfrei bekommen hatten, marschierten in Reih und Glied mit ihren Lehrern in der Kolonne. Sie trugen Stäbe, die mit den gefeierten Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold geschmückt und mit Kränzen behängt waren. Sie sangen Vaterlandslieder und ließen den neuen Reiseswer, den Landesherrn, den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich unter kräftigem Trommelgerassel hochleben. Für Revolutionäre war dies jedenfalls eine bemerkenswerte

⁵ Der Reichsverweser 1848/49

Nach der Märzrevolution von 1848 schuf auch die Frankfurter Nationalversammlung für kurze Zeit das Amt des Reichsverwesers.

Proklamation vom 15. Juli 1848 nach Übernahme der provisorischen Zentralgewalt

Die in der Frankfurter Paulskirche tagende Nationalversammlung, das erste frei gewählte deutsche Parlament, schuf am 28. Juni 1848 aus eigener Machtvollkommenheit eine provisorische Zentralgewalt, die bis zur Verabschiedung einer Reichsverfassung und der Bestellung eines endgültigen Staatsoberhauptes die Leitung der Exekutive für ganz Deutschland übernehmen sollte. Als Haupt dieser provisorischen Zentralgewalt fungierte ein Reichsverweser – am Folgetag wurde Erzherzog Johann von Österreich in dieses Amt gewählt, das er so lange ausüben sollte, bis die Nationalversammlung einen Kaiser als endgültiges Staatsoberhaupt bestimmt hätte.

Die unter Erzherzog Johann arbeitende Reichsregierung hat aber nie tatsächliche Macht ausgeübt, da die deutschen Einzelstaaten die Exekutivgewalt in ihren Händen behielten. Nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und dem damit verbundenen Scheitern der Paulskirchenverfassung trat Erzherzog Johann am 10. Dezember 1849 als Reichsverweser zurück. (WIKIPEDIA)

Leistung.

Im Herbst des gleichen Jahres aber marschierten ganz unerwartet 16 – in Buchstaben sechszehn – richtiggehende Gothaer Soldaten mit Uniformen, Gewehren und Seitengewehren ausgerüstet in Böhmersdorf ein. Laut landesbehördlichen Ausweises sollten sie sich solange einquartieren, bis den Untertanen alle revolutionären Umtriebe verleidet seien. Sofort war Ruhe. Mütze und Sattel wanderten wieder auf den Boden und fanden ein ruhmloses Ende bei Motten und Mäusen.

Reußischer Volksbote 1925



Aus der guten alten Zeit

Unser Hohenleuben war seit jeher bekannt, dass, wenn es ein Fremder besuchte, der ein großzügiges und aufschneidendes Wesen zur Schau trug, derselbe entweder eine Portion Lügen mit heim nahm oder in ernstesten Fällen mit einem schwarzen Fleck gekennzeichnet wurde. Das war schon vor 100 Jahren so und hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Eines dieser Stückchen möge der Vergangenheit entrissen werden.

Es war Ende der siebziger Jahre. Die Schweinehändler, im Volksmund

Sautreiber genannt, welche zur damaligen Zeit eine große Rolle in unserem Orte spielten, waren wieder nach Weida gefahren und beim Thorbäcken, wo sie ihr Stammlokal hatten, abgestiegen, um mit dem nächsten Zug nach Werdau zu fahren. Dort wurden die Schweine, die zum größten Teil aus Westpreußen oder Polen kamen, verteilt, je nachdem jeder sein Absatzgebiet hatte, z. B. Gera, Eisenberg, Plauen, Neustadt, Elsterberg. Ehe sie nach Werdau fuhren, wurde in der Stammkneipe das Frühstück eingenommen. Jeder wickelte etwas anderes aus seiner Vorratskammer aus. Hier kam frische Wurst, dort Schinken, da Bratwurst oder ein Stück vom Sausack zum Vorschein, und nicht zu wenig, denn alle waren gute Genießer. Einer war inzwischen zur Brotbank gegangen und hatte frische Semmeln besorgt. Zu diesem Frühschoppen hatten sich auch immer verschiedene Bürger von Weida eingefunden, denn mit den Schweinehändlern war gut zu verkehren, dazu waren sie immer von dem Neuesten unterrichtet. Unter anderem fehlte nie ein Schuhmachermeister, der einzelne dieser Gäste zu seinen Kunden und überhaupt auch in Hohenleuben

ein gutes Absatzgebiet hatte.

Diesen Vormittag wurde nun besonders von den Erlebnissen der letzten Tage erzählt. Es war einige Tage zuvor die Fastnacht gewesen, wo in Hohenleuben vom so genannten Hölzel, einer weit bekannten Persönlichkeit, welche über besonderen Mutterwitz verfügte und dessen Genossen allerhand Allotria⁶ getrieben worden war. Unter anderem hatte man einige „geschwärzt“ nach Hause geschickt. Da taute unser Schuhmachermeister auf und sagte: „Ich weiß net, ich verkehr’ doch su ofte in Huchenleim un mir is nischt passiert, ich will’s aber a niemandem geroden ham.“ Man nimmt weiter keine Notiz davon. Die Schweinehändler brechen auf, denn der Zug nach Werdau geht bald. Auch die anderen entfernen sich in dem Bewusstsein, wieder einen schönen Frühschoppen verlebt zu haben.

Der Schuhmachermeister ist schon des Öfteren wieder in Hohenleuben gewesen, hat seine Arbeit, die immer zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, abgeliefert und neue Aufträge mitgebracht.

An einem Spätsommertag, es war Montag, spricht er zu seiner Frau: „Weeste Pauline, ich gieh heit glei wiedr e mol noch Huchenleim, du konnst omst zen Schitzenboll gieh, ich komm derzu un nähn dich mit.“ Da sagt seine gute Pauline: „Ich hob nischt derwider, kumm ner net ze speede.“



Postkarte undatiert (Sammlung B. Franze)

Der Meister geht nach Hohenleuben, liefert seine Ware ab und nimmt wieder

⁶ **Allotria** (von griechisch ἀλλότριος, *allotrios* = fremdartig, nicht zur Sache gehörig) bedeutet so viel wie Spaß oder vergnüglicher Unfug. Im Gegensatz zum Schabernack werden dabei jedoch anderen Personen keine Streiche gespielt. (WIKIPEDIA)

Aufträge entgegen. Da dieselben gut ausgefallen sind, so kehrt er da und dort noch einmal ein, zuletzt bei Böckels in der Schlossstraße. Diese Restauration ist heute nicht mehr vorhanden, sie befand sich im Hause von Bruno Zorn. Der Schuhmachermeister sagt: „Heite derf ich net esu lange machen, ich will in Weide noch uffn Schützenboll.“ Aber durch die gemütliche Unterhaltung, und da auch noch verschiedene Runden spendiert wurden, blieb er doch länger sitzen. Als er fortgeht ist er nicht betrunken, denn der Schuster konnte schon damals einen guten Stiefel vertragen, sondern nur in heiterer Stimmung. Als er am Gemeindehaus am mittleren Angerteich vorbei geht, schlägt die Uhr zehn. Sapperlot, denkt er für sich, da kommst du aber spät ins Schießhaus.

Nach Loitsch kommt er bald, aber den Eichberg hinauf wird es ihm, da es ein schwüler Abend ist, recht warm. Der Schweiß steht ihm im Gesicht und ab und zu muss er sich abwischen. Oben am Weg nach Steinsdorf trifft er den Patzers Ernst von Gräfenbrück. „Du Arnst, ich glaab mer kriechen anner Wätter, 's is racht schwiel“, und er erzählt dem Ernst, dass er in Hohenleuben abgeliefert hat und dass er, weil die Leimsehen solche gemütlichen Leute sind, etwas länger verweilt habe.

In Gräfenbrück verabschiedet er sich vom Patzers Ernst und entschuldigt sich, dass er heute nicht bei ihm einkehren könne, da er noch auf den Schützenball müsse. Als der Schuhmachermeister über den Schießplatz ging, hörte er noch Tanzmusik, die aber bald aufhörte. Da denkt er, es ist große Pause, da kommst du gerade recht. Als er den Saal betritt, fängt alles gerade heraus an zu lachen. Er ist ganz verduzt, weil er sich nicht vorstellen kann, dass das Lachen ihm gilt. Da kommt der Hauptmann Wurlitzer und fragt ihn: „Nu soch mer ner mol, wu de harkimmst?“ - „Nu vun Huchenleim.“

Da sagt der Hauptmann: „Dos sieht mer“, nimmt ihn beim Arm und führt ihn vor den Spiegel. Da fängt der an zu weinen und sagt: „Es wor doch heite esu schien in Huchenleim und keen Mensch is mir ze nahe gekumm' un hot mich angegriffen, ich kann mer's net denken.“

Nur seine Pauline, die den Hut hält, merkt an den schwarzen Fingern, wie es zugegangen ist. Da sieht sie, dass er nicht betrunken ist, führt ihn in die Küche, wo er sich abwischt. Sie will wieder mit ihm in den Saal, aber er geht nicht mit. Es hat lange gedauert, ehe er wieder den Frühschoppen beim Thorbäck besucht hat, und wenn er nach Hohenleuben musste, hat er um Böckels Restauration einen großen Bogen gemacht.

(Hohenleubener Zeitung)

Herbert Müller

Sammelsurium

Dummes Gerede oder die Wahrheit?

Ist es nun ein erfundenes Märchen mit einem Fünkchen Wahrheit, was da immer wieder erzählt wird, oder hat es sich wirklich so zugetragen? Aber Genaueres lässt sich heute, nach fast 60 Jahren, nicht mehr ermitteln. Selbst von den Biertrinkern am Stammtisch in der Gaststätte „Freundschaft“, die sonst über alles unterrichtet sind, konnte ich zu dieser Begebenheit nichts erfahren. Außer der nichtssagenden Antwort: „Habe ich auch schon gehört“ oder „darüber könnte dieser oder jener bestimmt Auskunft erteilen“, war speziell zu diesem Thema wirklich nichts in Erfahrung zu bringen. In der Hoffnung, dass ein Leser Auskunft über das tatsächliche Geschehen geben kann, werde ich aufschreiben, so wie ich die damaligen Begebenheiten um unsere Gette in Variationen schon mehrmals gehört und deshalb in Erinnerung habe.

Es muss im Winter 1945 zu 1946 gewesen sein. Zu einer Zeit, als es noch keine gewählten Volksvertreter in Zeulenroda gab. Diejenigen, welche nach dem verlorenen Krieg die Geschicke der Stadt wieder in einigermaßen geregelte Bahnen zu bringen versuchten, wurden vom sowjetischen Kommandanten – der in Langs Villa in der Friedrichstraße untergebracht war – bestimmt und eingesetzt. So war es nicht anders zu erwarten, dass diese russische Dienststelle im Großen und Ganzen bestimmte, wie die von ihr eingesetzten „Genossen“ zu regieren hatten. Nur so war es möglich, dass mitunter auch Befehle und Anordnungen in die Tat umgesetzt werden mussten, die bei den deutschen Beschäftigten im Rathaus doch betreffs ihrer Richtigkeit angezweifelt wurden.

So forderte irgendwann in dieser Zeit der sowjetische Kommandant, dass doch die Figur auf dem Rathhausturm, die Gette, um 180 Grad gedreht werden sollte, damit sie nach Osten, in Richtung Sowjetunion, schauen könnte. Käme doch von da nur Gutes, während in der anderen Richtung, dahin wo sie zur Zeit hinschauen würde, der Kapitalismus heimisch und die Ausbeutung des Menschen üblich wäre. Für die damaligen Beschäftigten der Stadtverwaltung eine schier unlösbare Aufgabe, die da der sowjetische Kommandant von ihnen verlangte. Sie waren gewohnt, Wohnraum für die aus den ehemaligen Ostgebieten des Reiches kommenden Umsiedler irgendwie zu beschaffen. Sie konnten die erzeugten knappen Lebensmittel so einteilen, dass zum Beispiel auf Abschnitt C der Lebensmittelkarten statt 500 Gramm Fleisch eben nur 5 frische Eier verkauft werden konnten. Mit all diesen Schwierigkeiten waren sie inzwischen vertraut. Aber das Ansinnen des Kommandanten, die Gette auf

ihrem angestammten Platz zu drehen, überstieg sowohl ihr Können als auch ihre Möglichkeiten bei weitem.

Da Befehle aus „Langs Villa“ nicht diskutiert werden durften, sondern ausgeführt werden mussten, konnte nur durch eine List die peinliche Situation, in der sich die städtischen Angestellten befanden, beendet werden.

Zusammen mit dem Dolmetscher, mit dem man vorher gesprochen hatte, wurde nun im Ratskeller mit viel Worten und wohl auch ebensoviel Wodka (wo sie den nur herbekommen hatten?) dem Kommandanten das einstige Verhältnis der Zeulenrodaer Bürger zu ihrer Obrigkeit – den Greizer Fürsten – in den dunkelsten Farben geschildert. Und ihm erklärt, dass die Gette deshalb aus stillem Protest beim Bau des Rathauses so platziert wurde, dass ihr Blick auf den Zeulenrodaer Marktplatz gerichtet ist und dadurch eben ihr Hinterteil (Arsch)



Die Themis⁷ – Statue auf dem Dach des Zeulenrodaer Rathauses, die die Göttin der Gerechtigkeit symbolisiert. Da diese Beschreibung den Zeulenrodaern zu lang war, wurde sie fortan und noch bis heute kurz „Gette“ genannt.

nach Greiz, zum fürstlichen Schloss, gerichtet sei. Und da es zu dieser Zeit den späteren Kreis Zeulenroda noch nicht gab, sondern die Stadt zum Kreis Greiz gehörte, müsste es eben auch alles so bleiben.

Wahrheit oder Sage? Wer kann das heute nach 60 Jahren noch beantworten? Mitarbeiter der damaligen Stadtverwaltung sind inzwischen alle verstorben. Zu DDR-Zeiten, zu Zeiten der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft, hat wohl kaum jemand über dieses Thema sprechen wollen. Außer hinter vorgehaltener Hand natürlich. Aber da wurde eben auch viel Erfundenes erzählt, meine ich.

HERBERT MÜLLER: Sammelsurium I

⁷ **Themis** (griechisch Θέμις) ist in der griechischen Mythologie Tochter des Uranos und der Gaia und gehört zum Göttergeschlecht der Titanen. Sie gilt als Göttin der Gerechtigkeit und der Ordnung sowie der Philosophie. (WIKIPEDIA)

OSTTHÜRINGER Zeitung

www.  .de

Jahrgang / Nummer

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT, KULTUR UND SPORT

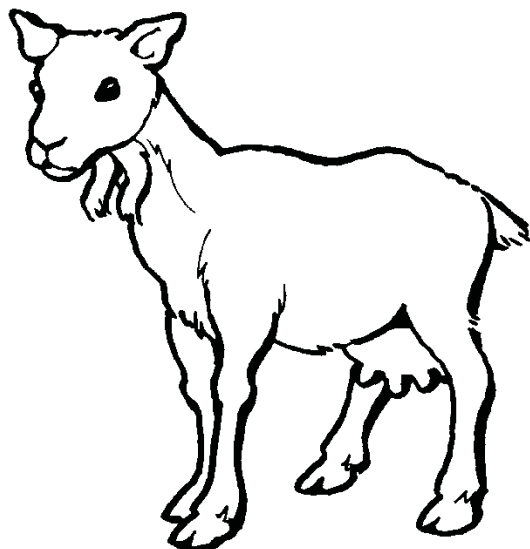
Schauerhammers Ziege nichtsahnend zum Bock geführt

Unser Zeulenrodaer Leser Herbert Müller erinnert sich an eine lustige Begebenheit aus längst verflossenen Zeiten

Zeulenroda. Nach der einfachen Formel „Kein Nachwuchs — keine Milch, kein Fleisch“ war es erforderlich, dass die Ziege, ein „Einzelkind“ bei Familie Schauerhammer, jedes Jahr junge zur Welt bringen musste.

Dazu brauchte sie Gelegenheit, sich mit einem Ziegenbock anzufreunden, der dann das Nötige unternahm, damit die Ziege trächtig wurde. Um dies in die Wege zu leiten, erhielt ich an einem Novembermontag den Auftrag, Schauerhammers Ziege zum Bock zu führen, der in der Speichergasse bei der Familie Klos beheimatet war. Nichtsahnend lief ich los, neben mir die Ziege. Links trug ich ein Säckchen Hafer und in der Hosentasche 5 Mark.

Beides sollte ich Herrn Klos aber erst übergeben, nachdem der Bock seine Pflicht erfüllt hätte. Artig lief die Ziege neben mir her, bestimmt freute sie sich schon auf das bevorstehende, für sie angenehme Ereignis. Schon als ich die



Haustür öffnete, roch ich ihn — den Ziegenbock —, etwas stärker schon im kleinen Hof vor dem Stall, und als er aus seinem Stall kam, groß und kräftig, mit diesem langen gelben Ziegenbart und den riesigen Hörnern, merkte ich, dass dieser Ziegenbock nicht nur einen strengen Geruch ausstrahlte, sondern dass er penetrant stank. Selbst noch in einer Entfernung von etwa fünf Metern war diese Gestankwolke wahrzunehmen.

So sehr dieser Bock auch stank, seine Dienstleistung verrichtete er

ohne lange zu zögern, schnell und mit voller Kraft der Jugend. „So, es ist alles erledigt“, sagte Herr Klos, als er seinen Ziegenbock zurück in den Stall führte. Ich übergab den Hafer und die fünf Mark, nahm den Strick meiner Ziege und lief los, durch die Speichergasse und die Greizer Straße, dabei immer bedacht, Passanten weitläufig zu umgehen. Hatte ich doch wahrgenommen, dass meine Ziege inzwischen genauso stank wie der Bock.

Als ich zum Feierabend nach Hause ging, hatte ich schon vergessen, dass ich noch immer von dieser Duftwolke umgeben war. Meine Mutter allerdings, die von jeher eine „gute Nase“ hatte, roch es sofort. Ohne nach dem Warum zu fragen, ließ sie ihre berüchtigten Wortkanonaden ertönen. Diverse Kurzsätze: „Alles ausziehen und einweichen — von oben bis unten ganz waschen — auch die Haare — frische Unterwäsche anziehen“, konnte ich herausfiltern, als wichtig einstufen und in die Tat umsetzen. Mein Entschluss stand fest: „Das machst du niemals wieder.“ Im Jahr darauf erhielt Edgar Zaumsegel, der ein Jahr später als Lehrling angefangen hatte, den Auftrag, die Ziege zum Bock in die Speichergasse zu führen. (gekürzt) OTZ

Ostthüringer Zeitung 02-07-2011

Leserbrief

Problem mit der Gebissprothese

Unser Leser Herbert Müller sandte folgende wahre Geschichte ein: Seitdem der Otto Rentner ist, hält er sich fast nur noch in seiner kleinen Werkstatt auf. Als ehemaliger DDR-Autoschlosser kann er so gut wie alles anfertigen oder reparieren.

So passierte die Sache mit Nachbarin Lisa. Die trug ein neues Gebiss, das von allen Seiten drückte. „Es muss passend gemacht werden“, entschied Otto und suchte sein Werkzeug zusammen. Dann wurde geschliffen, gefeilt, mit Schmirgelleinen geglättet und gespült. Immer wieder musste Lisa probieren. Irgendwann war Otto fertig. Nun erzählte und zeigte Lisa allen, wie Otto ihre neuen Zähne passend gemacht hatte.

Tage später erhielt sie einen Brief vom Zahnarzt. Sie solle doch ihre Prothese in die Praxis bringen, weil sie durch einen Irrtum vom Dental-Labor den Zahnersatz eines anderen Patienten erhalten hätte, der bestimmt nicht



passen würde. „Da kann ich dir auch nicht helfen, denn den Originalzustand kann ich dir beim besten Willen nicht mehr herstellen“, sagte Otto. „Lisa, schaff se ganz einfach hin.“

Als Lisa zurückkam, holte sie aus ihrer Tasche zwei Zahnprothesen, eine für den Ober- und eine für den Unterkiefer. Sie zeigte auf die Zähne, die sie außerdem im Mund hatte und sagte: „Da staunste, Otto?“ Der staunte wirklich. Dann fragte er: „Die soll ich dir wohl auch noch passend machen?“ — „Nein, das sind doch die richtigen. Die du geändert hast, das waren die vertauschten, und die habe ich jetzt im Mund.“ — „Wieso?“, staunte Otto. Jetzt erzählte Lisa. „Nachdem der Zahnarzt sah, dass wir die vertauschten für mich passend gemacht hatten, durfte ich sie behalten. Warum der Zahnarzt und die beiden Sprechstundenhilfen so gelacht haben, als ich erzählte, dass du Autoschlosser bist, weiß ich nicht.“ Dank Otto besaß Lisa nun zwei Paar Zähne, ein Paar für die Woche, ein Paar für Sonn- und Feiertage.

Herbert Müller, Zeulenroda

Ostthüringer Zeitung 31-08-2011



Der Saal des ehem. „Kreiskulturhaus DSF“ – früher Pohlands Lokal.
(Foto Sammlung H. Müller)

Die Stopp-Straße

Gottfried Thumser, Zeulenroda

In den 50er und 60er Jahren gab es in Zeulenroda einen Volkspolizisten, den man heute mit Prädikat „Premium“ treffend beschreiben könnte. Hin und wieder wurde er auch im Streifendienst eingesetzt. Als sich aber die „geschossenen Böcke“ häuften, ließ man ihn nicht mehr auf die Menschheit los und fortan „schob“ er nur noch Innendienst.

Die Kreuzung Friedrich-Engels-Straße – Goethestraße⁸ beim damaligen Rat des Kreises hatte zu dieser Zeit noch keine Ampel und wer auf die Hauptstraße auffahren wollte, wurde durch ein Stopp-Schild zum Anhalten aufgefordert. Aber wie das auch damals schon war: nicht jeder hielt sich daran.

Ein



Auto näherte sich der Kreuzung, verlangsamte die Geschwindigkeit und als sich der Fahrer von der „Freiheit“ der Hauptstraße überzeugt hatte, überfuhr er die Kreuzung ohne anzuhalten. Was er nicht gesehen hatte, war die Tatsache, dass dieses „Vergehen“ vom Genossen Soundso beobachtet wurde. Er bedeutete ihm, anzuhalten und forderte ihn auf: „Bitte die Fahrerlaubnis!“ - „Wissen Sie, was Sie falsch gemacht haben, Genosse?“, frug der Gesetzeshüter. „Nein“, gab sich der Fahrer

unschuldig. „Das da ist 'ne Stopp-Straße, da muss man vor'm Stopp-Schild anhalten“, wurde der Sünder belehrt und es drohte eventuell ein Verwarnungsgeld. Nach kurzem Überlegen meinte der Fahrer:

„Aber die Vorderräder haben gestanden“.

Darauf der überraschte aber gütige Polizist: „Ich lass' heute noch mal Gnade vor Recht ergehen – das nächste Mal stehen alle Räder stille, Genosse. Angenehme Weiterfahrt!“



⁸ Jetzt Goetheallee



Unsere erste Lampe

Die modernsten Petroleumlampen sind keineswegs schon so lange in Gebrauch, wie mancher Mensch vielleicht annimmt. Erst Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts taucht hier und da ein solches Lämpchen auf. Eine Reihe von Jahren hat es gedauert, ehe sie in jedem Hause das Stübchen erhellt. Vordem kannte man Lampen von Weißblech oder Zinn; sie waren 10-30 cm hoch, bestanden aus einem Ölbehälter von der Größe eines Fünfmärkstücker und einer kleinen Rinne, in welcher ein Docht aus Baumwollfäden lag. Der Ölbehälter wurde bis zur Hälfte mit Leinöl gefüllt. Aus diesem Grunde baute zu

damaliger Zeit jeder Bauer auf seinem Acker Flachs an und ließ das Öl, welches er zum Verbrennen brauchte, in der Mühle schlagen. Die Mühlen waren fast durchweg dazu eingerichtet. Von ärmeren Leuten, in Viehställen usw. wurden nur Schleusen gebrannt. Diese wurden von einem meterlangen Kieferscheit abgespalten, getrocknet und waagrecht auf einen Leuchter gesteckt.

Es war im Jahre 1863, als eines Tages der Vater einer Familie in Wolfshain nach Hause kam und seiner Frau erzählte, dass er in einem Gasthause zu Pausa eine Petroleumlampe gesehen habe; ihr Leuchtschein wäre gut. Die Eltern beschlossen, sich eine solche Lampe zuzulegen. Die Mutter kaufte dem Klempnermeister aus Pausa ein Lämpchen ab. Es war ein Flachbrenner mit zwei gebogenen Drähten und flachem Blechschirm. Der Vater schlug einen Nagel in den hölzernen Deckenträger und hing Draht und Lampe daran. Da es die erste Familie im Dorfe war, wurden die Nachbarn stutzig; denn das ungewohnte helle Licht war ihnen etwas Neues. Mit Verwunderung blickten sie zu dem Brennkörper auf. Zwanzig Jahre lang diente diese Lampe den Menschen; später wurde sie von Rund- und Tulpenbrenner abgelöst.

Wie erstaunt war die Mutter aber erst, als sie voriges Jahr das erste Mal elektrisches Licht brennen sah!

P.

Der „Butterfrosch“

Zwee Frösche reisten durch de Waelt, se hüpf't'n munter d'rimm,
se kamen off enn Bauernhuf, do ging es ihnen schlimm.

Se fielen in e Butterfass, - plums – nei'n
in Sahnebraus, de Wand war hoch,
de Wand war steil,
se kame nimmer raus.

Nu schwammen se im Rahme rimm,
verzweifelt hie unn haer,
des hatt'n aber nischt genützt,
da war kee Auswaech mehr.



Der eene meent, des hert m'r auf, des Rudern hat kenn Zweck,
er streckte alle Viere breet, ging unter unn war waeg.

Der anre denkt, su dumm binn iech nett, des wäre wuhl gelacht,
der ruderte unn ruderte, unn schwamm de ganze Nacht.

Unn wie dr anre Morschen kam, da hatt d'r festen Grund,
da saß 'r off d'r Butter drauf, war munter unn gesund.

Im Laeb'm, do gieht's uns eabensu, mir missen 's hallt verstieh'n,
nett aufgeheert, nett schlappgemacht, mer derf nett untergiehn.

E arbeiten unn rudern heeßt's, ae wenn 'mer manchmal schwitzt,
su lange, bis mer'sch hat geschafft unn off dr Butter sitzt.

Aus dem Repertoire der Heimatgruppe Zeulenroda



126. Albumversch in dr Nut.

Beim Fischersch Franz [Fischers Franz] oben drinne wohnte seine Schwägerin, die Müllersch Mathilde. Ihr Mann war als Landstürmer in Russland draußen gefallen. „Ze Ustern“ [Zu Ostern] kam „de Kläne“ [die Kleine], was die Friedl ist, aus der Schule. „Seallichen Tog“ [am selben Tag] kam die Friedl gerade aus der Konfirmanden-„Stunne“ heim, es war Nachmittag so um fünf rum. „Mutter“, meint die Friedl, „heit hob iech mei Konfirmatsjonsalbum widder zerickkriegt, ich gleab, numähre wear ichse wuhl allezamm drinnehomm, zeletzt hot de

Löfflersch Paula geschriebn“ [heute hab’ ich mein Konfirmationsalbum wieder zurück bekommen, ich glaub’, nunmehr werd’ ich sie alle zusammen drin haben, zuletzt hat die Löfflersch Paula geschrieben]. „Glaubste Mutter, es ist schon etwas Schönes, wenn man groß ist und liest einmal, was einem die Schulkameraden so gewünscht haben“. „Na freilich, Friedl“, meinte die Mutter, „aber weißt du was, Friedl, jetzt „tuste“ erst einmal Kaffee trinken und tust dich richtig „nein Schtriezel“ [in den Kuchen] legen, du armes „Mädle“ wirst Hunger haben, und „dodrweile“ [in der Zwischenzeit] werd’ ich das Album einmal „dorchleasen“. So wurd’s gemacht, die Friedl hat gefuttert und die Mutter hat geschwartet.

Die „Verschle“ [Verschen] waren manchmal recht schön. Da hat die Hempels Liesel geschrieben:

**„Unsre Freindschaft schtehet fest, wie Kneisels ihre Feiereßt“
[Unsere Freundschaft stehet fest, wie Kneisels ihre Feueress’],**

und dann die SchrödersWally, bei der stand:

„Lebe glücklich, lebe froh, wie der Mops in Paletto.“

Aber erst die Schusters Milda, „des verrickte Stickle“, die hat reingeschrieben:

„Sähn wir uns nischt auf dieser Welt, so sähn wir uns in Silberfeld“.

Ein ganz neumod’sches „Verschle“ hat der Bausch Osser „neingemoolt [reingemalt], das hieß:

**„Keine Feier, keine Kohle kann brennen so heiß,
als wie heimliche Liebe, vun dear niemand nischt weiß.
[... von der niemand nichts weiß].**

Ein anderer hat „neingeschriebn“:

**So viel Stern‘ am Himmel stehen,
So viel Schäflein weiden gehen,
So viel Flöh‘ ein Pudelhund,
So viel Jahre bleib gesund!“**

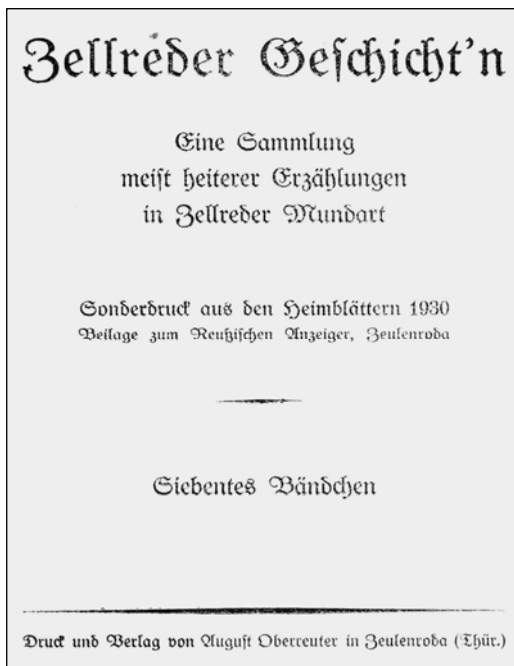
Und so gings nun „nachenannerfort“ [nacheinander fort], eins schöner als das andere.

Wenn die Friedl beim Essen nicht so gekichert hätt’, als wenn man „e kläns Ferkel“ [ein kleines Ferkel] drin im Stall hat, da wär’s drinne in der Stube „meislestille“ [mäuschenstill] gewesen, doch die Mutter hat manchmal die „Nose“ [Nase] etwas hintergezogen, sie hat kein „Schnupftiechle“ [Schnupftuch, Taschentuch] bei der Hand gehabt. Ha, mit einem mal tut doch die Mutter so einem fürchterlichen Quiekser, dass der Friedl gleich der „Hefenklos dinne in Maul schteackn blieb“ [Hefenklos drin im Maul steckengeblieben ist], dann fing die Mutter so „gottsgeammerlich“ an zu lachen, hielt sich den Bauch, dass man dachte, sie hätt’ Krämpfe. Auf vom Sofa, zur Tür ’naus, die „Hausbudentreppe“ [Hausbodentreppe] runter, bei Fischers „zer Tiere nein“ [zur Türe hinein], und aufs Kannepee [Kanapee, Sofa], und natürlich gelacht, dass Fischers gedacht haben, „se hätt en Klaps“. Fischers saßen gerade beim Kaffee mit Margarinebrot. Schon als die Mathilde oben den Quiekser tat, und wie sie „esu“ die Treppe heruntergeschlenkert hat, sagte der Franz zu seiner Alwine, „mit dr Schwägern kann’s net schtimmen“. Die Mathilde hörte nicht auf zu lachen. Nun wurde es dem Franz aber doch zu „ähnfeltch“ [einfältig], er ergriff die Diskussion und sagte zur Mathilde: „Soog’ mr nur emol, Mathilde, de host wuhl geistliche Übernachtung, bei dir is wuhl ewas lucker wurn [Sag’ mir nur mal, Mathilde, du hast wohl geistige Übernachtung, bei dir ist wohl etwas locker geworden]?“ Jetzt fing die Mathilde an: „Hahahaha, na suwos, hahaha, dear Pfeiffersch Walter, hahaha, su e verricktes Luder, was dear, hahaha, nein unner Friedel sei Album, hahahaha, geschrieben hot, hahahaha“. „E“, sagte der Franz, „mach nur kä Brie [Brühe], ‘s wird net esu schlimm senn. Weiss nur emol hear.“ Die Mathilde konnte sich einfach nicht beruhigen. Der Franz nimmt das Album, liest und fängt an zu lachen. „Nu härt mr ober auf [nun hört mir aber auf]“, sagte die Hermine, „leas doch emol vier [lies doch einmal vor]“. „Nu“, sagte der Franz, so gut wie er „ver“ [vor] Lachen konnte, „horcht drauf, was dear Schulgunge [Schuljunge] nein’s Album geschriebn hot“:

**„In der Blüte Deiner Jahre,
Mitten drinn in Kampf und Streit,
Liegst Du nun auf der Totenbahre,
Ruhst aus in alle Ewigkeit.
Dies wünscht Dir Dein Schulkamerad
Walter Pfeiffer“**

Wie sie sich nun „alle mienannerzesammen“ [alle miteinander zusammen] beruhigt hatten, sagte der Franz: „Na wißtr, hä gealle, dos kenntr dean Gunge net iebel neammen, dear wullts gut mähen, wullt en schenn Versch schreiben, hot kenn glei gewußt unn hot do ähnfach aus dr Zeitung e Danksagung abgeschriebrn [Na, wisst ihr, hä gelle, das könnt' ihr dem Jungen nicht übel nehmen, der wollt's gut meinen, wollt' einen schönen Vers schreiben, hat keinen gleich gewusst und hat da einfach aus der Zeitung eine Danksagung abgeschrieben].“ M. H.

Zellröder Geschicht'n; Viertes Bändchen (1927)



128. Dreierlä Bankkonto.

In der „Pappel“ draußen in Meinersdorf bei'n Trommersch Heinrich [Gasthaus „Trommer“] saßen an einem Sonntag-Nachmittag ein paar alte „Leite“ mit ihren Weibsen [Weibern] beisamm'. Es waren kleine Handwerker und Geschäftsleute, die sich früher zum Mittelstand gerechnet haben. Sie haben über dies und jenes diskutiert, meistens war aber das Gerede davon, dass es hinten und vorne nimmer zulangen tāt, „unnesunochenannerfort“ [und so nacheinander fort]. Es war noch zur Inflationszeit. Da sagte der Eine:

„Wisst ihr's, jetzt gibt auf der Bank ‚dreierlä' Konto, ich war gestern drin auf der Kommerzienratsbank, da mir's der , was ‚do drinne' ‚n Inspektor macht, gesagt.“

„Ja, nu“, sagte der Andere, was du nicht sagst, ‚s ist doch heute alles möglich. Was sind den das für Konten?

„Nu“, sagt der andere wieder, „da horcht nur einmal her, ich will’s euch einmal ‚ausenannerposementiern‘, also passt auf: Früher gab’s doch nur ‚Soll‘ und ‚Haben‘, und jetzt gibt’s noch eines, das heißt: ‚Sollgehabhaben‘, das ist etwas ganz Neumod’sches, das haben sie erst ausgetüfelt, das sind doch vielleicht ‚fichtne‘. Nu, und die Sache war so: Ich hab doch die vorige Woche fünfunddreißig Million ‚neingeschafft‘ und die sind auf das Konto ‚Haben‘ von dem Schreiber ‚aufgeschriebn‘ worden. Das war zu der Zeit ein Wert von, woll’n einmal sagen, einer Mark zwanzig ‚Pfennche‘, wenn ich nu’ das Geld wieder runter hol’, da wird’s auf das Konto ‚Soll‘ ‚aufgeschriebn‘. Da mir nun der Dollar etwas zu einfältig auf der Tonleiter angestiegen ist, hab’ ich gedacht, jetzt wird’s aber Zeit, dass du deine paar ‚Pfennche‘ wieder holst. Ich ‚wärg‘ [geh’] in die Kommerzienratsbank, leg’ mein Buch hin und sag zu dem ‚Scheinwearer‘ [Scheinwerfer], der da mit seinen ‚Pfuten‘ [Händen] in so einen Haufen Scheinen ‚rumwühlt: Herr ‚Gealdrausgeber‘, geben sie mir mein Geld wieder raus, was ich ‚drubnschtenn‘ [drauf stehen] hab’, es hat doch keinen Zweck, dass man spart.“

„Schön“, sagt’r, „Herr Heampl, das können’s se haben.“ Er schmeißt mein Buch aus dem Glaskasten raus, zu einem Anderen, der nu’ seinen Vers auch noch dazu geben musst’, und zählt mir fünfunddreißig Millionen hin.

„Nu hä“, sag’ ich, „das kann aber nicht stimmen, was soll ich damit anfangen, das sind ja bloß noch nach dem reellen Wert ‚fuffzn Pfennche‘ [fünfzehn Pfennige], ich hab’ doch vor acht Tagen eine Mark zwanzig ‚Pfennche‘ eingezahlt, so viel müsst’ ich doch heute auch wieder rauskriegen. Wisst’r was er da machte, er ‚schecktet‘ so eine dämliche Lache auf und sagte: Herr Heampl, was an der Markzwanzig noch fehlt, das haben wir auf das Konto ‚Sollgehabhaben‘ geschrieben. Na, sag’ ich, wenn’s se wieder einmal einen brauchen, auf’n Rollmops zu laden, sie wissen nun, wo ich wohne.“



Nun fielen gleich die „Weibsen“ ein: „Da geht’s uns wohl auch so, mir haben auch noch eine schöne Portion ‚ubn‘ [oben] stehen, die wollen wir nur an’s ‚Bän‘ [Bein] schmieren, oder in die ‚Feieresse‘ [Schornstein] schreiben, es ist euch doch ‚wosserschrecklichs‘ [was Erschreckliches].“ M. H.

So oder ähnlich ...

Gottfried Thumser, Zeulenroda

In den späten 1940er und 1950er Jahren machte der in Zeulenroda lebende Josef „Sepp“ Wenig⁹ durch enorme Arbeitsleistung und Normerfüllung als Hauer, Brigadier und Obersteiger bei der SDAG WISMUT nachhaltig auf sich aufmerksam, was später mit zahlreichen Auszeichnungen und Orden honoriert wurde.

Ähnliche Verdienste erwarb sich sein Bergmannskollege Adolf Hennecke, der dem sowjetischen Aktivisten Alexej **Stachanow** nacheiferte und medienwirksam eine Hochleistungsschicht fuhr. Diese Normübererfüllung wurde zum Auslöser der nach ihm benannten „Hennecke-Bewegung“.

Einmal wurde Sepp Wenig gefragt, warum seine überragende Normerfüllung und Arbeitsleistung bei der Wismut nicht annähernd so bekannt sei, wie die seines Kollegen Hennecke. Darauf antwortete dieser:

„Kannst Du Dir als Genosse eine ‚Wenig – Bewegung‘ vorstellen?“

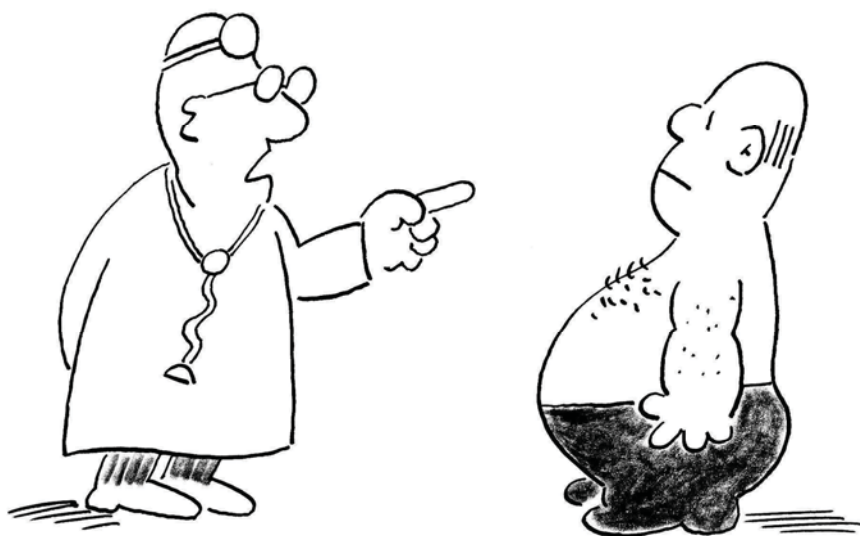
So oder ähnlich könnte der kurze Dialog stattgefunden haben!



Oben: Walter Ulbricht mit Sepp Wenig
Foto: Bundesarchiv

Links: Volkskammerabgeordneter Sepp Wenig (li.) und Zeulenrodas Bürgermeister Werner Meißner am Vorabend des 30. Jahrestages der DDR zur Einweihung des 1. Bauabschnittes der W.-Pieck-Straße (Greizer Straße) 1978-79!
Foto: Sammlung H. Müller

⁹ * 17. Juli 1896 in Leiter (Sudetenland); † 16. April 1981 in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz)

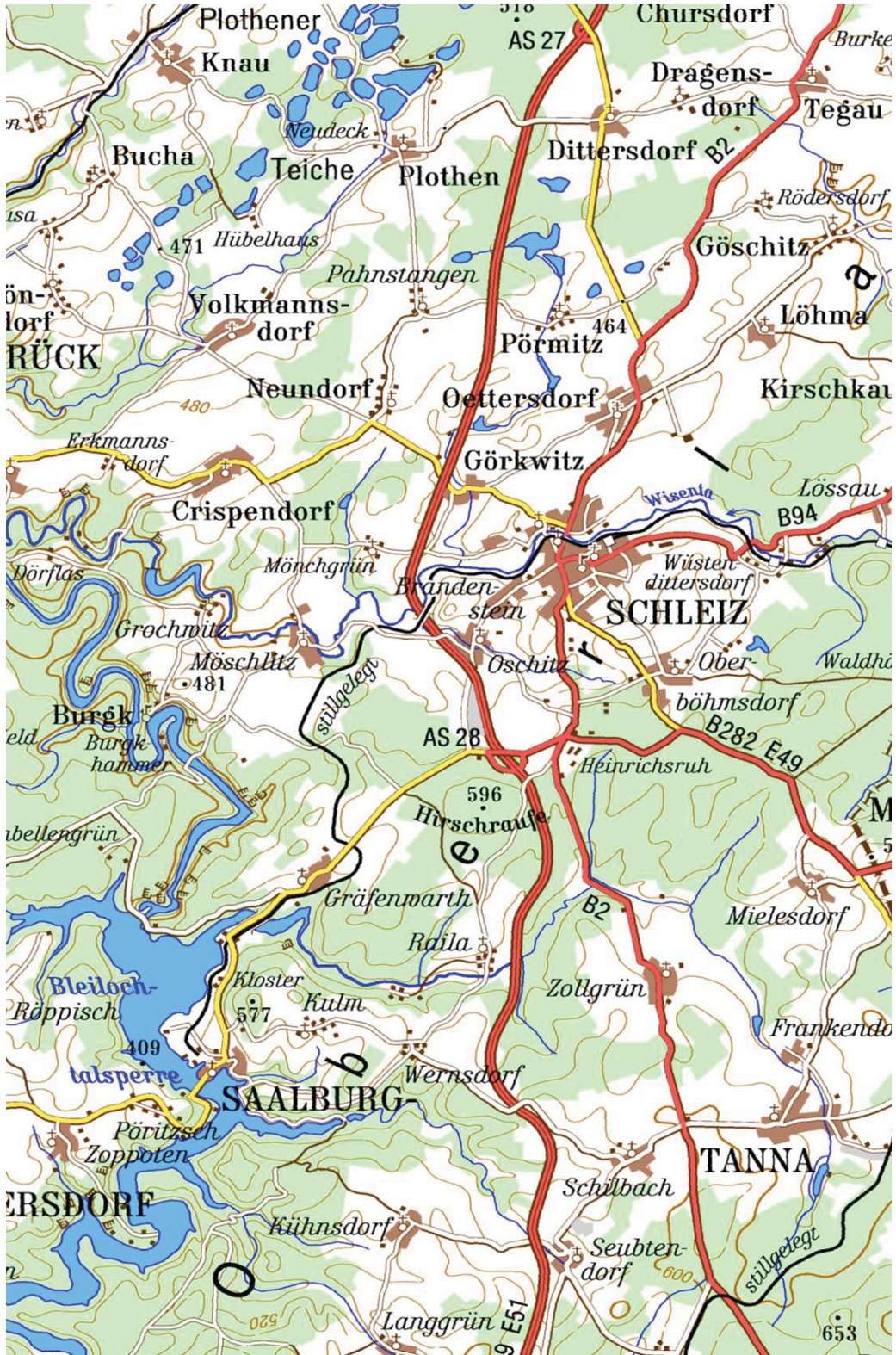


Na sowas!

(Manfred Sondermann, Zeulenroda)



Schleiz
SCHLEEZ



Inhalt

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1994	253
• Jugenderinnerungen einer alten Schleizerin	
Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1995	257
• Schleizer Ausflugslokale in alter Zeit	
• Die Schleizer „Holzmotorräder“	260
Ostthüringer Volksbote 1948	262
• Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland	
Reußischer Volksbote 1925	263
• Die Badestube zu Unterkoskau.	
Reußischer Volksbote 1926	267
• Ein Jahr der Pestilenz.	
Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1933	274
• Des Reußischen Oberlandes letzter Schafmeister.	
Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931	275
• Meister Fürst.	
• Hier fliegen bunte Falter - für die Jugend und das Alter. [1]	276
• Wie mein Großvater einmal den Teufel an den Hörnern gepackt hat.	277
• Das erste und zweite Kartoffelgericht.	278
• Hier fliegen bunte Falter - für die Jugend und das Alter. [2]	279
Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 2001	281
• Ein Schleizer Pfarrer erzählt aus Kindheit und Jugend zur Kaiserzeit	
Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1995	296
• Kurzgeschichten aus Seubtendorf	
Erinnerungen an Schleiz	298
• Zum Geleit	
• Winterfreuden	298
• Stollensteuer	300
• Der Zeitungsjunge	300
• Kartoffelfeuer	301
• Wenn der Herbstwind weht	302
• Auf dem Brauereiteich	303
• Im Kino	304
• Das nächtliche Bad	305

Schleizer Geschichten	307
• Das ist unser Feuer!	
• Feuerwehr im Einsatz	310
• Der ewige Krieg	310
• Hochwasser	311
• Im Flussbad	312
• Blauer Dunst	313
• Der Landfilm kommt	315
Oberlandbote – Heimatzeitschrift der Kreise Schleiz und Lobenstein 1958	316
• Luhmstänger un Schläzer Geschichten	
Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1926	318
• Geschichten und Schnurren aus dem alten Schleiz.	
Oberland – Jugendblätter für Volks- und Heimatkunde 1924	320
• Als wir zum erstenmal die Eisenbahn sahen.	
Werbepostkarte Gräfenwarth (Sammlung A. Isnardi)	322

Heimatjahrbuch

des Saale-Orla-Kreises

Ruth Müller

Jugenderinnerungen einer alten Schleizerin

Nach langer Zeit fuhr ich neulich einmal wieder die Greizer Straße hinaus und staunte nicht schlecht, mein damals ganz einsam am Schießhausweg stehendes Elternhaus nur noch mühsam unter vielen Häusern, Hallen und Baracken entdecken zu können. Der untere Schweinsberg und seine grüne Landschaft sind der wachsenden Zivilisation gewichen.

Nun holt mich die Erinnerung ein, und ich möchte — vielleicht mit alten Schleizern gemeinsam — kurz in die Zeit der 20er und 30er Jahre zurücktauchen. Um wieviel anders ging es damals in der Welt zu! Kaum sind in einer Epoche so einschneidende Umwandlungen und Fortschritte erfolgt, wie in den letzten 60 Jahren! Umso mehr liebt man heute den Blick zurück.

Damals hatte der Schießhausweg zwei Höhepunkte im Jahr, die wir als Anwohner aus erster Hand erlebten. Im Sommer war es das Schützenfest, das sich schon Tage vorher durch die Anfahrt der Schaustellerwagen bemerkbar machte. Die kleinen Pferde hatten den steilen Berg hinauf Schwerstarbeit zu leisten, und ich bedauerte sie sehr, wenn sie durch Peitschenhiebe und Flüche angetrieben wurden. Das Fest begann mit dem Festumzug der Schützen durch die Stadt bis zum Schützenhaus. Voraus fuhr der alte Schützenkönig in einer geschmückten Kutsche. Auch der hölzerne Adler, an dem die schmuck uniformierten Männer dann ihre Treffsicherheit erprobten, wurde mitgeführt. Eine ganze Woche dauerte der *Kampf* um die besten Abschüsse, denn zum Schluss war nur noch die Stange übrig vom stolzen Vogel, und der neue König ermittelt.

Bei dem großen Volksfest bildeten Essen und Trinken den Rahmen für allerlei Belustigungen. Eine Reitschule — manchmal mit lebenden Ponys — und eine Luftschaukel waren zur Stelle; Los- und Schießbuden waren auf der Wiese aufgebaut. In einer konnte man sogar Blumen gewinnen. Jedes Jahr hoffte ich, ein Blumentöpfchen nach Hause tragen zu können, doch sooft ich auch lose,

nie hatte ich das Glück. Am letzten Tag war das Kinderfest mit einem Umzug und Belustigungen für die Kleinen.

Im Winter kam der Schießhausweg wieder in den Blickpunkt. Wenn erst mal Bahn gemacht war, diente er als lange, nicht ganz ungefährliche Rodelbahn. Jedoch traf sich die Schuljugend meist zum Schlittensfahren auf der Viehweide hinter dem Kammergut.

Die Rodelgeräte waren vielfältig, von den einfachen *Käsehitschen* bis hin zum selbstgebauten Bob. Damals machte der Winter seinen Namen alle Ehre, Kälte und viel Schnee erstreckten sich über Monate.

Die Advents- und Weihnachtszeit war im Elternhaus recht heimelig. Im Keller hatte Vater seine kleine Werkstatt, wo unter seinen geschickten Händen allerlei Spielzeug und Gebrauchsgegenstände entstanden. Ein großer, aufregender Tag war das Stollenbacken. 20 Pfund Mehl und mehr, mit all den vielen Zutaten, brauchten ebenfalls Vaters kräftige Hände zum Kneten. Der Backtrog wurde dann mit all dem kostbaren Inhalt in Decken verpackt und zumeist mit dem



Schlitten zur Kellermanns Änne zum Backen transportiert. Einmal rutschten die frischgebackenen Stollen vor der Gartentür in den Schnee und einige zerbrachen — na, war das ein Pech! Aber geschmeckt haben sie trotzdem noch. Der Weihnachtsbaum, eine große Weißtanne aus dem Bayerischen Wald, wurde auf dem Markt bei Wintersteins gekauft. Vor dem Fest musste auch der Karpfen besorgt werden. Zu meinem großen Leidwesen wurde ich dazu ausersehen, das lebende Tier bei Schwenders in der Braugasse zu holen. Der Weg war weit, und ich stand Ängste aus, dass der Karpfen unterwegs aus der Tasche schnippt.

Am Heiligabend ging es natürlich nach der traditionellen Stollenverkostung zuerst in die Christmetten in der Stadtkirche. Anschließend erschallten vom Rathausturm Weihnachts-Choräle. Beim Heimweg konnten wir schon hinter manchen Fensterscheiben brennende Baumkerzen entdecken, was die Vorfreude in Aufregung umschlagen ließ.

Doch das Abendbrot — Sauerkraut mit Hering! — mussten wir noch über uns ergehen lassen, bis endlich in der guten Stube die Tür geöffnet wurde. In diesem Zimmer wurde nur selten, etwa zu Feiertagen, geheizt, und es wurde darin auch nie richtig warm.

An die Schulzeit erinnere ich mich noch gern. Tüchtige Pädagogen vermittelten uns eine recht gute Allgemeinbildung. Freude und Entspannung kamen dabei nicht zu kurz. Klassenkameraden als auch Lehrer blieben nicht verschont von vielen Streichen — wobei im Aushecken derselben manche Mitschüler wahre Meisterschaft entwickelten. Nicht immer war der Erfolg das große Lachen, manchmal mussten wir auch eine Strafe in Kauf nehmen. Damals trugen wir stolz unsere Schülmützen, die jedes Jahr der Kürschner Neupert in der Bahnhofstraße maßgerecht und der Klassenfarbe entsprechend neu anfertigte. In den Wintermonaten hatten ältere Schüler ein besonderes Vergnügen, zwischen 5 und 6, wenn die Dämmerung hereingebrochen war, fanden wir uns auf dem *Bummel* ein. Mit Freundinnen wurde die Teichstraße hinauf und hinunter flaniert, wobei der schönste Augenblick immer der war, wo man beinahe auf Tuchfühlung an *ihm* vorbeischlenderte. Im Sommer verbrachte die Jugend die Freizeit im Schwimmbad nahe dem Wehrteich, ein als Schwimmbecken vorgerichteter Teich, aus dem Wasser der Wisenta gespeist.

Es war unzementiert und schlammig, über glitschige Holzleitern gelangte man ins *Tiefe*. Das Schwimmen lernten wir an der Angel beim Bademeister Breyk. Das schlammige Wasser hat uns damals nichts ausgemacht, auch wenn man mal geschluckt hatte, bekam man bestimmt keine Chlorvergiftung. Der Bademeister verkaufte auch die von uns sehr beliebten *Fischsemmeln*, kleine für 5 und große für 10 Pfennige. Doch waren die Fünfer dafür rar, für das *saure Zeug* schon purer Luxus.



Ansichtskarte 1933 (Sammlung B. Franze)

Sonntags ging's ans Wandern. Zusammen mit Verwandten und Bekannten unternahmen wir große Touren, z. B. nach Langenbuch oder über den Königsberg nach Lössau. Da ging es lustig zu und es wurde viel gesungen. Den Kuchen nahmen wir von zu Hause mit, und in einer Gastwirtschaft wurde eine große Kanne Malzkaffee bestellt. Wenn wir Kinder zu sehr geschafft waren, fuhren wir mit der *dicken Berta* heim, diesen Spitznamen hatte die Bahn von Schönberg nach Schleiz. Sie war wirklich ein Original, angepasst der damaligen gemütlichen Zeit. Kam in Schleiz mal ein verspäteter Fahrgast die Bahnhofstraße hinterher gerannt, fuhr sie auch noch mal ein Stückchen zurück, um ihn mitzunehmen. In der 4. Klasse waren ganz einfache Holzbänke mit viel Platz für Traglasten, während in der 3. Klasse schon die geschwungenen Lattenbänke waren. In den Waggons standen eiserne Ofen, die im Winter vom Schaffner geheizt wurden. Er musste bei der Fahrkartenkontrolle von einem Abteil zum anderen an der Außenseite des Waggons entlangklettern, während der Fahrt und bei schlechtem Wetter keine leichte Sache. Durch die Waldstrecken hub die Lokomotive ein gemütliches Bimmeln an, damit Mensch und Tier sich nicht vor dem nahenden Ungeheuer erschreckten.

Zur alten, sehr beliebten Tradition in Schleiz gehörte der Heinrichsmarkt. In der Straße der Heinrichstadt waren Buden aufgebaut; auf dem Topfmarkt wurde Porzellan und Steingut billig angeboten, und das besonders Echte war, dass viele Privathäuser Bier ausschenkten. Aus diesen Häusern hing dann eine Stange mit einem band-geschmückten grünen Kranz, der den Ausschank auswies. Dort war die gute Stube ausgeräumt und zum Gasträum umfunktioniert. In der Jahnturnhalle wurde getanzt, aber auch im Hei-ho (Heinrichstädter Hof). Dieses Lokal diente damals als Kino. Vom Fernsehen wussten wir seinerzeit noch nichts, und auf die Ufa-Filme waren wir regelrecht versessen. Wenn eine Filmrolle abgespielt war, musste umgespult werden, da nur ein Projektor vorhanden war. In der Pause ging der Wirt durch die Stuhlreihen und bot Bier an. Limonade zu verkaufen, hätte sich erübrigt, denn wir Schüler bekamen nur 25 Pfg. Eintrittsgeld auf die Hand, mehr Ansprüche kamen uns ohnehin nicht in den Sinn. Im Saal wurde in der Pause mittels einer Spritzflasche Fichtennadelaroma versprüht — und dann ging es weiter.

Zu den traditionellen Märkten gehörte auch der Wiesenmarkt, sein Standort war an der Oschitzer Straße, wo jetzt u. a. das Wisentahaus steht. Auf die Stadt- und Landkundschaft übten vor allem die Marktschreier eine große Anziehungskraft aus, besonders wir Kinder hatten an diesen Buden einen festen Platz. Wenn dem lautstarken Schwadronierer die geldlosen Gaffer dann zu bunt wurden, bekamen wir zu hören: „*Kleene ge heim, deine Mutter will de Kinner zähl!*“. Gardinen, Wäschespitzen, Hosenträger und viele Kurzwaren pries er an, und man dachte, er verschenkt alles.

Aber der Höhepunkt des Jahres war für uns Schleizer zweifellos das Dreieckrennen, unser Städtchen rückte in internationales Interesse. Was war das für ein Fluidum schon im Voraus, das die Straßen und Gassen durchzog! Als

wir später ausgeflogen waren, war das Rennen noch ein magischer Anziehungspunkt zum Treff der Schleizer.

Schon beim Training bekamen wir wegen des starken Motorenlärms schulfrei und waren natürlich an der Rennstrecke zu finden. Für die vielen herbeiströmenden Zuschauer hatten die Schleizer ihre Gehöfte, Gärten und Felder als *bewachte Parkplätze* zur Verfügung gestellt und winkten an den Zufahrtsstraßen die Kundschaft herbei. Für uns junge Mädchen kam zu der sportlichen Begeisterung noch die Schwärmerei für die tollen Rennfahrer, und es war ein Extraerlebnis, wenn man sie mal aus der Nähe zu Gesicht bekam.

Es sollte auch unsere kleine Musikschule bei Musikdirektor Locher Erwähnung finden, die Kulturveranstaltungen umrahmte, Konzerte und Theateraufführungen bestritt und sonntags die *Schlossmusik* im Schlosspark veranstaltete. Lochers Kapelle war überall dabei und ein Stückchen vom alten Schleiz.

Viel wäre noch von **damals** in Schleiz zu berichten, doch passt es nicht mehr in diesen Rahmen. Es bleibt das Fazit: unsere Jugend war eine friedvolle, glückliche Zeit, die mit dem 2. Weltkrieg dramatisch beendet wurde.

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1994

Ruth Müller

Schleizer Ausflugslokale in alter Zeit

Schöne Erlebnisse in unserer Jugendzeit ranken sich um unsere Sonntagsausflüge, bei denen wir weiter weg oder in der Nähe von Schleiz Einkehr hielten. Die Auswahl unserer Wanderziele war groß und somit immer Abwechslung geboten. Die Beine wurden dabei nicht geschont, und es setzte keinen in Erstaunen, wenn wir singend durch die Wälder und Fluren zogen.

Für uns Kinder gab es überall interessante Punkte zu entdecken, die Gaststätten hatten wir nach unseren Belangen klassifiziert. So rangierten voran diejenigen Lokale, die Kinderspielflächen anboten. Führte der Weg in Richtung Oschitz, freuten wir uns schon auf die Schaukeln in der



Ansichtskarte 1914 (Sammlung D. Ludwig)

EREMITAGE. Im schattigen Garten dieser hübschen Gaststätte tranken die Eltern ihren Kaffee. Über dem Amorfelsen, wo der zur Rundbank gestaltete Pilz zum Ausruhen einlud, war der Weg recht reizvoll.

Auch ins KAFFEESCHLÖSSCHEN führte uns manchmal der Weg, wo zwei ältere Schwestern eine familiengerechte Bewirtschaftung betrieben. Es war damals das Stammlokal des alten Direktor Mergner, der in einer kleinen Fensternische seinen ihm vorbehaltenen Stammplatz hatte. Ich entsinne mich noch, dass mein Onkel ihn einmal in Bedrängnis brachte, als er absichtlich vor dem alten Lehrer dort Platz genommen hatte. Nach dem sichtbaren Schrecken des alten Herren räumte der Onkel aber gleich das Feld.

Über Oschitz hinaus wanderten wir ins GRÄFENWARTHER CHAUSEEHAUS und kehrten bei der Familie Hetzer gerne ein. Hier war der Spielplatz über der Straße, der den Kindern aufkommende Langeweile vertrieb. Beim heutigen Autoverkehr wäre die Überquerung der Straße sicher nicht für Kinder tragbar.

Schon damals war Burgk ein sehr beliebtes Wanderziel. Eingekehrt wurde im Gasthaus HOFFMANN. Hier saß man am liebsten im großen Garten. Waren wir über den Kobersfelsen gewandert, ergab sich in der Gastwirtschaft BURGKHAMMER eine geruhsame Einkehr bei der Familie Däumer.

Für einen kürzeren Ausflug bot sich nach einem Spaziergang durch den Heinrichruher Park oder über die Kirschallee das Hotel LUG-INSLAND an, schon damals im Besitz der Familie Pätzold. Hier gab es für uns Kinder eine besondere Attraktion im schattigen



Werbepostkarte undatiert (Sammlung A. Isnardi)

Kaffeegarten: eine lebensgroße Henne aus Blech wartete darauf, dass wir sie mit Groschen fütterten, dann legte sie unter lautem Spektakel ein Ei, ebenfalls aus Blech. Öffnete man es, konnte man sich die süße Füllung einverleiben und hatte noch immer ein Spielzeug.

Über den Buchhübel gelangten wir in Grimms Gaststätte WEIDMANNSSHEIL in Oberböhmisdorf, die sonntags vor allem für die Jugend Anziehungspunkt war. Heute würde man dazu Disko sagen, denn nach Schallplattenmusik und

bei sich drehenden, bunten Eckleuchten wurde gern und eifrig getanzt. Vorbei am Pulverturm führte der Weg ins WALDSCHLÖSSCHEN. Hier war bei der Familie Örtel für gute Bewirtung im Schatten sehr alter Fichten gesorgt, und auch ein Spielplatz bot Unterhaltung für uns Kinder.

Wisentaaufwärts, vorbei am Wehrteich, der Holzmühle und der Schinderei wanderten wir nach Wüstendittersdorf, wo die Gaststätte WALDHORN ein schönes Ausflugsziel war. Ob in der Gaststube, auf der Veranda oder im Garten, überall steckte man bei der Familie Kalbitz gern die Beine unter den Tisch.



Werbepostkarte undatiert (Sammlung A. Isnardi)

Gingen wir die Lössauer Straße hinaus, konnte man im FELTSCHLÖSSCHEN bei Familie Friedberger Einkehr halten. Den Rückweg traten wir über den großen Schweinsberg an. Entlang an Feld- und Wiesenrainen waren wir schnell wieder daheim. Solange die Sonne noch spät unterging, wurden aber große Sonntagstouren gemacht. Über den Schweinsberg und Königsberg liefen wir stundenlang durch den Wald. Manchmal preschte ein Rudel Rotwild über den Weg. Seltener bekamen wir das scheue Muffelwild zu Gesicht. Als wir endlich unser Wanderziel, die BAHNHOFWIRTSCHAFT LANGENBUCH der Familie Sachs erreicht hatten, waren die Kinderbeine noch längst nicht so müde, dass wir nicht bald unter den alten Fichten auf Schaukel und Wippe herumgetollt hätten. Wir freuten uns ja auf die Heimfahrt mit der BIMMELBERTA, die einen besonderen Anreiz bot. Auch am Bahnhof Lössau kehrten wir bisweilen ein oder in der Gastwirtschaft im Dorf.



Werbepostkarte undatiert (Sammlung A. Isnardi)

Noch längst sind nicht alle Ausflugsmöglichkeiten der damaligen Zeit erwähnt worden, wie zum Beispiel die HOHNOFENMÜHLE bei Görkwitz, die WALKMÜHLE und die GLÜCKSMÜHLE, die für Ausflüge der Schleizer Einkehr boten. Wenige Gaststätten sind davon heute noch vorhanden, und wenn, dann wartet man auf weitgereiste Gäste, denn statt eines Kinderspielplatzes ist ein möglichst großer Parkplatz der nötige Anziehungspunkt.

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1995

Erich Schmeißer

Die Schleizer „Holzmotorräder“

Zum bedeutendsten Sportereignis in Schleiz wurde in den zwanziger Jahren das Dreieckrennen. Über Nacht war die Stadt in Deutschland bekannt geworden, im Oberland war das Rennfieber ausgebrochen. Viele Schleizer Buben brachten ihre Begeisterung für den Motorsport auf besondere Art zum Ausdruck. Da der Besitz eines eigenen Motorrades nur Wunschtraum sein konnte, schaffte man sich Ersatz mit Holzmotorrädern (so nannte man sie im Volksmund) – Marke Eigenbau.

Als Baumaterial dienten zunächst ausrangierte Kinderwagenräder, Balkenreste und Holzlatten. Dem Erfindergeist waren keine Grenzen gesetzt. Zur Verbesserung der Straßenlage wurden bald Räder nicht mehr einsatzfähiger

Fahrräder eingebaut, der Motorblock (u. a. mit querliegenden Zylindern) hatte oft sein Vorbild in den damals bekannten Motorradmarken DKW, NSU und BMW.



Bergauf musste man sein Motorrad schieben, und das geschah – solange es die Kräfte zuließen – häufig im Laufschrift. Bergein saß man geduckt in Rennfahrerhaltung auf seinem Fahrzeug, um so die Geschwindigkeit zu erhöhen. Auf ebenen Strecken sorgten Beine und Füße für den Antrieb wie einst beim Laufrad des Karl v. Drais. Um allem die Krone aufzusetzen, veranstalteten die Besitzer dieser Eigenbauräder an Sonntagen auch Rennen. Die Rennstrecke (ein kleineres Dreieck) lag im Raum des Langenbacher Weges und der Hohle mit einer Haarnadelkurve an der Verzweigung dieser beiden Wege. Ob es bei diesen Rennen auch Klasseneinteilungen gab, weiß ich nicht mehr. Aber Siegerehrungen mit Preisverteilung fanden auf jeden Fall statt. Die Preise hatten einheimische Geschäftsleute gestiftet. Das Foto entstand an einem Sonntagmorgen 1926 bei der Heinrichsruher Kurve, als dort der Kontrollpunkt einer Fuchsjagd eingerichtet war, die eine sächsische ADAC-Ortsgruppe veranstaltete. Wir Schleizer Buben hatten davon erfahren und waren nach Heinrichsruhe geeilt, um die durchfahrenden Autos zu bestaunen. Ein Teilnehmer aus Plauen war sofort aus seinem Auto gestiegen, als er uns entdeckt hatte und hielt uns im Bilde fest.

Die Motorradfahrer stammen aus der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Straße, der Kirschkauer Gasse und vom Katzenbuckel.



Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland Nacherzählt von Robert Hänsel

Früher wurde alljährlich der Kirchturm in Schleiz vom Schieferdecker bestiegen, um notwendige Reparaturen vorzunehmen. Zwei Knirpse hatten sich auf dem Kirchplatz niedergelassen und schauten dieser gefährlichen Arbeit zu. Gegen Mittag schien der Magen der Jungen in sein Recht eintreten zu wollen, denn der größere nahm den kleineren bei der Hand und sagte: **„Komm nār, wir wölln hām, der porzelt heit ämal niet runter.“** Beide

trottelten von dannen.

*

Der Fabrikant J. in Schleiz liebte es, seine Mitbürger zu necken; insbesondere hatte er es auf den Kaufmann K. abgesehen. Als beide gemeinsam vom Stammtisch nach Haus gingen, bat K. seinen Freund J., das Necken doch zu unterlassen. Darauf erwiderte dieser: „Bei mir kommt jeder dran, und Sie sind mir immer der Liebste“. K. wusste sich aber auch gelegentlich zu rächen. J. kam von einer Badekur zurück und erzählte am Stammtisch, der Erfolg der Kur wäre großartig, er habe 17 Pfund abgenommen. K. sieht den Erzähler über die Brille an, dann sagt er trocken: **„An der Gusch merkt man aber nichts!“** Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite.

*

Als Stadtmusikdirektor L. der Ältere seine Kapelle in der engen Pforten-Gasse in Schleiz aufmachte, äußerten die Nachbarn starke Bedenken über Belästigungen durch das tägliche Üben der Musiker. Einen Schutzmann, der den Musikdirektor auf diese Bedenken hinwies, beschwichtigte er mit den Worten. **„Ist ganz unmöglich, die blasen ja alle hintenaus!“** Womit er natürlich das nach dem Mühlgraben liegende Hinterhaus meinte.





Die Badestube zu Unterkoskau.¹

In allen Städten – auch in den kleineren – wohnen heute Ärzte, die bei dem hohen Stand der heutigen Heilkunst den Kranken erfolgreich mit Rat und Tat zum Wohle ihrer Gesundheit beistehen und auch den Bewohnern benachbarter Landorte in dringenden Fällen schnell zur Hand sein können. Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der Ärzte nur in größeren Städten zu finden waren und auch dort kaum ein genügendes Auskommen hatten. Das war im 13. Jahrhundert, als die Universitäten die Heilkunst eben erst unter die

Wissenschaften aufgenommen hatten. Ehe sich ein besonderer Ärztestand bildete, waren die Klöster die Pflegestätten der Heilkunde gewesen. Dann aber nahmen sich die aufblühenden Städte derselben an und förderten gleichzeitig das Apothekenwesen, das zuvor ebenfalls in den Händen der Mönche gelegen hatte. Größere Städte richteten Spitäler ein und stellten Stadtärzte an. Aber was waren diese wenigen gegenüber dem Heer der Volksheilkünstler, die sich als Kurpfuscher, Wunderdoktoren und Quacksalber namentlich in den unteren Volksschichten und auf dem Lande betätigten! Wenn schon die Ärzte damals den großen Volkskrankheiten, besonders der Pest gegenüber nahezu machtlos waren, so richteten die Kurpfuscher noch dazu großen Schaden an der Volksgesundheit an. Im Mittelalter gab es noch einen niederen Ärztestand, den Stand der Bader, der lange Zeit eine umfangreiche Tätigkeit ausübte.

Auch in vielen Städten und manchem Dorfe des Vogtlandes gab es Badestuben, in welchen Bader ihr Handwerk trieben. Man benützte den Besuch einer Badestube außer zu Wannen- und Schwitzbädern mit, um sich Haare und Nägel verschneiden, den Bart stutzen, überhaupt mancherlei körperliche Säuberungen vornehmen zu lassen, so dass der Bader, der sehr oft zugleich Wundarzt war, genug zu tun hatte.

Der Wundarzt des Mittelalters war ein anderer als der unserer Tage. Man teilte die Krankheiten in innerliche und äußerliche und überließ die Heilung der ersteren dem Arzte und die der letzteren dem Wundarzte. Allgemein war die Meinung herrschend geworden, dass zu den Eigenschaften des Wundarztes

¹ Quellen: Unser Vogtland von Dr. Gottfried Doehler, Band III, Gemeinderechnung zu Unterkoskau.

weiter nichts gehöre, als einen Bart zu scheren, Pflaster zu streichen, eine Ader zu öffnen, zu schröpfen² und Beinbrüche zu heilen. Es ist bekannt, dass die Heilung von Beinbrüchen meistens von Scharfrichtern unternommen wurde. Daran dachte man gar nicht, dass zu einem Wundarzt ein ebenso gebildeter Mann gehöre als zu einem Arzte. Barbieri, Bader und Wundärzte vereinigten sich in Innungen. Auch in Koskau befand sich eine Badestube, und der hiesige Meister gehörte schon 1606 der Innung des ehrbaren Handwerks der Barbieri, Bader und Wundärzte an.



Mittelalterliche Darstellung der Tätigkeit eines Baders
(WIKIPEDIA)

Die Innung umfasste damals

die Orte Plauen, Oelsnitz, Neustadt a. O., Weida, Auma, Triptis, Ziegenrück, Berga, Greiz, Elsterberg, Pausa, Mühltroff, Koska, Gefell, Sparnberg, Schwand, Lichtenstein i. Erzgeb., Werdau, Neustedelein bei Schneeberg, Lengenfeld, Auerbach, Falkenstein, Adorf, Markneukirchen, Schöneck und Treuen. 1691 trennten sich die Barbieri von den Wundärzten. Die Barbieri durften nicht mehr schröpfen, „denn dieses“, so heißt es in ihren Innungsartikeln, „unterscheidet die Bader von den Barbieren.“

In Koskau nahm die Gemeinde, wie aus noch vorhandenen Gemeinderechnungen von 1699 bis 1717 zu ersehen ist, in diesen Jahren durchschnittlich jährlich 5 Aß 5 Groschen Pachtgeld für die Badestube ein. Sie sorgte andererseits für bauliche Instandhaltung. Auch die Namen einiger Badestubenpächter sind bekannt. 1634 verstarb hier der Bader Conrad Eichelbauer. Am 3. Mai 1653 bewarb sich ein Bader Johannes Graf, der im 30jährigen Krieg in der kaiserlichen Armee lange Zeit Feldscher gewesen war, bei der Innung darum, sich hier als Meister niederlassen zu dürfen. 1700 zahlt Thomas Peip 8 Aß, 8 Groschen Pachtgeld. Von 1701-1717 hatte Meister Hans Ernst Winter die Badestube gepachtet. Ein Pachtbrief von 1735 besagt, dass an Stelle des Meisters Hans Peip der Bader Abraham Winter Pächter wird gegen 5 Gulden jährlichen Pachtbetrags.

² Schröpfen ist ein traditionelles Therapieverfahren, bei dem auf einem begrenzten Hautareal ein Unterdruck aufgebracht wird. Es wird typischerweise in der Alternativmedizin eingesetzt und zählt dort zu den ausleitenden Verfahren. Es ist in der ganzen alten Welt von alters her bekannt. Eine Wirksamkeit ist jedoch nicht nachgewiesen. (WIKIPEDIA)

Aus der Tätigkeit der Bader erfahren wir aus den vorhandenen Quellen sehr wenig. Im Kirchenbuche ist vermerkt, dass am 19. Februar 1625 hier eines Soldaten Weib verstarb, nachdem sie einige Zeit beim hiesigen Bader in der Kur gelegen. Am 6. Mai 1633 verwundeten die Soldaten den Jakob Korn in Ebersberg durch Schläge auf den Kopf so schwer, dass der hiesige Bader Eichelbauer, zu dem man ihn trug, nicht mehr helfen konnte.

Da in den nächsten Orten – außer später in Tanna – keine Badestube vorhanden gewesen zu sein scheint, wird die Koskauer auch von den Bewohnern benachbarter Orte benützt worden sein.



Unterhosskau.

Kirchen-Galerie der Fürstlich Reußischen Länder. (1842)

Jeder, der das Handwerk der Bader und Wundärzte rechtmäßig betreiben wollte, musste sein Meisterexamen abgelegt haben. Das konnte er erst nach vierjähriger Lehr- und 2-jähriger Gesellenzeit (Wanderzeit). Dann musste er dreimal das Handwerk muten, das

heißt, bei demselben seine Aufnahme als Meister beantragen, wobei er jedesmal eine Abgabe, den Mutgroschen, zu leisten hatte. Nach Ablauf einer $\frac{3}{4}$ jährigen Mutzeit fand die Meisterprüfung statt. In dieser musste er den Nachweis bringen, dass er wusste, wie Verletzungen, Knochenbrüche, Stich- und Schusswunden zu heilen, Geschwüre und Zähne zu behandeln, wie Salben und Pflaster herzustellen sind. Nach bestandener Prüfung erfolgte die Ablegung des Meistereides. Daran schloss sich gewöhnlich ein Essen auf Kosten des neuen Meisters. Bei einem solchen Innungsschmaus beleidigte der Tannaer Bader Johannes Schmidt den Bader Balthasar Schwabbauer und nannte ihn einen Büttel. Er musste zur Strafe einen Eimer Bier bezahlen.

Dass es neben den ehrbaren Badern auch genug Pfuscher und Störer gegeben hat, beweist die Tatsache, dass die zur Innung gehörenden Meister sich öfters beschweren mussten. Manchem Pfuscher, der zwar das Handwerk erlernt, aber keine Badestube besaß, wurde das Heilen bei Strafe verboten, damit den ehrlichen Badern nicht das Einkommen geschmälert wurde. So beklagten sich 1719 die Bader über den Scharfrichter Johann Michael Müller in Plauen, dass er kuriert, wiewohl die meistern Kuren übel ablaufen, die angenommenen Patienten teils „crepieren“, teils „miserable Personen“ würden. So habe er ein

Kind in Rodau um beide Augen gebracht. Der Herr Scharfrichter und seine Frau suchten natürlich darum nach, dass ihnen das Heilen auch fernhin gestattet werden möge. Ihrem Gesuche fügten sie mehrere Zeugnisse über wohlgelungene Kuren bei. Ein solches lautete: „Ich, Johann Gottfried Löscher, Zinngießer in Plauen, bin am 20. November 1718 mit meiner Frau aus Koska mit der Extrapost nach Plauen zurückgefahren. Da schlug der Postwagen unweit Kornbach um, und meine Frau hat sich dabei vom linken Arm die Kugel ausgefallen, wobei auch die Röhre zerschmettert wurde. Der Chirurg Johann Georg Böhme hat sie sieben Wochen unter der Kur gehabt, aber die Sache nicht ordentlich eingerichtet. Erst Frau Dorothea Müllerin, das Scharfrichters Johann Michael Müllers Ehefrau, hat sie vollständig geheilt.“ Die Zeugnisse nützten dem Scharfrichter jedoch nichts. Ihm und seiner Frau wurde das Heilen gänzlich untersagt.

Sicher gehörten die Bader zu Koskau später zu der für sämtliche Herrschaften der jüngeren Linie gegründeten Innung, deren ältester Artikel aus dem Jahre 1661 stammen und die 1691 und 1743 nochmal bestätigt wurden. **K. Müller.**

Reußischer Volksbote 1925



Alte Dorfstraße in Pöritzsch

Unser Oberland - Heimatbuch aus den Kreise Schleiz / Schleiz 1927



Ein Jahr der Pestilenz.

Dem Plothener Kirchenbuch nacherzählt
von Martin Müller.

1.

Um die Mittagszeit eines Maientages im Jahre 1610 fuhr hinter einer Reihe Lastgeschirre eine Kutsche, von Schleiz her kommend, durch den Hohlweg ins Dorf Plothen ein. Beim ersten Bauerngut bog sie nach rechts vom Hauptweg ab, und der Kutscher hielt sein Gefährt am Dorfteich vor der Furt des Baches an.

Als dem Wagen ein noch junger hochgewachsener Mann entstieg, öffnete sich zur Rechten das Tor eines Hauses, das sich von den anderen fünfzig Bauernhäusern Plothens und Neudecks

nicht unterscheiden ließ. Heraus trat ein alter würdiger Mann mit weißem Bart und schwarzem Rock. Es war der Pfarrer Michael Heroldt, der im Jahre 1608 sein Amt wegen hohen Alters hatte aufgeben müssen, nachdem er 53 Jahre den Dienst der Seelsorge in Plothen versehen hatte.

„Gottes Segen zum Einzug!“ klangen seine Worte dem Neuankommenden entgegen. „Und dass Euch ein längeres Wirken in Plothen mag beschieden sein als Eurem Herrn Bruder Matthäus.“

„Gebe Gott!“ sagte darauf Plothens neuer Pfarrer, Herr Wolfgang Gygling. „Und Dank Euch für den guten Wunsch!“

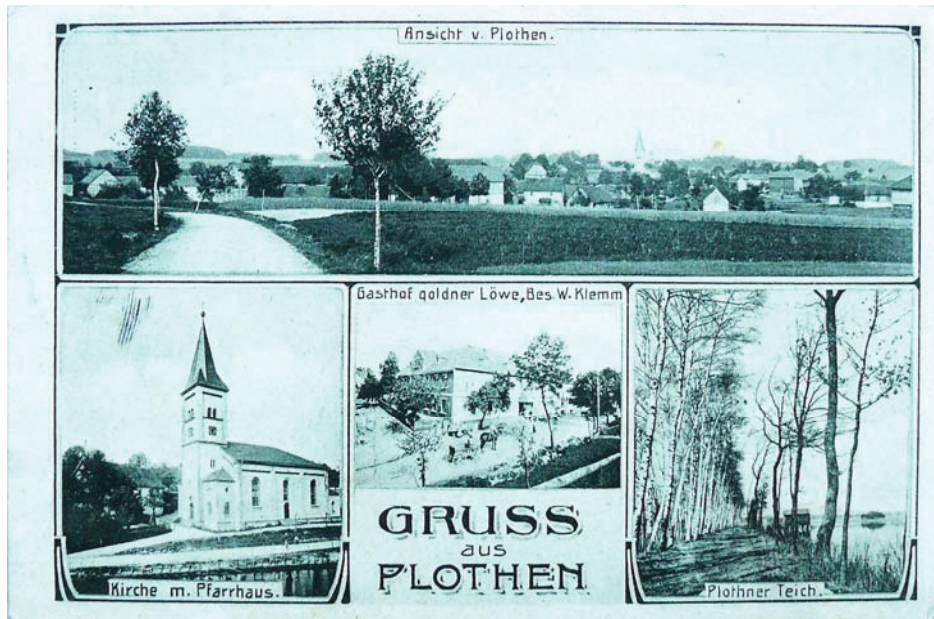
Inzwischen hatte Elsa, die Magd des Pfarrhauses noch von Michael Heroldt her, das große Tor geöffnet. Den beiden Herren folgte das Gefährt und hielt im umfangreichen Hof unterm Schatten der Linde kurze Futterrast. Trabte dann bald wieder der Heimatstadt des Herrn Wolfgang Gygling, dem Städtchen unter der Bergkirche zu.

Nach beendeter Mittagsmahlzeit ging Michael Heroldt auf seine Kammer, die ihm für seine Lebzeit zugesprochen war, wo er in Einsamkeit den Rest seines Lebens verbrachte. Wolfgang Gygling ging ins Studierzimmer seines seligen Bruders. Fand alles noch wie im Sommer vorigen Jahres, wo er letztes Mal zu Besuch seines Bruders hier gewilt hatte. Nahm jetzt aus Schränken und Truhen Buch um Buch zur Hand. Aber was er suchte, ein Buch, das Zeugnis über Verwaltung und Geschehnisse im Plothener Pfarrbezirk gab, fand er nicht.

So wollte er denn der Begründer der Plothener Dorf- und Ortsgeschichte werden. Als Hans Tümpfel das Pfingstholz auf Schloss Burgk fuhr, brachte er

vom Amt dorten ein 480 Seiten starkes Buch mit, das sich in seiner Dauerhaftigkeit bis heutigen Tages erhalten hat.

Hans Schmidt, genannt Wursthans, war der erste der neuen Abendmahlsgäste am 5. Sonntag nach Trinitatis, dessen Namen in diesem Buch bleibenden Platz fanden. Am selben Tag schrieb auch Wolfgang Gygling seinen ersten Täufling in das Buch: Hans Bechmanns Söhnlein, Vitus genannt. Und den Reihen der Toten der folgenden Jahrhunderte eröffnete Adam Adellers Söhnlein, begraben am 21. August 1610.



Werbepostkarte undatiert. (Sammlung A. Isnardi)

2.

Vierzehn Tage vor Christi Geburtsfest ging Wolfgang Gygling auf den Gottesacker hinter der Kirche, ein stilles Gebet an seines Bruders Grab zu tun. Vom Schulhause her, dessen Fenster halb offen standen, klang das Schlagen des Webstuhles, das einige Augenblicke innehielt, als die Abendglocke niederklang.

Des Schulmeisters Bub und Mädels sprangen mit Lachen über die schneelosen Gräber zur Kirchtür hin, um die Mutter, die den Glockenstrang zog, zu erwarten. Zusammen gingen sie alsdann die wenigen Schritte zum Schulhaus, ohne des Pfarrers gewahr zu werden.

Als sie in der Haustür verschwanden, rief vom anderen Ende des Kirchhofes in hastigen Worten Elsa, die Magd: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, komme er schnell! Ein fremder Handwerksbursche verlange nach ihm in Zimmer Nicols Hause.“ Wie der Pfarrer dort über die Steinschwelle schreitet, liegt auf dem Lehm Boden im Flur des Hauses ein noch jugendlicher Mann, im Schmerze sich windend.

Aber ruhiger werden seine in Fieber glühenden Augen, als er des Pfarrers ansichtig wird, und unwillkürlich finden zum Gebet sich seine Hände. In lallenden, kaum verständlichen Worten beichtet er und spricht gemeinsam mit dem knienden Pfarrer die Worte des Vaterunsers. In langen Pausen klingt's dann wehmütig von seinen Lippen: „Vater – Mutter – mein Bautzen!“ Dann fällt sein Kopf schwer zurück.

Der Pfarrer drückt ihm die Augen zu. Und am 12. Dezember 1610 legen sie ihn auf dem Gottesacker ganz nahe an der Wand des Schulhauses zu Grabe.

3.

Neujahr war vorüber. Es war endlich Winter geworden. Tag um Tag kamen die Schlittenfuhrwerke von Neustadt her. Die Plothener Bauern verdienten ein schönes Stück Geld durch Vorspanndienste. Merten Böhm, der Händler, freute sich seines Tauschgeschäftes und bezahlte oft mit einer guten Neuigkeit.

„Was weißt Gutes zu berichten?“ hielt ihn Urban Riedel an, als er gerade mit einem Schurzfell voll Schmiedeartikel von der Schenke her kam, wo die Fuhrleute hielten. „Nix Gutes, nix Gutes heut! Pest und Pestilenz geht seit einem Jahr im Sachsenland. Wagen um Wagen voll Tote fahren sie in Wurzen aus der Stadt, und nicht Platz haben sie in Bautzen, die Toten zu begraben. Bös, böse Zeit; Gott behüte uns vor Pest und Pestilenz!“

Michel Wormb, der Schneider, dessen Kopf inzwischen durch das Schiebefenster gekrochen war, schüttelte sich lachend und meinte: „Nit so ängstlich sein, der Wind kommt hier nicht her vom Sachsenlande. Ich muss es wissen. Wie soll die Pest von Bautzen her zu uns ins Ländle kommen?“

Urban Reidel geht ernst bedenklich heim. Er findet keine Ruhe mehr am Tag und nicht im Schlaf und geht noch, eh der Sonntag kommt, zum Pfarrer hin und spricht: „Herr Pfarrer, tut ein Bittgebet vor Pest und Pestilenz. In Bautzen ist nicht Platz, die Toten zu begraben. Behüt' uns Gott vor dieser bösen Seuche!“

Dem Pfarrer gab es einen Stich durchs Herz, als er die Worte „Pest“ und „Bautzen“ hörte. Er denkt ans letzte Wort des Handwerksburschen, der im Zimmer Nicols Hause starb.

So schloss er denn in banger, ahnungsvoller Sorge ein jedes Kirchgebet mit diesem Wort:

„Es kömmt her an unsre Grenze, Vater, ach, ich klag es dir: Krankheit und die Pestilenze, o behüte uns dafür! Ich nah durch Gebet zu dir, nah dich wieder her zu mir; mach mich los von meinen Sünden; lass vor Recht mich Gnade finden!“

4.

Die einen im Dorf lachten wie Michel Wormb, andere bangten, wenige nur beteten jeden Abend den Spruch vom Pfarrer, des sie bald auswendig konnten. Aber keiner betete so inbrünstig wie der Pfarrer selbst vor jedem

Schlafengehen. Das frische Kreuz an der Schulwandmauer weckte bange Ahnung in ihm.

Als der Pfarrer am 1. Februar wieder einmal in der Schule bei den Kindern ist, kommt atemlos Zimmer Nicols Knecht durch die Tür: Die Elsa soll gleich aus der Schule heimkommen! Der kleine Michael sei nachts krank geworden, und es würde alle mit ihm.

Mädel und Pfarrer zugleich eilen in Hast fort. Sie kamen zu spät. Am 2. Februar legten sie den kleinen Michael neben dem fremden Grab in die Erde.

Noch immer betete der Pfarrer: Es kömmt her an unsre Grenze Krankheit und die Pestilenze – o behüte uns dafür! – Doch als kurz hintereinander Nicol Obenauf, Erhardt Geutners Tochter, die Elsa-Schwester von Klein Michel und am heiligen Ostertag selbst deren Mutter starben, da wussten alle: die Pest ist da.

Und als am 2. April Hans Jacob und sein Weib auf einen Tag starben; Peter Lobenstein in Neudeck und Urban Riedels, des ersten Mahners Weib eben solchen Tod erlitten, dass sie starben, ehe der Pfarrer kam und ein Vaterunser zu Ende beten konnte, da liefen die Gesunden in die Kirche, sobald nur die Sterbeglocke klang, lagen auf den Knien und beteten mit ihrem Pfarrer laut und fromm:

„Deine Plag ist angegangen, heftig wütet jetzt die Pest. Diese Seuch halt viel gefangen, die sie bald auch sterben lässt. Doch mein Gott, du bist gerecht, willst du mich denn, deinen Knecht, der in Sünde fast entschlafen, beides, nach Verdienst auch strafen?“

5.

Die Reihe, die der fremde Handwerksbursche am Schulhaus eröffnete, ist schon voll. Des Schulmeisters Töchterlein, das heute noch vom Fenster aus dem Begräbnis zusieht, ist morgen selber tot. Ihr Grab ist noch nicht zugeworfen, da stirbt ihr Bruder im Hause. Und wie der Vater seinem Buben das Totenglöcklein läutet, fasst ihn selbst das Fieber. Am anderen Tag legen sie ihn zu seinem Kinde ins Grab.

Am 1. Mai wird urban Riedels Tochter zu Grabe getragen. Sie sind noch nicht vom Friedhof fort, bringen sie Loch Michels Weib. Urban Riedel legt sie noch mit ins Grab und weiß nicht, dass am anderen Tag er selbst seinen Ruheplatz neben ihr findet. Kein Tag will mehr enden, an dem nicht einer stirbt; an vielen zwei zugleich und drei.

In Paul Weißen Haus sterben Vater und Mutter zuerst an einem Tag und sechs Kinder hintereinander ihnen nach; alle, ehe der Mai zu Ende. Den letzten der Familie und den 25. Toten im Dorf trug man am heiligen Pfingsttag zu Grabe. Es war der 12. Mai. Und immer wollte das Sterben nicht enden.

Keiner zog mehr die Totenglocke, seit der Schulmeister starb. Seit auch die Nachbarsleute von Kirche und Gottesacker fast alle dahingestorben waren, ging niemand mehr zum Gebet in die Kirche, nicht wochentags, nicht sonntags. Die Furcht der Ansteckung hielt alle gefangen.

Die Kirche blieb leer. Das Schulhaus war verwaist. Einer hatte Angst vorm anderen. Da war keiner, der den Toten die Augen zudrückte. Kaum dass der Vater sein Kind auf den Friedhof brachte. Nur einer stand wie ein Eichbaum, tat ohne Furcht unablässig seinen Dienst: Wolfgang Gygling, der Pfarrer.

Aber keiner wollte mit ihm beten im Hause des Herrn, selbst dann nicht, als er keinen Toten mehr an der Kirche begraben ließ und einen neuen Friedhof am Hohlweg vor dem Dorfe auftat, allwo er am 4. August 1611 die drei ersten Personen zugleich auf einen Tag bestattete, darunter Hans Kuhn, der Müller, und sein Weib.

Weil niemand zum Pfarrer ins Gotteshaus kommen wollte, so ging er zu den Leuten. Einundzwanzig Personen beichteten am 13. Sonntag nach Trinitatis in Nicol Herolds Haus zu Neudeck. Und wie sie noch miteinander im Gebet liegen, schreit es draußen: „Nicol Geutner ist tot.“ Seine Magd traut sich nicht mehr ins Haus, tut mit dem Pfarrer im Garten das Beichtgebet, und morgen ist sie schon tot. Drei Mann rufen auf dem Felde nach dem Pfarrer und kommen nimmer lebend heim. Jammer und Jammergeschrei an allen Enden.

Und der aufrecht blieb in all dem Leid, dem glaubte keiner mehr.

6.

Und doch ließ Wolfgang Gygling nicht ab von seinem Dienst und Tun. Aber als der September kam, da geriet auch seine Kraft ins Wanken. Einem vorüberfahrenden Wagen, der nach Jena wollte, gab er eine Schrift ans Landkomtur Zwätzen mit, in der er um Unterstützung bat. Zehn Tage darnach hatte er eine neue Hilfe in dem Studenten der Theologie, Michael Oberländer, einem jungen furchtlosen Mann ...

Wolfgang Gygling schrieb am 27. September 1611 über den Toten des Tages die Zahl 87. Es war Adam Adellers Sohn von 12 Jahren. Dem Pfarrer zogen seltsame Gedanken durch den Kopf: Ein Söhnlein Adam Adellers war die erste Leiche



Torschlussstein. Gesehen in Plothen

gewesen, der seine Hand in Plothen den Segen gab. Er blätterte und blätterte in dem von ihm begonnenen Buche und schrieb mit schwerer Hand auf ein vergilbtes Blatt daneben:

„Solches sind die Opfer, die die Pestilenz von uns gefordert: 87 Mann. Davon 8 in der Familie Weiß; 6 in der Familie Nicol Geutner; vier Familien wurden 4 Glieder entrissen; sieben Familien 3 Glieder; neun Familien 2 Glieder; in 9 Familien starben Vater und Mutter; 27 Jugendliche männlichen Geschlechts, 24 Jugendliche weiblichen Geschlechts und 17 Väter und 19 Mütter. Im Februar starben 3; im März 3; im April 9; im Mai 20; im Juni 15; im Juli 17; im August 15; im September 5. 20 davon auf dem neuen Gottesacker begraben, Gott nehme ihre Seelen gnädig wahr!“

7.

Es war das letzte Mal, dass Wolfgang Gygling Feder und Streusandbüchse in die Hand genommen. Am nächsten Tag wird sein Gehilfe krank, dem er am 1. Oktober den Grabessegen gibt. Wie er selber heimkommt, wird er vom Fieber auf die Lagerstätte geworfen und tut am 3. Oktober die Augen für immer zu. Seine Hände auf dem Totenbett faltet ihn Elsa, die treue Magd. Michael Heroldt, der noch immer in seiner Kammer gebeugt über seinem Neuen Testament sitzt, das Dr. Martin Luther in Wittenberg, allwo er studiert, eigenhändig unterschrieben, schleppt sich ans Grab und gibt das Zeichen des Kreuzes darüber. Drei Hände Erde wirft ihm Elsa, die Magd, ins Grab nach, kommt heim und stirbt in selbiger Nacht.

Am nächsten Tag wird sie zu ihrem Herrn ins Grab gelegt.

„Mit dieser Leiche war die Pestilenz beschlossen.“ Das sind die letzten Worte auf Seite 218 des Plothener Kirchbuches.

Und Michael Heroldt war noch immer.

8.

Ein totes Dorf war aus Plothen geworden. Kein Wagen hielt auf dem Durchzug. Und deren waren viele, denn seinerzeit führte die Straße Schleiz – Neustadt noch durch Plothen. Kein neuer Pfarrer wollte sich finden.

Da erbot sich Johann Helmboldt, derzeit Pfarrer zu Neundorf, die Nachfolge des seligen Wolfgang Gygling zu übernehmen.

Es war ein doppelt schweres Wagnis. Zur Lebensgefahr kam die Sorge und den Dienst an der Gemeinde, die er sich neu schaffen musste. Denn keiner wollte die Glocken läuten, und wenn sich einer gefunden, es wäre ja doch niemand zu Kirche und Beichte gekommen. Niemand wurde geboren: keiner war, der da Hochzeit machte. Einer wich scheu dem andern. Die Schwere der Zeit hatte allen die Sprache und das Vertrauen genommen.

Johann Helmboldt sann und sann, wie Leben ins Dorf zu bringen werde. Da kam ihm der Entschluss, selbst die Morgen- und Abendglocke zu läuten. Am ersten Abend seines Vorhabens stieg er bis zu den Glocken im Turm. Der Abendschein fiel auf die lateinischen Worte der Glocke, die also lauteten: „Vox mea vox vitae vos voca ad sacra venite.“ „Mein Wort ist Leben, kommt, rufe ich, zur heiligen Stätte,“ übersetzte Johann Helmboldt alsogleich.

Es war der 3. Dezember. Merten Öffner machte als erster an dem Tage wieder Hochzeit in Pörmitz, dem Wohnort seiner Braut. Da klang ein erstesmal der tiefe Es-Ton der Glocke wieder übers Dorf. Pfarrer Helmboldt zog so lang am Strang, bis es dunkelte im Raum.

Und Wunder wirkte der Glocke Ton. Alle in den Häusern legten ihre Arbeit beiseite, kamen aufs Dorf und sahen ein erstesmal ohne Furcht einander wieder an und gaben sich alle die Hand. Pfarrer Helmboldt hatte Frieden ins Dorf geläutet. Mit demselben Ton, der auch heute noch über Dorf und Flur von Plothen klingt.

Am anderen Tage hatte Merten Öffner mit seiner Braut Kirchgang, aber noch aus Furcht nicht in der Kirche, sondern im Teichhause hinter dem Pfarrgarten. Pfarrer Helmboldt traute seinen Augen nicht: Alle vom Dorf kamen herzu mit richtigen Hochzeitsherzen und –augen, und füllten die Scheune und den Platz davor.

Wie alle beisammen waren, schlich Melchior Müller zur Kirche und zog am Strang, dass laut und weit es schallte. Alle Herzen der Versammelten hoben sich und wurden verbunden durch des Pfarrers einsetzend Wort:

„Wisst Leute ihr, was unsre Glocke ruft? Das ruft sie, was Meister Markus Rosenberger in Schleiz ihr einst aufgeschrieben: Mein Wort ist Leben, kommt, rufe ich, zur heiligen Stätte!“

„Kommt!“ riefen alle nach. „Kommt, lasst uns wieder eine Heimat finden!“ Und alles folgte in langem Zuge dem ersten Brautpaar nach schwerster Zeit zur Kirche.

Ein ganzes Dorf hielt Hochzeit, wurde aufs Neue wieder mit Gott verbunden.

Nie wurde ein Lied in Plothens Kirche schöner gesungen als dies, zu dem Melchior Müller die Glocke läutete:

**„Gott unser Helfer sei gelobt,
Dass die bisherge Krankheitswut,
So sehr sie immer auch getobt,
Nicht hast gebraucht zu unserer Rut,
Und wir von solcher frei und los,
Gesund noch sind in deinem Schoß.“**



Des Reußischen Oberlandes letzter Schafmeister.

Wer kennt ihn nicht, den Kittlers Karl; diesen steinalten Schafmeister aus Pörmitz! Seit Jahrzehnten sieht man ihn mit seinen Schafherden über Wiesen und Heiden der Lande oberhalb der Saale, ringsum die Plothener Seen streifen. Emsig ist der Alte bedacht, dass seine Tiere Nahrung finden, dass es ihnen wohl gehe, dass ihre Wolle zur besten Qualität heranwachse.

Wir kennen heute den Titel „Schafmeister“ in der Reußischen Heimat nicht mehr; wir sehen nur noch Schäfer und Schafhirten. Der stolze und verantwortungsvolle „Schafmeister“, der zwei oder drei Schäfer unter sich hatte, stirbt aus. Aber was liegt in solch einem alten Titel nicht alles? War nicht die Verleihung dieser alten fürstlichen Dienstbezeichnung eine höchste Ehre, die kostbare Werte einem Manne anvertraut, der mit ihr kreuz und quer durch das Land zieht, einzig unterstützt von seinen schwarzen Hunden.

Ja, Kittlers Karl ist stolz auf seine Herde, noch stolzer aber auf seine beiden treuen Hunde. „Schreiben Sie“, sagte er mir in Schleiz, „nur ja etwas über meine Hunde! S^c ist ein Schäferhund alter Art und neuer Art ...“

Wenn man sich unter einem Schafmeister vielleicht einen alten brummigen Gesellen vorstellt, dann irrt man. Es gibt wohl kaum einen freundlicheren Schäfer, wie den alten Kittler. Und von allem weiß er zu erzählen, von Land und Leuten, von Unwettern und Geschehnissen kriegerischer und friedlicher Art. Wie selten einer kennt er Tiere und Pflanzen der freien Wildbahn, in den Sternen kennt er sich aus, ja sogar eine politische Meinung hat er, die hieb- und stichfest



mutig Antwort und Rede steht.

Er hat viel gesehen in seinen Tagen, viel erlebt, ist mancherorts herumgekommen und hat alles Schöne und Hässliche der Welt mit seinen großen stillen Augen, die echte Lebenskunst widerspiegeln, angeschaut, hat sich mit einer klaren und einsichtigen Philosophie Gedanken und Ansichten über dies und jenes gemacht und von beschaulicher Warte seine Tage inhaltsreich geformt. Jeder kennt ihn in den Dörfern rings um Schleiz und Saalburg, jeder hat ihn gern und lauscht den humorwürrigen Einfällen, die er so bereitwillig zum Besten gibt.

Möge der letzte Schafmeister des Oberlandes noch recht lange mit Hirtenstab und Herde durchs Thüringerland ziehen, als eine Erinnerung an längst verklungene, glücklichere Tage. G. F.

Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote 1933

Oberland

Blätter für Volks- und Heimatkunde

Meister Fürst.

Vor hundert Jahren galt der Titel Meister viel mehr als heute der Titel Herr; nicht nur für die Lehrbuben, sondern vor allen Leuten in der Stadt. Damals hatte ein Schleizer Handwerksmeister einen Lehrling da oben aus der Gefeller Gegend her. Eines Tages hatte sich des Meisters Töchterchen verlaufen, und der Lehrbub wurde ausgeschickt, die „Kläne“ zu suchen. Der stieg das Trepple hinab, sah sich am Bassin und am Bürgerteich um, ging durch die Pforten- und die Badergasse, guckte den Markt und die böhmische Gasse ab, fragte an der Eselswärlz und am Katzenhübel. Niemand hatte die Kleine gesehen. Da kam der Fürst die Reitbahn herunter. Der wird's wissen, dachte unser Lehrbub; denn das ist ja der Fürst, und der weiß alles. Und treuherzig ging er auf den Fürsten zu und redete ihn also an: „**Master Firscht, hot Er unner kla Madla net geseh? Se hot krumme Baa un is e weng bucklig.**“ Da lächelte der Fürst, aber er hatte das kleine Mädcl auch nicht gesehen und hieß den Lehrbuben weiter suchen. Die „Kläne“ hat sich aber von selbst wieder eingestellt. Br. Behr.

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931

Hier fliegen bunte Falter für die Jugend und das Alter. [1]

Wagners wollten vierzehn Tage nach Titschendorf in die Sommerfrische gehen. Da war es nun nötig, dass ihr kleiner Paul einen waschbaren Anzug erhalten sollte.

Herr Wagner und sein Sohn begeben sich also in das Kaufhaus Schwab.

„Schwab, ich habe hier meinen kleinen Paul mitgebracht. Er braucht einen waschbaren Anzug, aber etwas Gutes, etwas Ordentliches und nicht zu teuer!“



Backöfen in Titschendorf

Unser Oberland - Heimatbuch aus den Kreise Schleiz / Schleiz 1927

Schwab gibt sich alle Mühe, zeigt alles eifrig vor, was er in seinem Laden hat, und schließlich fällt Wagners Wahl auf einen Anzug mit Matrosenkragen.

„Du, Schwab, der geht wohl nach dem Waschen ein wie das Lobensteiner Tuch?“

„Geh,“ sagt Schwab, „da kannst du sicher sein, ich garantiere.“

Einige Wochen später sind Wagners in Titschendorf. Der Anzug des kleinen Paul war inzwischen einmal gewaschen worden, und als sie ihn in Titschendorf auspackten und dem kleinen Paul anzogen, glich dieser einer großen Spinne. Die Ärmel reichten nur noch bis zu den Ellenbogen und die Beinkleider bis zu den Waden. Und eines Tages stand Schwab, der auch einige Tage in dem guten Titschendorf zubringen wollte, plötzlich und unerwartet vor der Familie Wagner, mit dem kleinen Paul. Der Anblick des Jungen versetzte ihm augenblicklich einen Schrecken, aber schnell fasste er sich wieder, ging hin zu ihm und sagte: „Nun seh einer den guten Jungen an, wie groß der geworden ist!“

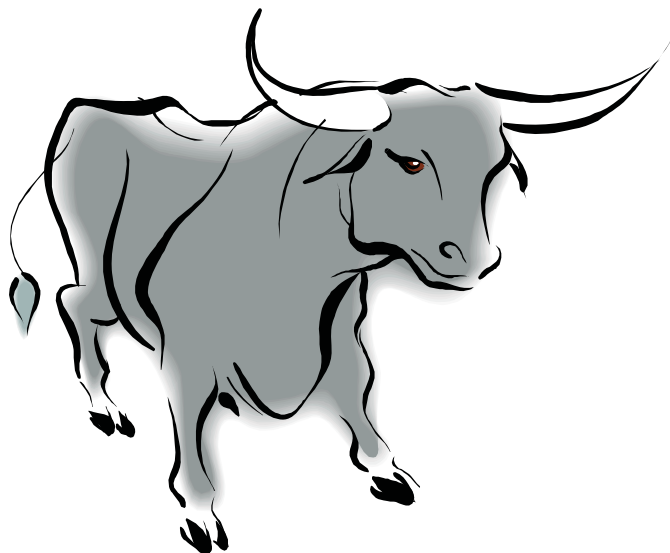
B. Behr.

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931

Wie mein Großvater einmal den Teufel an den Hörnern gepackt hat.

Das Haus meines Großvaters war niedriger als die Öttersdorfer Bauernhäuser jetzt gewöhnlich sind. Es hatte nur ein Erdgeschoß und einen hohen Giebel. Über dem Erdgeschoß war der Boden mit den Bodenkammern. Die Bodenkammer, in der mein Großvater schlief, war dem Stall am nächsten, und vom Stall nach dem Boden führte eine Treppe. Die Türen waren meist nur angelehnt.

In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren ja ruhige Zeiten. Gleichwohl gingen Erzählungen von Teufelerscheinungen noch häufig um. Es hieß namentlich von solchen Leuten, die Geld sparen konnten, dass sie den Teufel hätten. Mein Großvater glaubte ja kaum daran. Als eines Abends erzählt wurde, eine Frau am Nickelsplatz in Schleiz hätte den Teufel, meinte er trocken: „Sagt ihr doch, sie soll mir einen absetzen, wenn er einmal Junge hat.“



Trotzdem hat es ihn einmal tüchtig gegruselt. In einer der zwölf heiligen Nächte wütete ein grässlicher Sturm mit Wetterleuchten, dass es aussah, als führe feurige Lohe zu den Schornsteinen herein. Der Großvater glaubte, im Halbschlaf bald deutlich zu hören, wie der Teufel langsam mit schweren Hornschuhen herantrabte, grunzende Laute ausstieß und näher kam, sodass der Großvater ganz munter wurde und die Zudecke bis an die Nase heranzog.

Was sich nun ereignete, war aber auch kein Traum mehr, es war schreckliche Wirklichkeit; denn plötzlich stand das höllische Ungetüm vor seinem Bett in fürchterlicher Gestalt und neigte sich zu ihm hernieder, sodass er schon den viehischen Atem in seinem Gesichte spürte. Das verursachte sein höchstes Entsetzen; er erhob die Arme zur Abwehr und — hatte den Teufel bei den Hörnern.

Das war ein furchtbarer Augenblick für den Großvater. Der Angstschweiß lag ihm auf der Stirn, und die Augen traten ihm weit aus den Höhlen. Aber er hielt den Teufel fest an den Hörnern. Doch der Teufel blieb ganz ruhig stehen und ließ sich das gefallen, öffnete den Rachen nicht und biss auch nicht zu. Aber das war ja gar kein Teufel, was der Großvater da an den Hörnern hielt. Kam

ihm denn an dem Ungetüm nichts bekannt vor? Richtig, das war ja sein großer Ochs, der sich in der Sturmnacht von seiner Kette losgerissen hatte, die Bodentreppe hinaufgestapft und durch die offene Kammertür an das Bett seines Herrn gelangt war. Dem Großvater kam dieser ganz natürliche Vorgang allmählich immer klarer zum Bewusstsein. Er stieg aus dem Bett, weckte das Gesinde, und nun versuchten alle, den Ochsen wieder die Treppe hinunter zu bringen. Aber das wollte nicht gelingen. Das Teufelsvieh, das die Treppe herausgestiegen war, wollte sie durchaus nicht wieder hinuntersteigen. So mussten sie schließlich Stroh dick auf die Stufen schütten und den Ochsen hinunterschleifen.

Der Großvater hat ein paar Tage zugebracht, ehe er sich von dem Schrecken dieser Nacht wieder hatte erholen können. B. nach M. Gl.

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931

Das erste und zweite Kartoffelgericht.

Franz Drake hatte einen Freund in England, welchem er von Amerika aus Kartoffeln zur Aussaat nach Europa schickte, wobei er ihm schrieb, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, dass er ihren Anbau in seinem Vaterlande für höchst nützlich halte; schrieb jedoch sonst nicht ein Wort über Beschaffenheit und Eigenschaft der Kartoffel, über Pflanzung, Wartung und Einerntung derselben. Aber der Freund des Drake wollte die amerikanische Pflanze aus seinem Garten wieder herausreiben und wegnehmen lassen. Und das kam durch ein Missverständnis, wie denn oft Missverständnisse Schuld sind, dass manches Gute nicht zu Stande kommt. Der Freund dachte nämlich, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die am Kartoffelkraute hängen.

Da es nun Herbst war und die Knollen schön gelb geworden, lud der Mann eine Menge vornehmer Herren zu seinem Gastmahle ein, wo es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel.

Und der Hausherr stand auf, brachte einen Trinkspruch aus und hielt darauf eine schöne Rede an die Gäste, in welcher er sagte, er habe hier die Ehre, seinen werten Gästen eine Frucht vorzusetzen, zu welcher er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Seefahrer Franz Drake, erhalten habe, mit der Versicherung, dass ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Und alle Gäste standen auf, stießen an mit den Gläsern, ließen den Seehandel hochleben und den Wein sich recht gut schmecken. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und, da der Koch keinen Geschmack hatte hineinbringen können, mit Zucker und Zimmt usw. bestreut war. Aber die Frucht schmeckte abscheulich, und es war schade um den Zucker und das Gewürz und um den leckern Wein, der getrunken wurde, um die Kartoffeläpfel

hinunterzubringen. Darauf urteilten alle weisen Herren am Tische, die Frucht könne wohl recht gut für Amerika sein; aber in England werde sie nicht reif. Und der Wirt traute den Gästen. Da ließ er denn einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen, um sie wegzuworfen.



Aber eines Morgens im Herbste ging er einmal durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das der Gärtner sich angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat ein solches Ding, und siehe, es war inwendig ein schönes, weißes Mehl; und da er das Ding in die Hand nahm, duftete es ihm so lieblich entgegen, wie eben eine gebratene Kartoffel duftet. Der Herr fragte den Gärtner, was für Knollen das wären. Und der Gärtner antwortete und sagte ihm, dass sie unten an der Wurzel des fremden, amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf, wie es oft zu gehen pflegt, dass man z. B. klüger ist, wenn man vom Rathause kommt, als wenn man hinaufgeht, und dass nach der Tat der kluge Rat kommt. Kurz, der Herr merkte, was sein Freund Drake gemeint hatte. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Herren wieder zu Gaste. Gewiss wurde wieder mancher Trinkspruch ausgebracht. Wahrscheinlich wurde wieder eine Rede gehalten, und der Inhalt derselben wird wohl gewesen sein, dass der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was an und auf der Oberfläche ist, und wenn er nicht auch tiefer gräbt, bisweilen gar sehr irren könne. Und so ist es denn auch! Wilberg.

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931

Hier fliegen bunte Falter für die Jugend und das Alter. [2]

In der Religionsstunde der Kleinen ist von Himmel und Hölle die Rede. Der Lehrer fragte einen der Kleinsten: „Wo möchtest du lieber sein, im Himmel oder in der Hölle?“ Der Kleine, der unter „Hölle“ den gemütlich warmen Platz auf der Höllbank an der Ofenfeuerung mit der darüber liegenden heimisch singenden, klingenden Wasserpfanne versteht, antwortet nach einigem Überlegen: „In der Hölle; im Himmel erst, wenn ich alt bin.“ A. W.

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde 1931



Motiv auf der Schlossanlage Burgk

Heimatjahrbuch

des Saale-Orla-Kreises

Dr. Theo Piegler
Ein Schleizer
Pfarrer erzählt
aus Kindheit und
Jugend zur
Kaiserzeit

Auszug aus den Lebenserinnerungen des Professor Heinrich Blechschmidt

Mein Großvater, der Schleizer Pfarrer und Professor Heinrich Blechschmidt (*8. 8. 1867 in Görkwitz bei Schleiz — † 5. 1. 1946 in Schleiz), hat 1895 seiner Frau ein Tagebuch geschenkt, das er nach ihrem Tod selbst von 1918 bis 1939 weiter geführt hat. Darin hat er sein und seiner Familie Leben in bewegender Weise aufgezeichnet — für uns heute ein beeindruckendes Zeitdokument! Daraus möchte ich im Folgenden seine Kindheits- und Jugenderinnerungen wiedergeben, die in den Zeitraum zwischen 1867 und 1886 fallen.

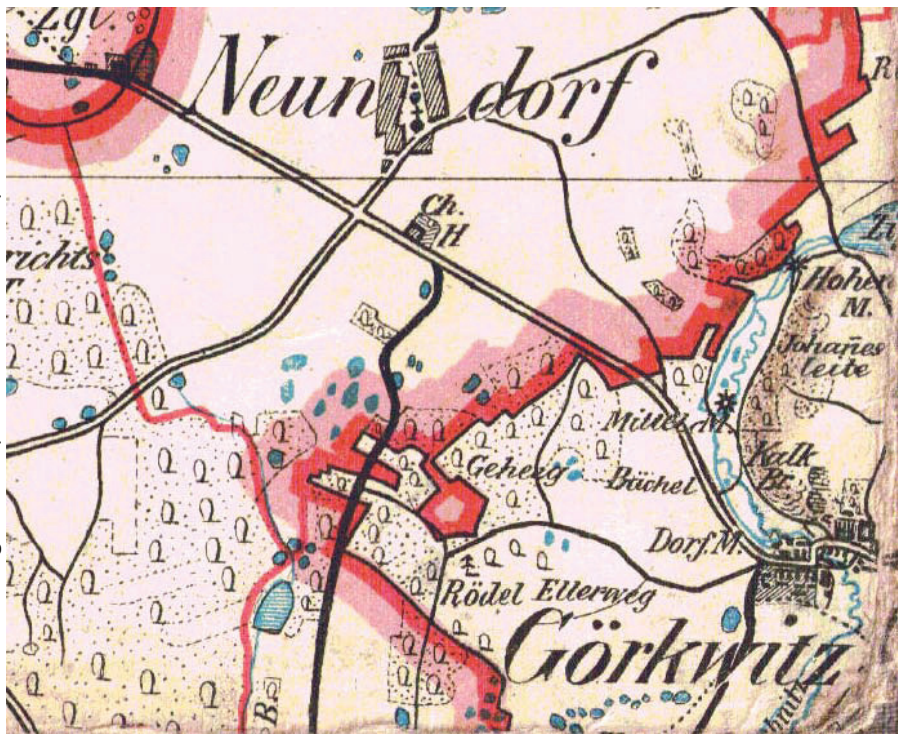
Heinrich Blechschmidts Vater, Sohn des gestrengen Obermeisters der Schleizer Schuhmacherinnung, hatte sich gegen den Willen seines eigenen Vaters durchgesetzt und war Lehrer geworden, freilich um den Preis des Bruches zwischen Vater und Sohn. Seit 1867 war er Lehrer in Görkwitz, nebenher aber auch mit Leib und Seele Landwirt. Zeitweise hat er auch noch einen Holzhandel betrieben, wofür er bis zu 6 Pferde hielt. Heinrich Blechschmidts Mutter war die Tochter des Dorfschullehrers in Neuensalz bei Plauen. Über seinen Schwiegervater schreibt Heinrich Blechschmidt: „Erst nach 10jährigem Schuldienst hätte er eine Pfarrstelle erhalten können. Da fühlte er sich den Anforderungen nicht mehr gewachsen und blieb Lehrer. Bei seiner Verheiratung hatte er wohl Großes vor, denn er nannte seine Kinder nach dem Alphabet: Anna, Berta — das war meine Mutter — Clara, Dina, Edmund, Fanny, Gemma, Hugo; dann war Schluss. Meine Mutter war 18 Jahre jünger als Vater.“



*Heinrich Blechschmidt in der Zeit des
Ersten Weltkrieges*

Wir waren 7 Geschwister, auf 2 Brüder, die vor mir geboren und gestorben waren, kann ich nicht eingehen, sie scheiden daher für mein Empfinden aus, sonst wären es 9 gewesen. Nach meinen Kindheitserinnerungen wohnten wir nicht in der Schule (in Görkwitz), der Vater hatte die Mittelmühle gekauft. Die sehe ich als meine Heimat an. Ein wenig abseits der Landstraße Schleiz-Ziegenrück liegt sie so still und friedlich im Grunde. Zu ihr gehörten neben dem Mühlenbetrieb, den er verpachtet hatte, 30 Morgen Feld und Wiese, die später auf 35 vergrößert wurden. So wurde ich sehr früh mit der Landwirtschaft vertraut, konnte mit 10 Jahren fahren wie ein Alter, dass ich sogar selbständig für unseren Wirt Bier aus der Stadt holte. Zur Belohnung bekam ich 1 Schnitt = 1/4 Liter Bier, weil ich doch kein ganzes Glas vertragen könne. Darüber war ich innerlich empört. Im 4. Lebensjahr fiel ich von der Fußbank und brach den linken Arm. Man hatte den Schaden zu spät bemerkt, der Arm wurde nicht eingerichtet, er verwuchs so und zwar so glücklich, dass er mich nie gehindert hat.

Die Mittelmühle, am Schlangenbach bei Görkwitz unterhalb der Hohenofenmühle gelegen. Ende der 80er Jahre des 20. Jh. wurde die Mühle im Auftrag der Stasi dem Erdboden gleich gemacht. (Hist. Kartenwerk 1901)



An diesen Armbruch knüpft sich meine früheste Erinnerung. Der Vater bot mir einen Taler und wollte mir ihn schenken, wenn ich ihn mit der linken Hand halten könne. Ich konnte aber nicht. – Zur Arbeit wurden wir tüchtig angehalten, aber die Eltern selber gaben uns das beste Beispiel. Vom Vater sagten mir später die Bauern: „Schon unterwegs zog er den Rock aus und dann ging's auf die Wiese“ und die Mutter hielt keine Magd, obwohl doch immer wieder ein kleiner Schreihals sie hinderte. Freilich die Gesetze der heutigen Hygiene ließen sich damals nicht immer vereinbaren. Wenn Mutter mit aufs

Feld ging, übergab sie mir den Wagen mit der kleinen Schwester, ich war ja 5 Jahre älter oder den kleinen Fritz, der 9 Jahre jünger war als ich. Zur Stillung ihres Hungers wurden Zulte gemacht, wie es damals überall üblich war. Die Mutter kaute Brotrinde und mischte Kandiszucker darunter, das wurde in ein Läppchen gebunden und vor dem Gebrauch ins Wasser getaucht. Leider schmeckte es mir auch gut. So kam es denn vor, dass ich die Zulte auslutschte und für die Kleinen Ersatz schaffte aus Brotrinde ohne Zucker, den ich ja nicht hatte. Da ich ihnen den Zulp so energisch in den Mund stopfte, dass sie ihn nehmen mussten und sie auch Hunger hatten, ging es auch so und sie wurden groß und gesund dabei. Eine gute Grundlage hatten sie ja ohnehin, indem Mutter ihre Kinder fast 2 Jahre stillte. Meinen Bruder Fritz konnte ich wütend machen, wenn ich ihm später vorhielt, er habe die Fußbank zur Mutter geschleppt und nach der Mutterbrust verlangt. Meine Schwester Anna hätte ich einmal beinahe ums Leben gebracht, als mir der Wagen ausriss und in den hinter der Mühle liegenden Teich fuhr. Zum Glück fiel er nicht um. Einem späteren Besitzer ist ein Kind in diesem Teiche ertrunken; mir blieb durch Gottes Gnade das Schreckliche erspart, ich brachte Wagen und Kind heil wieder ans Ufer und trocknete alles, ehe Mutter kam. Dagegen ging es mir selbst einige Jahre später beinahe ans Leben. Wir Kinder sollten Heu vom Scheunenboden holen. Es hatte durch den offenen Laden geschneit und ich wollte den Schnee mit dem Rechen zum Scheunenloch hinunterrechen. Aber nach Kinderart ging ich dabei rückwärts und kam demgemäß zuerst an das offene Scheunenloch und lag plötzlich auf der harten nackten Tenne. Gott hielt seine Hand über mir. Als die anderen herunter kamen, stand ich schon vorn an der Treppe. Dass ich dafür noch Schläge von Mutter bekam, fand ich hart. Es war eben damals eine andere Art, Kinder zu erziehen. Unsere Mutter trug im Hause immer Lederpantoffel und sie hatte eine unendlich rasche Art, einen dieser Pantoffel zu nehmen und unserer Hinterfront anzupassen. Sie war ja fast den ganzen Tag mit uns Rangen allein und in dem weiten Gehöfte gab es so viel Gelegenheit, Unfug zu treiben, dass der Pantoffel oft seine Schuldigkeit tun musste.

Unbedingten Gehorsam verlangte von uns der Vater. Zärtlich war er eigentlich nie mit uns. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, je von Vater oder Mutter geküsst worden zu sein; aber sie liebten uns trotzdem. Seine Befehle waren knapp und bündig. So hieß es von den Obstbäumen: „Die Äpfel an dem schiefen Baume lasst ihr mir!“ Da erlebten wir die Geschichte von Adam und Eva, hatten aber niemand, auf den wir die Schuld schieben konnten, denn als wir eben die gar nicht einmal besonders guten Äpfel aßen, da – ein schneidender Pfiff und Vater, den wir noch in der Schule glaubten, stand im Scheunentor. Wir aber mussten springen, nur unsere Hiebe zu holen, denn sonst gab es noch viel mehr.

In der Nähe der Mühle hatte man früher Eisenerz gegraben, sogar auf unseren Feldern waren einige Bohrlöcher, in denen uns – dadurch, dass dessen

Verschalung eingebrochen war – später sogar ein Ochse hineinstürzte, der nur mit Mühe wieder herausgebracht werden konnte. Die meisten und tiefsten dieser Bohrlöcher waren in dem gegenüberliegenden Walde. Geheimnisvoll, schwarz gähnten sie uns entgegen. Wir schleppten Stämme herbei und rollten sie hinab. Schauerlich schlugen sie hüben und drüben an, sausten tiefer und tiefer, bis sie endlich ins Wasser platschten. Uns kam allemal ein Grauen an. Als klänge es aus dem tiefsten Innern der Erde. In diesen Wäldern herumzujagen, Räuber und Soldaten mit den Dorfkindern zu spielen, in den Kalksteinfelsen herumzuklettern, das war unser stetes, immer schönes Sonntagsvergnügen. Später kamen dann Schlachten mit den Neundorfer Jungen dazu, die mit Tannenzapfen usw. ausgefochten wurden. Leider führten sie soweit, dass kein Neundorfer mehr allein sich getraute durch Görkwitz nach Schleiz zu gehen. Sehr fatal war es auch, wenn ich mal allein nach Neundorf gehen musste, um etwa in 1 Flasche für 5 Pfennig Bierhefe zu holen.



Ansichtskarte 1934 (Sammlung B. Franze)

Als ich 10 Jahre alt war, befahl meinen Vater eine schlimme Lungenentzündung. Da rief er mich an sein Bett und fragte, was ich werden wolle. Mein ältester Bruder Paul besuchte damals schon 1 Jahr das Schleizer Seminar, sollte also Lehrer werden; der 2., Albin, vollends gar das Gymnasium. Nun wurde ich vor die Wahl gestellt: willst Du die Mühle haben oder studieren. Ich musste schwer arbeiten, oft die Arbeit Erwachsener verrichten. Da erschien es mir kein Ideal, das ein ganzes Leben hindurch fortzusetzen. Ich sagte also, ich wolle auch zum Gymnasium gehen. Da wurde die Mühle verkauft für 8500 Taler. Ich habe später oft darüber nachgedacht, was wohl aus mir geworden

wäre, wenn ich nicht so kindlich dumm entschieden hätte. Ich säße vielleicht heute noch in der Mühle, aber ich hätte 6 Geschwister auszahlen müssen. Blutsaure Zeiten für mich, und was hätten sie wohl mit ihren paar 100 Talern angefangen? Wie ganz anders stehen wir alle heute da. Gott hat es auch mit meiner Dummheit gut gemacht. Und dennoch beschlich mich und meine Liebste ein Gefühl der Wehmut, wenn wir dort vorbeigingen, wo wir nichts mehr zu suchen hatten, an unserer alten, trauten Mühle.

Ein Jahr besuchte ich noch die Dorfschule, dann kam ich in die Sexta unseres Gymnasiums, mein Bruder saß damals in Quinta, der Älteste in der 5. Seminarklasse. Er durfte aber nicht bei uns wohnen. Da der Unterricht im Seminar um 6 Uhr begann, verlangte Direktor Broßmann, Despot durch und durch, dass er in der Stadt wohnen müsse. Meinen Verkehr mit der Dorfjugend hemmten die Eltern in keiner Weise. Ich arbeitete mit in den Ställen, zur Erntezeit auf den Feldern und Wiesen, ich half beim Dreschen in der Scheune. Soll ich das bedauern? Gewiss habe ich vieles gesehen, gehört, erlebt, was mir besser erspart geblieben wäre. Man mag mitunter soviel Rohheit und Unsittlichkeit auf dem Dorfe erleben, wovon sich niemand eine Vorstellung macht, der es nicht kennt. Es wäre für meinen inneren Menschen besser gewesen, auch ich hätte das nicht erfahren. Andererseits habe ich so eine so genannte Seelenkunde der Dörfler in den verschiedenen Stufen gewonnen, eine solche Kenntnis des Landlebens, wie sie nicht vielen, auch wenn sie auf dem Lande geboren und erzogen wurden, gegeben ist. Und weil ich sie kenne, darum haben sich mir später auch als Pastor oft die Herzen erschlossen, sie fassten Vertrauen. Das ist nicht selbstverständlich. Denn der Bauer geht nur schwer aus sich heraus und kann unglaublich verschlossen sein. Mit etlichen aber habe ich damals Freundschaft geschlossen, die bis heute gehalten hat. Noch in diesem Jahre, beim Tod meiner lieben Frau, haben sie mir in rührender Weise ihre alte Freundschaft und Liebe bewiesen, vor allem mein treuer Kamerad im Spiel der Arbeit, Bernhard Broßmann, der wackere Bürgermeister, mit dem ich das Vieh hütete, Häcksel schnitt und Kuchen aß, aber nicht wenig. Was gab es aber in den verschiedenen Bauernhäusern auch für Gelegenheit zu Spiel, Versteck und Entdeckungsreisen. Uns blieb ja kein Winkel verborgen in Boden und Keller, bis oben in den Dachgiebel kletterten wir und sahen in ehrfürchtigem Grauen, wie die Wetterfahne sich kreischend drehte, oder schlichen neugierig bang durch die alte Ziegelei gegenüber von Schülers Haus mit dem Fürstlichen Wappen, die oftmals unbewohnt war. Das Haus zog uns besonders an. Nach der Dorfstraße steht es da mit hochragendem Giebel, oben darin war damals eine eingerostete Uhr, aber das Haus lehnt am Berg und hat seinen oberen Eingang gleich im Dachgeschoss. Darin gab es so dunkle Treppen und Keller, dass man nirgends besser Verstecken spielen konnte. Und wie ließ sich in der leer-stehenden Ziegelscheune die Gerüste herauf und herab klettern. Das gab manche wilde Jagd. Oder in den Heuböden, wo wir uns mit viel Mühe Gänge durch das ganze Heu anlegten, für uns „Räuberhöhlen“. Eine

gewisse Scheu flößte uns das Fürstliche Wappen an Schülers Haus ein. Kein Mensch weiß, wie es hingekommen. Gelehrte meinen, es sei das alte Zollhaus an der Straße gewesen. Aber die Straße führte doch in alten Zeiten von Pahnstangen über den Zipfelteich durch die hohle Gasse, hinter Meißgeiers Weg, den sogenannten Unterweg nach Schleiz. Und die andere Straße über Volkmannsdorf nach Pößneck, sollte die wirklich über den Berg geführt haben und nicht unten durch das Dorf, dessen Häuser doch sicher ebenso alt sind? Die Sage ist dann viel schöner über das Wappen. Ein Graf oder Fürst von Schleiz wettete mit einem Gaste, dem Fürsten von Rudolstadt, dass er hier von einem Bauer in 1 Stunde 1 Scheffel Taler bekommen könne. Das war der alte Schüler von Görkwitz. Wie der nun mit seiner schweren Truhe voll Talern im Schleizer Schlosshofe hielt, erlaubte ihm der frohe Landesherr, sich eine Gnade auszubitten. Ja, was sollte er sich erbitten, Geld und Gut hatte er selbst genug. Da fiel sein Auge auf das schöne Fürstliche Wappen über dem Eingange. Ja, wenn er so was haben könnte, das hatte niemand in der ganzen weiten Umgegend. So äußerte er den Wunsch, und er ward erfüllt. Wir suchten oft in den alten Kammern und oben im hochgiebeligen Dachboden nach der Truhe mit den Talern, fanden sie aber nicht. Da fast in allen Bauernhäusern Jungens vorhanden waren, wurde ich auch mit den ganzen Häusern gründlich vertraut. Es wird wenige Räume im ganzen Dorfe geben, die ich nicht kennen lernte. Nur bei dem Schwiegervater des heutigen Oswald kamen wir selten hinein - in seinen Obstgarten aber doch - denn da waren nur 2 Mädels und auch der alte Erdmann Meißgeier war kein Freund von uns. Dessen einziger Sohn, der rothaarige Franz, war auch unsere Liebe nicht; er war uns zu sehr Muttersöhnchen.

Ein Hauptvergnügen bildete im Sommer das Stelzenlaufen. Aber wir liefen nicht bloß. Man setzte seinen Stolz darein, mit einem Beine zu hüpfen, wir jagten uns durch den Bach und rutschten mitunter auf den glatten Steinen ab in den Bach. Dann trat Mutters Pantoffel in Tätigkeit; denn leider war ich immer dabei. Bei meiner Geburt hatte eine Nachbarin gesagt, als sie hörte, ich sollte Heinrich heißen: „Ach, das ist aber schien, do ka mer sogn ‚Heinerle, mei sanfts Heinerle!“ Nun kamen aber bald Zeiten, wo sie sagten: „Schulmeisters ihre, sind die allerschlimmsten“. Natürlich musste ich die allerhöchsten Stelzen haben. Mein Bruder Albin hatte sich als Gymnasiast sehr bald an die Stadt gewöhnt und suchte seinen Umgang vielfach dort. Mir war immer am wohlsten auf dem Dorfe. Meine Stelzen waren so hoch, dass ich mich beim Nachbarn damit auf die Torpfosten setzen konnte und meine Mutter erschreckte, als ich plötzlich außen zum Fenster hereinguckte, 1 Treppe hoch. Dass ich mir damit nicht das Genick gebrochen habe, ist ein Wunder. Das alles ging neben meiner GymnasiastENZEIT her. Ostern 1878 trat ich mit heiliger Ehrfurcht in die Anstalt ein. Der Anfang war nicht sehr verheißungsvoll. Als ich mich am Morgen fertig machte wie ein Opferlamm, mich hinführen zu lassen, konnte ich nicht in die Stube, sie war von innen abgeschlossen, und mein Vater, der doch wissen

musste, dass ich um 8 Uhr im Gymnasium sein musste, rief mir barsch zu, ich solle warten. Ja, warum denn in aller Welt! Da hörte ich plötzlich nach einer Ewigkeit eine Stimme, die nicht unbedingt in unser Haus gehörte. Was war denn nun das wieder? Dann öffnete man mir und sagte, ich hätte einen kleinen Bruder bekommen, Ernst. Nun musste ich allein vor die vielen schrecklichen Männer im Gymnasium hintreten, die alle so furchtbar streng und gelehrt aussahen. Vor einem besonders hatte mir mein Bruder Angst gemacht, Dr. Hermann Schultz, der sei so streng und gucke einem mit seinen Augen durch und durch. Nun sah ich mir jeden einzelnen Herren darauf an, ob er wohl der Schultz sei und fand sie alle zusammen so, wie den einen gefürchteten. Man gab uns unvernünftigerweise, muss ich heute noch sagen, ein Diktat über „weit, Weide, Weide, Weidmann“ u.s.w., wobei ich diese Worte wohl alle durcheinander schmiss, kurzum ich erhielt nur Platz 3 und mein Freund Richard Görner, der doch in Görkwitz weit unter mir saß, Platz 2. Das war fatal für mich und auch für meinen Vater, denn es fehlte natürlich nicht an Stimmen, die sagten, da sehe man ja gleich wieder, wie der Schulmeister seinen Jungen bevorzuge.

Aber wenn ich auch kein Stern 1. Klasse war, ich rettete doch die Ehre des Vaters. Zu Michaelis wurde ich der erste, Freund Richard der neunte. Da mussten die Klatschmäuler wohl schweigen. Später kamen wir noch weiter auseinander. Er blieb in Untertertia sitzen, dann saß der arme Junge 2 Jahre vergeblich in Untersekunda und musste abgehen, ohne das heißersehnte „Einjährige“ erlangen zu können. Mir selbst hatte mein Vater kurz und bündig eröffnet: „Wenn Du sitzenbleibst, gehst Du ab.“ Ob er es so streng durchgeführt hätte, ist mir aber heute doch zweifelhaft. Denn meinen viel begabteren Bruder Albin ließ er nicht abgehen, als der in III b sitzenblieb. Immerhin mit meinem Vater war nicht gut Kirschen essen und so bekam ich einen heilsamen Schrecken. Denn hatte ich einmal A gesagt, wollte ich auch B sagen. Wieder abgehen zu müssen, hätte mir als unauslöschliche Schande gedünkt. Ich arbeitete also! Das Zeugnis kann ich mir geben, dass ich alles nur mit saurem Schweiß und Fleiß erreicht habe, denn ich war viel schwerfälliger als mein begabter Bruder Albin. Wie hat sich der liebe gute Stops einmal Sonntags in der Dämmerung geplagt, wie ich mit meiner Not zu ihm schlich, um mir klar zu machen, dass 15 Arbeiter, wenn sie täglich 8 Stunden arbeiten, mehr verbrauchen, als wenn 12 Arbeiter täglich 10 Stunden arbeiten, oder so ähnlich. Und ich war in meiner Not so auf mich angewiesen. Der Vater half mir nicht, ich hätte mich auch nicht getraut, zu ihm zu kommen. Der Bruder half auch nicht, wir standen überhaupt vielfach auf Kriegsfuß miteinander. So musste ich denn oft lange über einer Sache sitzen und bohren, die bei ein wenig Hilfe schnell hätte erledigt werden können. Doch es hatte auch sein Gutes. Daneben gab es doch auch mehr zu tun als Schularbeiten machen. Wir hatten immer etwas Kleinvieh: Kaninchen, Hühner, Enten, 1-2 Schweine. Einmal kaufte mein Vater sogar 10 Häberlinge ($\frac{1}{2}$ Jahr alte Lämmer), die ich dann mit dem Vieh

von Broßmanns zusammen mit meinem Freund Bernhard hütete. Die Pflege des Viehes lag zum guten Teile mir ob, wenigstens was die Reinlichkeit anlangte. Bruder Albin machte sich nichts aus Landwirtschaft. Da wir an der alten Schule eine richtige Miststätte hatten, auch die Abortanlage war in einer unglaublichen Verfassung, – für die ganze Lehrerfamilie 1 Kasten im Abort, der aber zerbrochen war – so richtete ich überall, wo es mir not schien, einen Düngerhaufen an und brachte es allmählich auf 4 Düngerhaufen um die Schule. Noch viele Jahre später, als ich Bruder Albin mit heißem Schmerz meldete, dass die alte Schule abgebrochen werden solle, – am liebsten hätte ich sie mir gekauft, wenn nur meine liebe Frau gewollt hätte – schrieb er mir aus Amerika zurück, er habe von der alten nur noch die Erinnerung an sehr viele Misthaufen. Und doch waren sie auch ein Gewinn. So weit wir mit dem Dünger Feld bedecken konnten, gaben uns die Bauern Kartoffelland. Meist schloss Vater mit dem ihm am nächsten stehenden Karl Schüler ab. Wir ernteten aber so unseren gesamten Kartoffelbedarf für uns und das verschiedene Viehzeug. Zum Einstreuen diente meist, wie auch bei den Bauern, Waldstreu. Im Frühjahr nahm Vater eine Parzelle Schneebruch im Fürstlichen Wald an. An einem Mittwoch oder Sonnabend, wo wir ja nur vormittags Schule hatten, waren dann 2 Wagen um 12 in der Heinrichsstadt und wir fuhren sogleich in den Wald. Dort krochen wir in alte Kleider, obwohl auch unsere Schulanzüge sehr einfach waren, und rafften alle gefallenen Äste zusammen. Oft gehörten auch mehrere Nachmittage dazu, alles einzubringen. Das gab eine billige Einstreu und nebenbei billiges Brennholz. Freilich musste nun noch alles klar gehackt werden. Das war keine schöne Arbeit. Um dazu die Lust zu erhöhen, versprach mir später Vater 1 Taler für die Fuhre. Bei diesen Waldfahren gab es immer zur Entschädigung für das Mittagessen Bratwurst und Brot. Rückwärts aber, nach getaner Arbeit ward regelmäßig im Wirtshaus zu Oberböhmisdorf oder Heinrichsruh eingekehrt und 1 Glas Bier getrunken. Das waren seltene Genüsse. Bei der großen Familie und dem 1 geschlachteten Schwein war Wurst ja ein seltener Genuss, zumal Bratwurst.

Unser Leben war ja sehr einfach, musste es auch sein, da mein Vater erst in seinen letzten Jahren den Höchstgehalt von 1450 Mark erreichte. Dabei waren die Lebensmittel durchaus nicht so viel billiger wie man es heute oft hinstellt. Die Butter kostete 90 Pfennig und 1 Mark das Pfund, Eier im Winter 6, im Sommer 5 Pfennig, selten 4 Pfennig; Fleisch durchschnittlich 60 Pfennig; Brot aber auch schon 10 Pfennig 1 Pfund.

So war denn die Wirtschaftskasse unserer guten Mutter immer in Ebbe, zumal sie wöchentlich nur 8 Mark bekam. Vater besorgte zwar Fleisch, aber eigentlich gab es nur sonntags frisches Fleisch und Brot, aber es musste doch außerdem noch gar vieles beschafft werden. Alle Einkäufe besorgte ich mit in der Stadt, nahm dann den Wagen mit und kehrte beladen wieder heim. Wenn ich so durch die Teichgasse fuhr, wo wir einkauften, war das zwar für einen Tertianer schließlich nicht sehr angenehm, aber geschehen musste es doch. Und welche

Freude, wenn es dafür einige Pfennige abwarf. Wir waren ja so ungeheuer einfach erzogen, wenn uns Mutter als kleinen Kindern mal 1 Semmel mitbrachte, waren wir glücklich. Aber schließlich bekam man doch als Gymnasiast einzelne Nebenwünsche. Mit Taschengeld aber wollte Vater nicht herausrücken, er war ja auch selbst sehr sparsam und meinte wohl, Kinder brauchten kein Geld. Wenn er mittwochs und sonnabends in die Stadt ging, zählte er sich 50 Pfennig ab, die er in die Westentasche steckte, einen Geldbeutel habe ich nie bei ihm gesehen. Das reichte zu einer Partie Kegel im Sand oder einem Tellerskate und 2 Glas Bier nebst 1 Zigarre. So wollte er wohl auch uns so bedürfnislos erziehen. Zwar hatte er mir für jede Eins in einer lateinischen Klassenarbeit 5 Pfennig in Aussicht gestellt. Aber wie soll man zu einer Eins kommen, wenn die Lehrer so blödsinnig viele Regeln in einer Arbeit zusammenpfropfen! Gott möge mir's nicht anrechnen, wenn ich zuweilen eine Hausarbeit mit einer Klassenarbeit verwechselte. Das war ja für den Nichtkenner auch nicht leicht zu kontrollieren, denn jene hießen damals Exerzitien und diese Extemporale.

Schließlich bekam ich an Taschengeld in Quarta 7 Pfennig, in Untertertia 14 Pfennig und Obertertia 21 Pfennig, in Untersekunda 28 Pfennig, in Obersekunda 35 Pfennig, in Unterprima 50 Pfennig und in der Oberprima verdiente ich es mir selber. Dafür mussten wir uns aber kleinere Schulartikel anschaffen. Bedenkt man, dass wir von Obersekunda ab unsere 3 Biertage hatten, die uns die Schule erlaubte, da ließ sich aber nur einer besuchen, denn 2 Glas Bier und 1 Zigarre musste man doch ehrenhalber verzehren.

Den Schulweg mussten wir täglich zweimal machen, denn wir hatten außer Mittwoch und Sonnabend stets Nachmittagsunterricht. Man war damals auch viel strenger. Dispens vom Turnen gab es nicht. Als ich später Vorturner wurde, musste ich sogar Donnerstag-Abend 8 Uhr nochmals zur Turnstunde gehen. So brauchten wir denn trotz aller Schuhzwecken alle 4 Wochen 1 Paar Stiefelsohlen. Aber doch war er uns sehr lieb, obschon wir damals noch kein Verständnis für die Schönheit des Weges und der Landschaft hatten. Wenn im Winter der Schnee sehr hoch lag – und es gab in jenen Jahren viel härtere Winter – fuhr ein Bauer öfters die ganze Bande herein. Wir waren doch zeitweise 7 Jungens, die aus dem einen Nest höherer Bildung zugeführt werden sollten. Da wir nun auch keine Engel waren und an den Straßenseiten Obstbäume standen, ging die Versuchung nicht selten über unsere Kraft. Tief gekränkt war ich darum, als in einem Sommer, wo ich den heiligen Vorsatz gefasst hatte, höchstens gefallenes Obst aufzulesen, was ich für erlaubt hielt, gerade ich vom Direktor vor der ganzen Klasse ermahnt wurde, wir sollten uns nicht an dem Obste vergreifen, es seien Klagen der Pächter laut geworden. Das ärgert mich heute noch, wenn ich den Gastwirt Kloß treffe, denn der hat oben an der Bergkirche gestanden und uns ahnungslose Schar beobachtet und dann alles in einen Topf geworfen. Seitdem hat sich die Gewohnheit eingebürgert, dass der Lehrer selbst den Obsthang pachtet. Das war auch schon aus dem

Grunde praktisch, da wir nicht einen einzigen Obstbaum besaßen, obwohl wir in einem ländlichen Schulgrundstück wohnten.

In meinem 1. Schuljahr in Schleiz wollte Vater uns einen Gefallen tun und machte uns einen Mittagstisch in der Herrenmühle aus, von wo der Sohn mit uns zusammen war. Es schmeckte uns auch sehr gut dort; aber im folgenden Winter baten wir doch beide, wir wollten lieber mittags immer heimkommen. Dabei blieb es auch. Manchmal hatten wir freilich nur 1 Stunde frei, dann ging es nicht. Wir bekamen aber 15 Pfennig, für die wir uns Semmeln und Wurst kauften, die wir in der Klasse aßen. Das dünkte uns ein herrliches Essen. Wenn es aber an solchen Tagen zu Hause Kartoffeldetscher gab, dann rannten wir auch in 1 Stunde hin und zurück. Denn das war noch viel herrlicher. Für die große Sparsamkeit meines Vaters ist ein Vorfall bezeichnend. Einst hatte er in einer sogenannten Bürgerschänke bei Fleischer Göring in der Teichgasse gegessen. Die Schleizer brauten nämlich damals der Reihe nach meist schlechtes Bier und sofften es einander weg; sie mussten ja, denn einer war immer auf den anderen angewiesen. Später hat dann Schwender die meisten dieser Braugerechtigkeiten zusammengekauft und seine Brauerei gegründet. Also mein Vater saß auch da und aß bei dem Fleischer 1 Schöpssenbraten mit Semmeln. Dann mag ihm aber das Gewissen über diese 60 Pfennig Extraausgabe geschlagen haben. Jedenfalls ließ er einen Rest stehen, den sollten sie mir am nächsten Mittag geben. Ich musste also hin, ob ich wollte oder nicht, bekam 1 Glas Bier und Schöpssenbraten, das schmeckte mir sehr gut. Aber mein Vater musste es doch noch einmal bezahlen, als er wieder hin kam ...



Die Walkmühle lag unweit der Mittelmühle am Schlangenthal bei Görkwitz.
Werbe-postkarte undatiert. (Sammlung A. Isnardi)

An meine Lehrer kann ich nur mit gemischten Gefühlen denken, vor allem an die, in deren Hand der wissenschaftliche Unterricht lag. Ungetrübt ist die Erinnerung an Dr. Schultz, obwohl er mir einmal 2 Schellen gab, mit jeder Hand eine, die nicht von Pappe waren. Das hat mir so imponiert, dass ich es später auch gelernt habe. Er war ein schöner Mann mit schwarzem Haar und Bart, die Dichterlocken trug er wie Schiller, war auch ein Dichter; aber auch ein Mann, vor dessen Augen kein Lügner bestand. Nun hatten wir meist in Quinta im Französischen mächtig voneinander abgeschrieben. Der Fachlehrer übergab die Sache dem Klassenlehrer Schultz, weil er selbst der Sache nicht auf den Grund kommen konnte. Der deckte dann eins nach dem anderen auf und fragte schließlich, wer noch 1 Blinszettel bekommen oder geschrieben habe. Da stand noch ein Sünder auf und bekannte, dass er von mir 1 Zettel bekommen hätte. Da eine jede gute Tat ihres Lohnes wert ist, bekam ich meine 2 Schellen dafür und seitdem einen heilsamen Abscheu vor der Lüge, wofür ich ihm heute noch danke. Leider starb der treffliche Mann schon in jungen Jahren an Lungenschwindsucht.

Jener Französisch-Lehrer war Dr. Rüdiger, ein Mann mit den besten Zeugnissen, wie ich jetzt weiß, aber zum Lehrer disponiert, wie der Esel zum Dichten. Ich denke noch an die letzte Stunde, die wir bei ihm in Quinta hatten. Sonst ein Sauskandal, ich kann kein anderes Wort sagen, diesmal verabredeterweise Totenstille. Je weiter die Stunde vorrückte, desto strahlender sein Gesicht. Aber als es $\frac{3}{4}$ Uhr schlug, da ging es los. Wenn man mit der Stiefelsohle über das Korn von Johannisbrot fährt, das quietscht entsetzlich, wenn das aber 6 - 10 machen, andere mit Federn spielen, die in die Bank gesteckt sind, andere brummen und grunzen, dann kann das einen schwachen Lehrer wohl an den Rand der Verzweiflung bringen. Dahin brachte es ihn. Ich weiß mich ihm gegenüber von Schuld frei, denn er hat mir einfach leid getan. Er war der Schwächere und es hat mir nie gefallen, das Schwache zu quälen, das sich nicht wehren kann. Denselben Lehrer bekamen wir wieder in Untersekunda, wo er uns griechische Weisheit lehren sollte. Aber hier waren vollends 2 Klassen mit Flegeln von 15-17 Jahren vereinigt, denn die beiden Tertian und Sekunden wurden erst später getrennt. Wenn man erzählen wollte, was da in den Stunden vorgekommen ist, das glaubt kein Mensch, der es nicht miterlebt hat. Zuweilen konnte der Lehrer nicht in die Klasse hinein, weil sie von innen verschlossen war. Oft kam der Lehrer aus der unteren Klasse und beschwerte sich, dass er bei dem Skandal nicht unterrichten könne. Denn da oben prügelte sich der Lehrer mit den Schülern um das lange Meterlineal, das der Schüler nicht hergeben wollte und der Lehrer abnehmen wollte. Nun kamen auf beiden Seiten Hilfskräfte. Ähnlich ging es mit dem großen hölzernen Papierkasten, der auf einmal mitten im Unterricht über die Bänke flog. Und da sollte man etwas lernen. In Quarta hatten wir einen Französisch-Lehrer, der plötzlich von der Bildfläche verschwand, denn der neue Direktor Meier war dahintergekommen, dass er gar kein Lehrer war. (Kühn) In Tertia gab uns ein

Mann Lateinunterricht, der nichts mehr hörte und der es nicht merkte, wie später einmal einer zu Beginn der Stunde als Morgenandacht Körners Gebet vor der Schlacht vorlas. (Dr. Schuchardt) Dazu kam der gelehrte spätere Geheimrat Göll, der aber leider nichts mehr sah, es also nicht merkte, wenn ein Schüler der Bequemlichkeit halber gleich die Übersetzung in den Livius legte und daraus vorlas. Fatal war nur, wenn die Lesarten nicht übereinstimmten. Nicht vergessen werden darf der grundgescheite Mathematiker, der nichts klar machen konnte, Dr. Westphal. Er war ein hämischer Charakter, dem man nachsagte, er senke die Schüler mit Wonne herein. Der Mensch hat mich mal in Physik von Michaelis bis Weihnachten überhaupt nicht gefragt und mir dann in der Zensur 3 gegeben. Ich habe bis heute noch keinen alten Schüler getroffen, der an ihn anders als mit Hass gedacht hätte oder mit Verachtung. Da musste neues Blut in die Lehrerschaft kommen oder wir gingen beim besten Willen zu Grunde. Ich merkte das an mir selbst und an meinen Erfolgen.

In den unteren Klassen hatte ich Platz 1-5, in III, wo man mal die Schüler nach der Größe setzte und damit die Dummen hinten hin, wo man so schön abschreiben konnte, rutschte ich plötzlich auf Platz 18 und war doch nicht fauler geworden. Aber ich verstand es einfach nicht mehr, beim besten Willen nicht. Das ward noch ärger, als das Griechische dazu kam und die Mathematik an Westphal ging. Es ging reißend bergab, es kam eine Zensur mit 3-4 oder 4-3 in allen Hauptfächern. Ich sah das Verhängnis vor mir und konnte es doch nicht wenden. Da kam frisches Lehrerblut in die Schule: Dr. Vierke, Dr. Böhme, Dr. Vollert und Hirtenstein. Nicht vergessen werde ich, wie Vierke seine 1. Stunde bei uns in der vereinigten Tertia gab. Mit großen Schritten ging er zum Katheder, mit seinen stahlblauen Augen im energisch geschnittenen Gesicht funkelte er uns an und sagte mit einer Stimme, die allmählich zum grollenden Donner anschwellt: „Ich bin Euer Klassenlehrer; macht Ihr's gut, so habt Ihr's gut; macht Ihr's schlecht, so habt Ihr's schlecht; schlägt die Bücher auf!“ Wir waren wie gelähmt. Als dann gar gleich in der 1. Stunde Ohrfeigen klatschten, gaben wir uns überwunden. Vierke war ein so klarer Kopf und scharfer Denker, wie ich wenige habe kennen lernen können. Jetzt ging mir über verschiedenes ein Licht auf, zu Michaelis rutschte ich von Nr. 18 auf Platz 4, auf dem ich mich dann auch zu behaupten wusste. Nur ganz kleine Schwankungen gab es bis zum Abitur hin: Kirst, Vierke, Meier, Jäger, Blechschmidt, Püssker, Nestmann etc. Aber Versäumtes nachholen ist schwer, zumal wenn der Grund fehlte, das merkte ich noch in II b+a besonders. Meinen Lehrern danke ich's heute noch, dass sie mich in II b trotz einer 4-3 in Latein, Griechisch und Mathematik versetzt haben. Sie sahen wohl mein heißes Ringen und Kämpfen und wussten, dass mein Vater mich wegnehmen würde, wenn ich sitzen bliebe. Da drückten sie ein Auge zu. Heute denke ich zuweilen, es wäre besser gewesen, ich hätte mich damals einem praktischen Berufe, etwa dem Baufache oder der Landwirtschaft zugewandt. Aber damals fehlte mir eben ein Berater und es wäre mir als Schande erschienen, abgehen zu müssen, weil es zum

Studium nicht zu reichen schien. Der erwähnte Dr. Vierke ist dann unser Lehrer in Latein in I wieder geworden, außerdem gab er uns einen vorzüglichen Unterricht in Geschichte. Die fesselte mich so, dass ich sie zu Hause sauber ausarbeitete. Dass ich später als Student in jedem Semester 1-2 Vorlesungen in Geschichte hörte, datierte wohl auch daher. Ich habe ihm trotz seiner oft maßlosen Heftigkeit immer ein dankbares Andenken bewahrt. Später hat er mir als Kollegen mal sein Herz etwas erschlossen, er war arg verbittert, aber in Leiden und Enttäuschungen zu einem immer festeren Anhalten an seinen Heiland gekommen.

Auch Hartenstein, der damals in die oberen Klassen rückte, verdanke ich viel. Meine ganzen bisschen mathematischen Kenntnisse gehen auf ihn zurück, denn von Westphal habe ich nichts, absolut nichts profitiert. Hartenstein hat später in Schleiz eine bedeutende Rolle gespielt. Viele Jahre war er im Gemeinderate Vorsitzender, Mitglied des Landtags und schließlich Ehrenbürger der Stadt Schleiz. Als ich später selbst im Gemeinderate saß und als Vorsitzender des Rechnungsausschusses zuweilen alte Akten las, dachte ich oft, es wäre besser gewesen, wenn Hartenstein nicht so sehr gespart und alles aus dem Laufenden hätte decken wollen. Dr. Böhme wusste uns in II besonders fürs Mittelhochdeutsche zu begeistern und Vollert wurde uns ein vorzüglicher Turnlehrer. Gern ging ich ihm zu Liebe am Donnerstag-Abend 8 Uhr noch einmal von Görkwitz herein in die Vorturnerstunde. Da lernten wir etwas. Meine Stärke waren immer Gewandtheitsübungen, während mein Freund Meier ein Kraftmensch war, wie man sie selten sieht. Wir haben später in Halle gemeinsam das Turnen weiter gepflegt, strebten auch beide dem Turnlehrerexamen zu. Er hat es erreicht; ich stürzte bei einer Übung, die niemand machen wollte, vom hohen Reck und verstauchte mir das Handgelenk so, dass ich keine Stützübung mehr vormachen konnte. Damit war der Turnlehrertraum für mich zu Ende.

Als ich in IIa saß, verlor ich meinen Vater. Der durchaus mäßige Mann bekam ein schmerzhaftes Gichtleiden, gegen das er umsonst in Bad Köstritz Heilung suchte, wohin ich ihn begleitete. Ein Nervenleiden kam dazu und dann auch noch die Notwendigkeit sich einer gefährlichen Operation zu unterziehen. Das alles wirkte so auf ihn ein, dass er zu Wahnvorstellungen kam und nicht mehr klar wusste, was er tat. Eines Tages, als ich fröhlich pfeifend aus der Schule kam, fand ich die Mutter in Tränen und den Vater tot im Bette, die Pistole in der kalten Hand. Er hinterließ einen langen Abschiedsbrief, worin er seine Familie, die Kollegen und die Geistlichkeit um Verzeihung bat wegen des Schrittes, den er getan – und den er doch nach seinem unglücklichen Zustande tun musste. Ich habe diesen Brief nie ohne tiefe Bewegung lesen können. Dass ein Mann mit so rechtlichem Sinn, mit so tiefer Religiosität, wie ich sie aus seinen hinterlassenen Reden kennen lernte, die er bei Leichenschmäusen gehalten, zu einem solchen Schritte kommen konnte, hat später mein Urteil bei ähnlichen Fällen sehr beeinflusst, so dass ich den unglücklichen Angehörigen

immer diente, soweit ich dies nach den Bestimmungen durfte. Die Lage war nun für meine Mutter sehr ernst. Die Pension betrug für sie und die Kinder bei dem geringen Gehalte meines Vaters (1450 Mark) nur, soviel ich weiß, 300 Mark insgesamt. Dazu kamen ein paar Zinsen, denn jedes von uns 7 Kindern bekam ein Erbteil von 2320 Mark. Mutter hatte auf einen Anteil verzichtet. Ich selbst bekam noch ein besonderes Erbe. Die 2 älteren Brüder waren nach Amerika ausgewandert. Paul, um als Kaufmann sein Glück zu versuchen, hat aber nur frühe seinen Tod gefunden, und Albin rückte heimlich aus II a ab, weil er gern Arzt werden wollte und Vater erklärte, dazu kein Geld zu haben. So war ich zu Hause der Älteste. Da hatte Vater mir ein paar Tage vor seinem Tode einmal so ernst gesagt: „Wenn ich nicht mehr bin, dann erziehe Deine Geschwister wie ich Euch erzogen habe.“ Das Wort haftete in meinem Herzen. Alle meine jüngeren Geschwister haben dann auch später in mir mehr einen väterlichen Freund gesehen, an den sie sich in den verschiedenen Nöten wandten. Ich konnte ihnen den Lebensweg ebnen, mein Haus wurde ihnen Heimat. Meine gute, liebe Frau, die mir darin treu zur Seite stand, sagte wohl mal mit leisem Vorwurf, dass ich zu sehr an meinen Geschwistern hinge, aber es war eben mein väterliches Vermächtnis, und so half sie mir mit ihrem ganzen liebevollen Herzen mit.

Die Schule von Görkwitz mussten wir dann freilich bald räumen, wir zogen in die Stadt, wo Mutter danach in der Kirchgasse ein Häuschen für 3 600 Mark kaufte. Ihr Einkommen versuchte sie durch Kostgänger etwas zu erhöhen, hat aber damit nie viel Glück gehabt. Was sollte nun mit mir werden? Die Eltern sahen es gern, wenn ich Pastor geworden wäre. Ich selbst hatte nichts dagegen.

Nicht dass ich ein ausgesprochenes Verlangen danach gehabt hätte, aber es redete auch nichts in mir dagegen. Der Beruf erschien mir schön und ideal, von Zweifeln wusste ich noch nichts. Also steuerte ich darauf zu und lernte Hebräisch, worin ich auch die Zensur 1 bekam. Ostern 1887



Die Mittelmühle bei Görkwitz, in der Heinrich Blechschmidt aufwuchs.

bestand ich mit 7 Freunden das Abitur, eine Zahl wie sie in Schleiz sehr selten war. Die Hälfte von ihnen deckt nun schon der Rasen, vier von uns wurden Theologen: „Kirst, der ideale schöne Pfarrerssohn, der so jung starb, Meier, der mir bis heute in treuer Freundschaft verbunden ist, jetzt Oberpfarrer in Tanna; und Püssker, der Bauernsohn aus der Neustädter Gegend. Mit ihm war ich als Schüler am meisten verbunden. Dann trennten sich die Wege. Seiner ging ins freie Jena, meiner ins schwarze Leipzig ...“

Der weitere Lebensweg sei abschließend noch ganz kurz skizziert: Nach Abschluss seiner Theologie- und Lehrerausbildung war Heinrich Blechschmidt an verschiedenen Pfarrstellen (Untermhaus, Bad Köstritz, Hohenleuben, Hirschfeld) tätig. Am 1. Januar 1907 kam er nach Schleiz zurück, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1930 als Studienrat am Schleizer Gymnasium und an der Privaten Höheren Töcherschule wirkte. Nach seiner Pensionierung hatte er von Oktober 1931 bis April 1934 die Pfarrstelle von Oettersdorf und Pörmitz inne. Bis zu seinem Tod im Jahre 1946 hat er in seinem „Haus an der Sonne“ in der Bergstraße 4 (heute: Wöhrle) in Schleiz gelebt.

Literatur:

H. Blechschmidt: Lebenserinnerungen, Unveröffentlichtes handgeschriebenes Manuskript aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg; Schleiz.

T. Piegler: Heinrich Blechschmidt. In: Berühmte Vogtländer. Verein für vogtländische Geschichte, Volks- und Landeskunde (Hrsg.). Plauen, 1997.

T. Piegler: Nostalgischer Abstecher ins Land der Reußen. In: Heimatjahrbuch 2000 des Saale-Orla-Kreises (Hrsg.). Schleiz, 2000.

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 2001



Werbepostkarte undatiert. (Sammlung B. Franze)

Albert Patzer

Kurzgeschichten aus Seubtendorf

Das eiserne Kreuz

Brendels Edward, der im Winter als Zimmerer keine Arbeit hatte, half in der Böttgerei und machte sich nützlich. Natürlich war er immer schlagfertig und zu allen Scherzen bereit.

Wieder mal kam Wilhelm die Dorfstraße herunter. Na der hat mal wieder Appetit auf einen *Eingemachten*. Edward rief „*fix fix einen Hering*“. Und schon war ein passender Drahtnagel im Inneren des Herings verschwunden.

Nach kurzer Zeit, wie vermutet, verlangte Wilhelm einen Hering. Mit seinem Taschenmesser will er ihn zerschneiden. „*Aber beim Donnerwetter, der muss, doch ein eisernes Kreuz haben.*“ Den Umstehenden kamen vor Lachen die Tränen.

Adels und Hansadels

In unserem Haus Nr. 18 war früher für viele Generationen Sippel der Familienname. Der letzte namens Sippel, Joh. Georg, verstarb 1888. Im 17. Jahrhundert war einer mit dem Vornamen Hans Adam. Da aber zur damaligen Zeit nicht Adam, sondern Adel gesprochen wurde, so kam der Name Hansadel zustande, denn es gab am Ort noch eine Familie im Haus Nr. 45, die Adels genannt wurde. Die letzte dieses Namens war die Adels Louise. Nach ihrem Tod hat sich diese Benennung verloren. Ihr richtiger Name war Louise Mergner. Übrigens, die Adels Louise hat Jahrzehnte das Bälgetreten der Orgel zum Gottesdienst gemacht. Ferner ist sie täglich 3 x auf den Kirchenboden gestiegen und hat den Glockendienst versehen. Morgens $\frac{3}{4}$ bzw. $\frac{3}{8}$ $\frac{1}{4}$ Std. vor Schulbeginn. Dann vormittags um 11 Uhr und das Abendläuten, bevor es Nacht wurde.

Das 11-Uhr-Läuten hatte den Vorteil, dass es die Bäuerinnen ermahnte, es ist höchste Zeit, vom Feld heimzugehen, damit bis Mittag das Essen noch fertig wird für die Familie. Anfang der 50er Jahre veranlasste Pfarrer Noe, dass um 12 Uhr geläutet wird.

Nachtrag:

In alten Schriftstücken und Lehnbriefen wird das Anwesen Haus Nr. 18 das *Gasthofsgütlein hinter der Kirche* genannt.

Der Nachtwächter

Es könnte Ende der neunziger Jahre gewesen sein. Im Ort gab es einen Nachtwächter namens Könitzer. Um nicht immer unterwegs zu sein, hatte dieser die Gepflogenheit, nachts jeweils zur vollen Stunde das Schiebefenster der Schlafkammer zu öffnen und mit einem kräftigen *Tuut* aus seinem Horn sich bemerkbar zu machen. Nun, eines Nachts, es war stockfinster und in mitternächtlicher Geisterstunde, schob der gute Nachtwächter abermals das

Fenster auf. Er steckte das Horn durchs Fenster und wollte gerade zum *Tuut* ansetzen, da wurde ihm selbiges mit einem kräftigen Ruck aus der Hand gerissen. Erschreckt rief er seiner Frau zu: „*Jetzt hat mir der Teufel das Horn geholt*“.

Und was war es? Übermütige Burschen hatten zuvor eine Leiter angelehnt und in der Finsternis abgewartet. Zu seinen üblichen Rundgängen in der Nacht war er stets mit einem Spieß ausgerüstet. Später, eines Morgens, kehrte der alte Mann von seiner nächtlichen Runde nicht heim. Er wurde gesucht, der Spieß lag am Teichrand (ein kleiner Teich, oberhalb des Krumbertsteiches). Und im Wasser der getreue Nachtwächter. Er selbst hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1995



Ausschnitt historische Karte von 1757

Erinnerungen an Schleiz

von

Volker Reetz

Zum Geleit

Mit diesem Heft halten Sie die Erinnerungen eines alten Mannes an seine Heimatstadt in der Hand. Erinnerungen an eine schwere und doch glückliche Kindheit und Jugend, die sich fest in das Gedächtnis einprägten. Auch wenn das Leben mich heute weit von meiner Heimatstadt wegwehte, bleiben doch die Bilder aus Schleiz noch immer bei mir. Leider ist es mir wohl nicht mehr möglich, noch einmal zurück zu kommen. Um die Stätten meiner

Kindheit und Jugend in ihrer heute so veränderten Form noch einmal zu sehen. Die Erinnerung aber bleibt. Zum Beispiel an die Ecke Oettersdorfer-/Bergstraße, wo mein Geburtshaus, der „Spittel“, stand. Einiges aus dem heutigen Schleiz liegt als Postkarten vor mir auf dem Schreibtisch, so dass auch das neue Schleiz sichtbar bei mir in Mecklenburg vertreten ist. Daher soll dieses Heftchen nicht nur eine Erinnerung an mein bekanntes altes Schleiz sein. Es soll auch ein Gruß an all die Schleizer sein, die diese alte Zeit mit mir durchschritten, und auch an die, die erst später das Schleizer Pflaster durch Geburt oder Zuzug betraten. Schließlich sollen auch letztere wissen, wie die Vergangenheit der Stadt an der Wisenta einst aussah.

In diesem Sinne widme ich die nachstehenden Seiten meinen alten Freunden und Schulkameraden und allen Bekannten, die noch in Schleiz leben und sich noch an die „gute alte Zeit“ und an mich erinnern.

Ihr Volker Reetz

Anmerkung: Die in den nachfolgenden Geschichten enthaltenen erklärenden Einfügungen in runden Klammern „(...)“ stammen von Volker Reetz, die in eckigen Klammern „[...]“ von Juergen K. Klimpke und datieren in das Jahr 1999.

Winterfreuden

Ich möchte es heute noch behaupten: Wir hatten drüben am Gratweg vor unserer Haustüre die schönste Rodelbahn in Schleiz. Rechts neben dem Weg hinauf zur Bergkirche war eine lange Senke, die fast bis zur Kirche reichte. Sie hob sich nach rechts zur Feldseite zu einem steilen Hang mit zwei hohen stufenförmigen Feldbegrenzungen, dem ersten und dem zweiten „Huckel“, wie wir sie nannten.

Was war es für eine Freude, mit dem Schlitten von einem dieser „Huckel“ runter zu fahren. Zwischen den Bäumen hindurch den steilen Fußweg hinunter,

mit harter Kurve wieder links zwischen den Bäumen durch die Senke, drüben den Hang hinauf und dann kurz vor dem Zaun der Gärtnerei Grimm wieder runter auf den Weg, um dann bis über die alte Wisentabücke zu fahren.



Bergkirche Schleiz (Kirchen-Galerie der Fürstlich Reußischen Länder. 1842)

Oftmals wurde der Schlitten aber auch bis hinauf zum „weißen Tor“ vor der Bergkirche gezogen, um dann in rasanter Fahrt zwischen den Bäumen den Fußweg hinunterzurasen. Dies war jedoch nicht ganz ungefährlich. Vor allem, wenn der Wagemut uns packte und wir auf dem Bauch liegend den Schlitten hinunter steuerten. Zweimal machten dabei Freunde von uns mit einem Baum Bekanntschaft und mussten

den Rest des Winters im Krankenhaus verbringen.

Empört streuten die Erwachsenen immer wieder den Weg mit Kies ab, denn schließlich war es ja ein öffentlicher Fußweg. Uns störte das jedoch nicht. Im Großeinsatz schoben wir mit den Schlitten immer wieder den Kies weg und erneut ging die rasante Fahrt den Weg hinunter.

Etwas Schöneres gab es für uns nicht. Nur wenn die Mütter uns die Schlitten wegsperren, mussten wir uns etwas anderes einfallen lassen. Dann wurden die Schneeschuhe geholt. Doch wer von uns hatte zu jener Zeit schon richtige Schneeschuhe. Nur wenige waren im Besitz dieser herrlichen Dinger. Also mussten wir etwas bauen, das Schneeschuhen ähnlich war. Beim Böttcher [Ecke Geraer Str./Quergasse] besorgten wir uns Fassdauben, weichten diese gründlich ein und versuchten sie halbwegs in Form zu biegen. Dann wurde Bindfaden darauf genagelt und fertig waren unsere Schneeschuhe. Leider waren sie jedoch kaum als solche zu gebrauchen, denn die Dinger rutschten schlecht. Und wenn, dann immer nur dahin, wo sie nicht hin sollten. Ging nun diesbezüglich alles schief, dann nahmen wir uns eben Mutters Holzpantoffel, machten die Sohlen halbwegs glatt und rutschten damit durch die Gegend. Bis Mutter wütend protestierte, denn nun rutschte ja auch sie mit den glattgeschliffenen Schuhen, wenn sie auf den Hof musste.

Manchmal könnte ich heute noch neidisch werden, wenn ich die Wintersportgeräte unserer Kinder sehe. Doch, wissen die heute eigentlich noch, was Fassdauben sind und wie man sich damit im Winter vergnügen kann?

Stollensteuer

Keine Angst, dieser Begriff stammt nicht von unserem Finanzminister. Die Stollensteuer war einst bei vielen Schleizer Kaufleuten eine beliebte Art, ihren Kunden eine Sparmöglichkeit zu geben. Dies betraf vor allem diejenigen, die mit ihrem Einkommen keine großen Sprünge machen konnten. Für sie war die Stollensteuer mehr eine Art Versicherung, die Gewähr gab, dass man - komme was will - am Jahresende ohne einen Pfennig umdrehen zu müssen, unbesorgt alles kaufen konnte, was für das Weihnachtsfest zur Bäckerei und für Süßigkeiten benötigt wurde.

Und so funktionierte das Ganze: Ging man als Stammkunde zu seinem Kaufmann, wurde bereits im Januar alles Wechselgeld bis zu einer Mark, je nach Vereinbarung auch mehr, von diesem einbehalten und sorgfältig in ein Buch eingetragen. Im Laufe des Jahres kam so eine beträchtliche Summe zusammen, die dann im November beim Einkauf der Zutaten für den Weihnachtsstollen (früher wurde in fast allen Haushalten der Stollenteig selbst gefertigt und beim Bäcker gebacken) und der Festtagssüßigkeiten verrechnet. Hier bestand eine gewisse Ähnlichkeit zum KONSUM mit seinen Rabattmarken, die ja nun leider aus dem Geschäftsleben verschwunden sind. Durch diese Stollensteuer konnte es vorkommen, dass eine Hausfrau ihren gesamten Weihnachtsbedarf quasi kostenlos einkaufte und keine großen Ausgaben zum Fest hatte. Noch vor rund 50 Jahren war diese Sparmethode bei verschiedenen Schleizer Kaufleuten Mode, wurde dann allerdings durch die sozialistische Umgestaltung des Handels aus den Geschäften verbannt.



KONSUM – Rabattmarken (WIKIPEDIA)

Sicher wäre die Stollensteuer auch heute noch für viele eine große Hilfe im Leben. Nachdem es aber in Schleiz nur noch einen „Tante Emma Laden“ [Geschäft Rudolph in der Gerbergasse] gibt und große anonyme Einkaufsmärkte das Geld unserer Einkäufe in sich aufsaugen, wird wohl die Schleizer Landbäckerei mit ihren kleinen gelben Marken der einzige Händler mit einer modernen Stollensteuer bleiben.

Der Zeitungsjunge

Ich war wohl gerade zehn Jahre alt, als es mich immer wieder zu Krämers Buchhandlung [heute „Backhäusle“] gegenüber dem Rathaus zog. Der Grund

war eine große gelbe Bulldogge, die friedlich, träge und faul fast ständig an der Lادتür lag. Glücklicherweise war ich, wenn ich sie streicheln oder hin und wieder an der Leine ausführen durfte. Allerdings wäre diese unnötig gewesen, denn das gelbe Ungeheuer hätte mich bei dem Anblick einer Katze sicher im Galopp über den Markt gezogen.

Durch diese Tierfreundschaft kam es dann auch, dass mich eines Tages die Ladenbesitzerin fragte, ob ich nicht die Illustrierten und Zeitschriften zu den Abonnenten austragen wollte. Mit der Erlaubnis meiner Mutter durfte ich dann freitags und sonntags nach der Schule austragen gehen. Mit einem kleinen, mit Lesestoff vollbeladenen Handwagen zog ich dann los. Bei schönem Wetter war dies eine Freude. Bei Regen, Gewitter und Schnee sah die Welt aber völlig anders aus und es machte absolut keinen Spaß mehr, derart bepackt durch die Botanik zu stapfen. Der Weg war weit. Bis hinaus zu den Stahlhelmhäusern [Karl-Liebnecht-Platz], durch die Gassen der Stadt zum Sommerbad und hinauf zum Schießhaus war es oftmals ein weiter anstrengender Weg. Dabei musste ich auch gleichzeitig noch den Verkaufspreis kassieren. Meine Entlohnung betrug eine Mark pro Tag! Aber ich war glücklich, wenn ich diese Mark meiner Mutter geben konnte, die sie dann für mich sparte. Glücklicherweise war ich aber auch, weil ich immer und immer wieder zu der gelben englischen Dogge gehen konnte, die ich ebenso liebte, wie die beiden Pferde von Hepperts. Fast täglich rannte ich nach der Schule durch die Straßen, um dieses Gespann zu suchen, das den Rolldienst für Betriebe und Geschäfte ausführte. Hatte ich sie gefunden, bekamen sie mein Frühstücksbrot und einige Stücke Würfelzucker, die ich heimlich in Mutters Küche mausste.

Kartoffelfeuer

Wie schön war doch früher der Herbst. Obwohl das Laub an den Bäumen ebenso bunt war wie heute, hatte gerade diese Jahreszeit damals einen ganz bestimmten, eigenen Reiz, den nur der verstehen kann, der ihn selbst erlebte.

Waren die Kartoffeln aus der Erde und die „Stoppeler“ vom Feld, lag nur noch das Kartoffelkraut auf dem Acker. War dieses dann dürr, stieg überall grauer Rauch in den Himmel, der einen eigenartigen würzigen Geruch über das Land legte. Die Kartoffelfeuer brannten.

Ein Erlebnis für Jung und Alt, das für alle unvergesslich war und in der heutigen schnelllebigen Zeit wohl keiner mehr begreifen kann. Das trockene Kartoffelkraut wurde zu Haufen geschichtet, angezündet und von den Flammen langsam aufgefressen. In den trüben, nebligen Herbsttagen lag dabei ein seltsam anheimelnder melancholischer Hauch über den Feldern. Die Menschen setzten sich um diese Feuer und folgten mit ihren Blicken den knallend aufstrebenden Funken. Manchmal hatte dann noch jemand ganz



zufällig, eine Mundharmonika in der Tasche. Er hob sie an den Mund und dann zogen, anfangs leise, dann immer lauter werdende Lieder aus dem Volk mit dem Rauch über das Land. Das Schönste kam dann, wenn der Krauthaufen niedergebrannt war. Kartoffeln, die man vorher noch mit dem „Krähel“ aus der Erde geholt hatte, wurden in die Glut geworfen. Langsam mussten sie durchbraten, bis sie wieder aus der heißen Masse geangelt werden durften. Die Schale war dann schön schwarz und es bedurfte einer gewissen Geschicklichkeit, die heißen Kartoffeln mit den Fingern zu schälen. Ein heute unbeschreiblicher Genuss war es, wenn die dampfenden Kugeln voller Behagen verzehrt wurden.

Hatte einer der Anwesenden auch noch ein Tütchen Salz und ein Stück Butter mitgebracht, war der Genuss komplett. Schade, dass es dies heute nicht mehr gibt. Schon bald nach dem Krieg wurde das Verbrennen des Kartoffelkrautes verboten, da dies nun zur Papierherstellung benötigt wurde. Nun sind sie für immer verweht, die Kartoffelfeuer, und mit ihnen der charakteristisch würzige Geruch über den herbstlichen Feldern.

Wenn der Herbstwind weht

Waren die Äpfel reif und der Herbstwind schüttelte sie von den Ästen, begann für uns Kinder die herrliche Jagd nach Falläpfeln. Nach einer Sturmnacht scheuchte uns Mutter schon früh morgens aus den Federn. Mit Eimern und Körben bewaffnet, tobten wir die Oettersdorfer Straße hinauf, denn oben auf der Höhe, gleich hinter dem Hause Behr, dem letzten Haus auf der rechten Seite, standen zu beiden Seiten der Straße die Bäume, deren Früchte der Sturm in die Straßengräben geworfen hatte. Nun mussten wir uns beeilen, denn neben uns waren auch die Bewohner der Kriegersiedlung [Nordstraße], des Windmühlenweges und vor allem jene, welche aus Oettersdorf und Löhma zur Arbeit nach Schleiz mussten, auf der Jagd nach Falläpfeln. Diese Leute gingen nach Sturmnächten meist eine halbe Stunde früher als sonst zur Arbeit, damit sie noch eine Tasche voll Äpfel auflesen konnten. Somit war also Eile geboten, damit wir wenigstens eine Straßenseite bis hinaus zum Galgen abgrasen konnten. Waren dann Eimer und Körbe voll, trabten wir im



Laufschrift nach Hause. Wenn die Zeit noch reichte, wurde schnell ausgeschüttet und noch einmal hinauf auf die Höhe gerannt. Vielleicht waren schon wieder Äpfel herabgefallen.

War alles abgeräumt, gingen wir zufrieden zur Schule. Aber vorher mussten wir immer wieder die Ohren gespannt an die hölzernen Telefonmasten legen, um dem geheimnisvollen Summen zu lauschen, das aus den Masten klang. Diese Geräusche waren so ungeheuer spannend. Sie beflügelten unsere Fantasie, denn immer wieder glaubten wir, dass Geister sich mit uns unterhalten wollten und uns eine Mitteilung machten, die wir leider nicht verstanden. Woher sollten wir auch wissen, dass der Wind die damals noch frei hängenden Telefondrähte in Schwingungen versetzte und die Holzmasten als Resonanzkörper fungierten.

Kamen wir dann von der Schule nach Hause, stand eine große Schüssel Apfelmus auf dem Tisch, das Mutter aus den am Morgen gesammelten Früchten gekocht hatte.

Hier drängt sich mir eine Frage auf: Wer bückt sich heute wohl noch nach herabgefallenen Äpfeln? Als ich im letzten Herbst eine noch bestehende Apfelstraße entlang ging, konnte ich nur den Kopf schütteln, als ich sah, dass kein Mensch mehr daran denkt, Falläpfel aufzuheben.

Auf dem Brauereiteich

Wenn der Frost kräftig zuschlug und alle Gewässer mit einer dicken Eisdecke überzog, begannen im Februar auf dem Teich hinter Sehwenders Brauerei in der Nikolaigasse die schweren Eissägen zu kreischen. Von zwei Männern gezogen, schnitten sie das dicke Eis in große Platten, die dann vorn an der Giebelecke mit einem großen Schrägaufzug hinauf gerollt und schließlich mit Schwung und Gepolter in den Eiskeller fielen. Durch die Fallhöhe zerbrachen sie hier in kleine Stücke, die dann im Sommer zum Kühlen von Bier sowie bei der Herstellung und Lagerung zahlreicher Lebensmittel benötigt wurden. Zwei Männer standen vorn am Aufzug und zogen die Schollen mit Eishaken auf das Laufband. Kamen wir von der Schule und hörten, was hier vorging, gab es kein Halten mehr. Nach Hause getobt, den Ranzen in die Ecke gefeuert und ab zum Brauereiteich. Für uns begannen herrliche Tage, denn wir hatten von den „Eismännern“ (zumeist alte, kriegsuntaugliche Männer) die Erlaubnis, die großen Schollen über den Teich zum Aufzug zu staken. Stolz wie die alten Saaleflößer sprangen wir auf die Schollen und schoben sie mit langen Stangen nach vorn. Meist war dies gar nicht so einfach, denn die verflixten Dinger drehten sich und wollten absolut nicht dahin, wohin wir sie haben wollten. Zusammenstöße waren dabei nicht zu vermeiden und manche Scholle zerbrach dabei. Bei diesen Kollisionen, die oftmals auch von uns absichtlich herbeigeführt wurden, hieß es höllisch aufpassen und sich notfalls mit einem kühnen Sprung auf eine andere Scholle zu retten.

Einmal hatte ich dabei allerdings Pech. Beim Überspringen schaukelte die andere Scholle weg und ich lag plötzlich im eiskalten Wasser. Mit viel Geschrei wurde ich wieder auf das Eis und dann an Land gezogen. Nun galt es so schnell wie möglich nach Hause zum Gratweg zu laufen, denn der Frost war an jenem Tage unerbittlich. Zum Glück war Mutter nicht anwesend. Ich zog meine nassen Sachen aus, wrang sie kurz am Fenster aus und versteckte alles ganz unten in unserem alten großen Holzkoffer mit dem gewölbten Deckel. Dieser diente damals als Aufbewahrungsort für die schmutzige Wäsche. Dann rannte ich mit neuer Kleidung wieder zum Teich.

Da damals genau festgelegt war, wer wann das Waschhaus benutzen durfte, war Mutter erst wieder in rund vier Wochen mit Waschen an der Reihe, um per Hand in der Holzwanne die schmutzige Wäsche zu bearbeiten. Nie werde ich Mutters nächsten Washtag vergessen. Sie hielt mir die inzwischen verschimmelte Kleidung vor die Nase, um sie schließlich mit Wucht um meine Ohren zu schlagen. Kleidungsstücke gab es zu jener Zeit nämlich nur als Zuteilung auf Kleiderkarten.

Als ständiges Erinnerungsstück an diese Tage steht noch heute dieser alte Holzkoffer mit dem gewölbten Deckel als ein stummer Freund aus fernen Tagen neben meinem Schreibtisch.

Im Kino

Was war es doch für eine Freude, wenn wir sonntags Nachmittag ins Kino gehen durften. Kino war zu meiner Kindheit etwas ganz Besonderes. Aufgeregt rannten wir schon um 13.00 Uhr los, obwohl das Kino erst eine Stunde später begann. Die zwanzig Pfennig Eintritt fest in die Hand gepresst, tobten wir die Hofer Straße hinauf zum „HeiHo“, denn hier im Saal hatte Familie Kirchner das Schleizer Kino eingerichtet. Ungeduldig drängten wir uns vor der verschlossenen Haustür, bis endlich Kirchners über die Straße kamen.



Empfangen von unserem infernalisches Indianergeheul kämpften sie sich durch die Kindermasse und schlossen die Tür auf. Danach drängten alle mit viel Geschrei die Treppe hinauf zur Kasse, um Eintrittskarten zu kaufen.

Und dann kam der feierliche Moment. Wir durften in den Saal. Dort standen lange Stuhlreihen mit einem Gang in der Mitte. In bestimmten Abständen immer eine Querreihe

Tische dazwischen, welche die nächsthöhere Eintrittsklasse markierten und dahinter dann die Bühne mit ihren wackligen Aufgangsstufen. Die erste Sitzreihe auf der Bühne bot die beste Sicht und war daher auch die teuerste Reihe. Dahinter wurde die Sicht immer schlechter, obwohl der Preis mit der

ersten Reihe gleich war. Aber, für uns anfangs unverständlich, bildeten diese letzten Reihen, vor allem die allerletzte („Bühne, Reihe X“ - so ihre offizielle Bezeichnung), das bevorzugte Ziel von Pärchen. Dort gab es auch in den Pausen kaum Licht. Je mehr sich der Saal füllte, umso größer wurde das laute, nicht enden wollende Stühlerücken. Die Spannung stieg von Minute zu Minute. Endlich ging das Licht aus und drei tiefe Gongschläge kündeten den Beginn des Filmes an. Hingerissen verfolgten wir die Handlung auf der flimmernden Leinwand, die leider an den spannendsten Stellen immer wieder unterbrochen wurde.

Heute ist es ja im Fernsehen genauso, doch damals wurde keine Werbung gezeigt. Das Licht ging an und Herr Kirchner musste die abgespielte Filmrolle aus dem Projektor nehmen und mit der Hand umspulen. Dann wurde die nächste Filmrolle eingelegt, der Gong erklang drei Mal und weiter ging es mit dem Film.

Oft tönte in das spannende Filmgeschehen immer wieder von den hintersten Bühnenreihen ein unterdrücktes Kichern und leises Kreischen von Mädchenstimmen. Aber uns hat das erst viele Jahre später interessiert. Kam dann die nächste Pause, ging Frau Kirchner mit einer riesigen Pumpspritze durch den Saal und versprühte zur Luftverbesserung eine Flüssigkeit über die Zuschauer.

So verging für uns der Sonntagnachmittag. Wenn das Wort „Ende“ über die Leinwand flimmerte, war für uns wieder ein besonderes Erlebnis zu Ende. Traurig verließen wir den Saal, vor dem schon zahlreiche Zuschauer auf die nächste Vorstellung warteten. Aber dann freuten wir uns schon auf den nächsten Sonntag, weil wir dann wieder 20 Pfennige für das Kino erhielten.

Dankbar denke ich noch heute an Herrn und Frau Kirchner, die uns Kindern solch unvergessliche Erlebnisse vermittelten.

Das nächtliche Bad

Ein heißer Sommertag ging zu Ende. In der „Freundschaft“ [heute das nicht wieder eröffnete Hotel zum Erbprinzip] saßen vier Kerle, die sich den Staub des Tages hinunterspülten. Als die Getränke geschlossen wurde, mussten wir notgedrungen die gastliche Stätte verlassen. Doch die Hitze des Tages lastete noch schwer in der engen Teichgasse und die Schwüle trieb den Schweiß aus allen Poren. Jetzt baden gehen! Aber wo? Bis hinter zum Freibad war der Weg zu weit. Aber dann hörten wir das Plätschern des Marktbrunnens vor dem Rathaus. Im Handumdrehen waren einige Blumenkästen vom Brunnenrand entfernt, schon lagen sämtliche Kleidungsstücke auf den Steinen und vier Kerle stiegen, bekleidet mit Nichts, in den Brunnen.

Aufgrund unserer vortrefflichen Stimmung ging dies nun keineswegs leise vonstatten. Nach und nach öffneten sich bei den umliegenden Häusern die

Fenster. Empörte Rufe nach Ruhe wurden laut. Verständlich, denn schließlich war es bereits nach Mitternacht. Irgendjemand rief schließlich die Polizei an. Vom Apothekergässchen her tönte der schrille Ruf einer polizeilichen Dienstpfeife und eine uns allen bekannte Stimme schrie dort oben in die sonst so stille Nacht:

„Kommen Sie raus! Sofort raus und seien Sie still!“ Immer wieder pfiiff und schrie der Ordnungshüter nach Ruhe. Und nicht nur aus verschiedenen Fenstern war jetzt ein herzliches Lachen zu hören, denn oben über die Stufen kam der wohl „beste“ Polizist jener Zeit das Apothekergässchen herabgerannt. Er, der dem Anschein nach mit wenig Intelligenz gesegnet wurde, und allgemein in Schleiz als Pflasterzerlatscher bekannt war, kam nun keuchend am Brunnen an und schrie in seinem Dienststeifer lautstark: „Raus hier! Folgen sie mir, Sie sind festgenommen!“ Stolz wie ein Spanier führte er uns das Apothekergässchen hinauf zum VPKA (Volkspolizeikreisamt).



Briefmarke der DDR, 1970 (WIKIPEDIA)



ABV – Schild ((WIKIPEDIA)

Nackt und triefend folgten wir ihm, denn in seinem Dienststeifer hatte er nichts vom Mitnehmen unserer Kleidung gesagt. Beim Betreten des Amtes fiel der Wachhabende fast aus seiner Kabine und der Diensthabende glaubte seinen Augen nicht, was er da sah. Vier nackte, nasse Kerle und ein stolzer Polizist, der nun seine Meldung machte.

Ich möchte hier nicht wiedergeben, was der „Beste Schleizer Polizist“ von seinem Vorgesetzten zu hören bekam. Zerknirscht wurde er immer kleiner und wie ein begossener Pudel musste er losziehen, um unsere Kleidung zu holen.

Wir bekamen Uniformmäntel und warteten, bis unser Freund keuchend zurückkehrte. Nach der Ermahnung, nie wieder im Marktbrunnen zu baden, fielen wir nach einem ereignisreichen Abend endlich ins heimische Bett.

Schleizer Heimat-Hefte (13)



Der Schleizer
Neumarkt in den
1930er Jahren
(Foto:
Sammlung H.
Müller)

Das ist unser Feuer!

Schleizer Geschichten

von

Volker Reetz

Das ist unser Feuer!

Eine nahezu unglaubliche Geschichte aus dem Leben der Feuerwehr wurde in der „Schleizer Zeitung“ Nummer 70/71 von 1908 berichtet. Da sie so amüsant ist, soll sie hier nochmals wiedergegeben werden, um sie der Nachwelt zu erhalten.

Zwischen dem Führer der Schleizer Feuerwehr Leonhard und Feuerwehrhauptmann Örtel von der Lössauer Wehr hatte es gewaltigen Streit gegeben, wodurch ihr bisher gutes Einvernehmen stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Am 12. Juli 1908 riss ein Feueralarm die Schleizer Bürger aus ihrem geruhsamen Leben. In Richtung Lössau quollen dicke schwarze Rauchwolken zum blauen Sommerhimmel empor. Die Pappenfabrik in der Lössauer Mühle stand in Flammen. Hastig eilten die Männer der Schleizer Feuerwehr zum Geräteschuppen, schirrten die Pferde ein und rasselten im Trab gen Lössau. Ungefähr hundert Meter vor dem Brandort läuft ihnen wild gestikulierend ein Lössauer Feuerwehrmann entgegen - und verbot den Schleizern die Einfahrt in das Brandobjekt. Betroffen zügeln die Schleizer ihre Pferde und Leonhard wendet sich verwundert an den grimmig drein schauenden Lössauer. Doch ehe er ein Wort sagen kann, ruft jener mit barscher Stimme: „Hier haben die Schleizer nichts zu suchen!“



Ansichtskarte undatiert (Sammlung B. Franze)

Wortlos schiebt Leonhard den Lössauer zur Seite und sucht deren Brandmeister Örtel. Dieser hatte den Schleizer schon erblickt, kommt zornsprühend auf ihn zu und ruft schon von weitem:

„Raus! Die Schleizer brauchen wir nicht! Das ist unser Feuer!“

Wie vom Donner gerührt bleibt Leonhard stehen und blickt abwechselnd auf Örtel und die brennende Pappenfabrik. Langsam wendet er sich um und geht zu seinen Männern zurück, vor denen der Lössauer Feuerwehrmann wie ein Zerberus³ Wache hält.

Kopfschüttelnd setzen sich die Schleizer am Wegrand nieder und beobachten das Mühen der Lössauer, mit zwei Schläuchen dem Feuer Herr zu werden. Händeringend läuft der Besitzer der Pappenfabrik, Karl Pohl, zwischen den Löschenden umher. Da erblickt er die Schleizer, welche mittlerweile geruhsam Pfeife rauchend im Gras sitzen. Hoffnungsvoll läuft er auf sie zu und bittet verzweifelt: „Kommt doch und helft mir.“

Leonard steht auf, schiebt den Zerberus, der ihm wieder den Weg versperren will, grob zur Seite und betritt erneut die Brandstätte. Aber schon schallt ihm durch den Lärm Örtels Stimme entgegen: „Mach, dass Du raus kommst! Das ist unser Feuer! Wir brauchen Euch nicht!“ Achselzuckend geht Leonhard wieder zu seinen Männern. In der Zwischenzeit steht das gesamte Gebäude in Flammen und auch den Nebengebäuden droht nun unmittelbare Gefahr.

³ Pförtner, Türhüter o. Ä., der streng oder unfreundlich ist. (ONLINE-DUDEN)

Einen Augenblick überlegt Leonhard, dann schirrt er ein Pferd aus und eilt hoch zu Ross zum nächsten Fernsprecher, um ein Gespräch mit dem Landratsamt zu führen. Kaum zurückgekehrt, hallt ein durchdringender Schrei über den Ort des Geschehens. Dem Brandmeister und Bürgermeister von Lössau wurde beim Schmieren der Spritze ein Bolzen durch die rechte Hand geschlagen. Sofort eilen zwei Schleizer Sanitäter zu Hilfe.

„Die Schleizer brauch ich nicht!“ ruft Örtel mit schmerzverzerrtem Gesicht und sieht sich hilfeflehend nach seinen Leuten um. Erst, als ihm gewiss wird, dass unter diesen kein Sanitäter ist, muss er sich notgedrungen von den verhassten Schleizern verbinden lassen. Als er dann eiligst die Brandstätte verlassen will, kommt ihm ein Vertreter des Landratsamtes entgegen. Dessen Erscheinen bewirkt, dass nach einer Dreiviertelstunde die Schleizer endlich zum Einsatz kamen.

Doch die Angelegenheit hatte ein Nachspiel. In der Schleizer Zeitung erscheint eine Stellungnahme der Lössauer Feuerwehr, die in ihrer Abfassung wiederum die Schleizer zu einer scharfen Entgegnung veranlassen. In dieser heißt es u.a.: „Deshalb rechneten wir auch nicht weiter mit einer Wehr und ihrem tüchtigen Ortsbrandmeister, die die Meinung vertreten, dass ein Gebäude, dessen Dach noch intakt ist, einfach zusammenbrennen kann - mit einer Wehr, die bei einem großen Objekt mit zwei oft recht matten Wasserstrahlen (haben doch einige Weiber mitgedrückt) einem Umspringen des Windes begegnen zu können meint, die nicht die geringste Anstalt dafür aufweisen kann, dass sie dem Brandherd zu Leibe gegangen ist, die aber die zu Hilfe eilende Schleizer Feuerwehr etwa 100 Meter vor der Brandstätte zur Umkehr zu bringen suchte. Die sonstigen Gehässigkeiten und albernen Mätzchen zu widerlegen, ist nicht einmal die Druckerschwärze wert. In Bezug auf die Beleidigungen, die der Lössauer Artikel enthält, behalten wir uns weitere Schritte vor.“

Leider ist über diesen amüsanten Streit nichts mehr gemeldet worden. Vielleicht war die ganze Angelegenheit ja wirklich „nicht einmal die Druckerschwärze wert“. Ein bezeichnender kleiner Vorfall lässt jedoch erahnen, was wohl folgte.

Einen Monat später brach im Schleizer Stadtwald, unweit von Lössau, ein Brand aus. Nachdem dieser in stundenlanger Arbeit von der Schleizer Feuerwehr allein gelöscht wurde, machte sich bei den Männern Kehlenbrand bemerkbar. Um diesen zu löschen, wurden zwei Mann in das nahe Lössau geschickt, um Bier zu holen. Kaum hatten sie jedoch den Schankraum betreten, als der Gastwirt ihnen überlaut zu verstehen gab, dass „die Schleizer Feuerwehr in Lössau nichts zu erwarten hat!“ Zur Bekräftigung seiner Worte zersplitterte neben den beiden Schleizern ein Bierglas an der Wand.

Feuerwehr im Einsatz

So ernst, wie die Einsätze der Feuerwehr sind, um oftmals unter Einsatz ihrer eigenen Gesundheit und ihres Lebens fremdes Eigentum vor Schaden und Vernichtung zu bewahren, so humorvoll sind manche Situationen rund um das eigentliche Geschehen.

Anfang des 20. Jahrhunderts brannte die Fabrik der Gebr. Holzschuher nieder. Mit der damaligen Löschtechnik konnte oft nur das Übergreifen der Flammen auf benachbarte Gebäude verhindert werden.

Es ist schon viele Jahre her, als wieder einmal die Sirenen in Schleiz die Männer der Freiwilligen Feuerwehr zum Einsatz riefen. Überall öffneten sich die Fenster und Türen. Jeder wollte wissen, was los ist, und wo es brennt. Bereits nach wenigen Minuten fuhren die ersten Löschfahrzeuge mit Blaulicht und Martinshorn die Bahnhofstraße entlang. Ihr Ziel war das Sägewerk „Schwalbe“ (das spätere Leiternwerk am unteren Ende der J.-Alberti-Str.), auf welchem der Rote Hahn seine Flügel ausbreiten wollte. Zahllose Schleizer liefen hinter den Feuerwehrautos her, um am damals östlichen Ende der Stadt ja nichts zu verpassen. In diese allgemeine Aufregung hinein tönte nach geraumer Zeit von fern erneut ein langsam lauter werdendes Martinshorn. Ein Löschfahrzeug jedoch war nicht zu erblicken. Erstaunt reckten die neugierigen Zuschauer ihre Köpfe und hielten Ausschau.

Da, plötzlich war etwas zu erkennen. Eine uralte, schwachbrüstige Lanz-Zugmaschine polterte mit ca. 8 km/h über die Straßen. Sie zog einen mächtigen Hänger mit einer kleinen Tragspritze und einigen wackeren Oschitzer Feuerwehrmännern. Vor diesen stand an der Bordwand einer ihrer Kameraden und blies mit hochrotem Kopf auf einem trompetenähnlichen Instrument unentwegt ein „Tatü Tata“, so, als wollte er sagen: „Platz auf der Straße! Hier kommen die Osch'zer!“ Obwohl diese nicht mehr benötigt wurden, hatten die tapferen Oschitzer Floriansjünger ihre Hilfs- und Einsatzbereitschaft bekundet. Sie waren bereit, mit allen Mitteln den Roten Hahn zu bekämpfen.



Der ewige Krieg

Weiß der Teufel, wie es kam, aber immer wieder entbrannten zwischen den Schülern der Nikolai-/Quergasse und uns Kerlen vom Gratweg erbitterte Kämpfe. Und keiner konnte sagen, warum.

Hauptkampflinie für unsere Fehden war dabei ständig der Bahnübergang am Gratweg. Diese Auseinandersetzungen, die aus Kleinigkeiten entstanden, waren allerdings meist nicht ganz ungefährlich, denn als Munition benutzten wir die Schottersteine der Gleisanlagen. Wer einen solchen dann mit Wucht an den Kopf bekam, brauchte eventuell einen Sanitäter, der immer als Neutraler mit einigen Taschentüchern oder ähnlichem bereit stand, und zu Hause ein dickes Fell, das dann von der Mutter weichgeklopft wurde, denn diese Art „Krieg“ war von den Erwachsenen verboten.

Unterbrochen wurden unsere Kämpfe nur, wenn Erwachsene auf der Straße auftauchten. Dann tönte aus der jeweiligen Seite der Krieger ein lautstarkes „Aufhören! Alte!“... Sofort war Ruhe, bis der „Störenfried“ außer Reichweite war. Gefährlich wurde es nur, wenn irgendjemand einen der wenigen Schleizer Polizisten holte, welcher meist mit einem Fahrrad auf dem „Schlachtfeld“ erschien. Bevor dieser jedoch Ordnung schaffen konnte, waren die tapferen Krieger beider Seiten in wilder Flucht in alle Himmelsrichtungen verstreut.

Es trat wieder Ruhe zwischen Mühlgraben und Bahndamm ein. Doch diese war trügerisch. Wehe, einer von uns Gratweglern musste auf mütterlichen Befehl noch einkaufen gehen. Irgendeiner aus der Quer- oder Nikelsgasse hatte uns bestimmt gesehen und es gab wieder eine kräftige Keilerei.

In den Zeiten „dicker Luft“ war für uns vom Gratweg auch der tägliche Weg zur Schule gefährlich. Schnell konnte es da geschehen, dass man von den feindlichen Brüdern eingefangen und für Stunden in einem Schuppen, einem Dachboden oder sonst wo verschwand. In der Schule gab es dann noch zusätzliche Schwierigkeiten wegen Schwänzens, was wiederum daheim Ärger bedeutete. Kein Wunder also, dass wir in solchen Situationen den Umweg über die Bergstraße oder den Austeg nahmen. Die Jungs aus der Quer- und Nikelsgasse grinsten, weil wir nun doppelten Ärger hatten.

Doch wehe, es gelang uns, das Blatt zu wenden. Dann konnte es schon einmal passieren, dass einer unserer Gegner sich eine blutige Nase holte. Dann fand diese wilde (aber schöne) Zeit ihr Ende. Krieg wurde nun von den Erwachsenen gemacht und die zeitweiligen kindlichen Feindseligkeiten zwischen Gratweg und Nickels- bzw. Quergasse verschwanden für immer.

Hochwasser

Wie schön war es doch einst bei uns drüben am Gratweg. Konnte es einen schöneren Blick auf Schleiz geben, als von hier über die weite Wiese zwischen den drei Häusern und dem Bahndamm. Hinter den Schienen stieg die breite Häuserfront der Stadt auf, über der als Krone das Schloss mit seinen Türmen wachte. Nie im Leben werde ich diesen herrlichen und einmaligen Blick auf meine Heimatstadt vergessen. Ob tief verschneit, im sommerlichen Blumenkleid oder bunten Herbstschmuck - ein Blick auf die Stadt erfreute zu

jeder Jahreszeit das Auge.

Ein besonderes Schauspiel bot sich, wenn im Sommer über den Lohmen kommend dicke Gewitterwolken über Schleiz hinwegzogen und über dem Oberlauf der Wisenta ihre Wassermassen ausschütteten. Dann dauerte es nicht lange, bis eine weite Wasserfläche dem Schleizer Panorama eine völlig eigene Note gab. Meist standen wir schon bald nach dem Gewitter auf der Gratwegbrücke und beobachteten, wie das Wasser immer schneller anstieg. Dieser Augenblick war für uns und alle anderen, die sich nach und nach einfanden, absolut faszinierend. Die Wisenta stieg ständig an. Da sie zu jener Zeit noch nicht begradigt war, konnte man sehen, wie das Wasser das jeweilige Prallufer immer mehr ausspülte und Erde und Pflanzen mitriss. Von den Mühlen am Oberlauf wurden Bretter und Balken angetrieben, welche von den Anwesenden an Land gezogen wurden, denn Holz konnte man zu Hause immer gut gebrauchen.

Bald war es dann soweit. Das reißende Wasser erreichte die Brückenbögen und das angespülte Schwemmmaterial staute sich an selbigen. Nun war es höchste Zeit, die Brücke zu verlassen. Vor allem die Zuschauer aus der Stadt mussten sich beeilen, um noch mit trockenen Füßen über den Bahndamm zu kommen, denn der Gratweg stand kurz vor der Überflutung. Die Wassermassen rissen Straßendecke und -unterbau auf. In die Stadt gelangte man danach nur noch über die Bergstraße und die Rote Brücke.

Kilometerweit war dann flussauf und -ab kein Überqueren der Wisenta möglich.

Am Tage war dies alles noch eine interessante Angelegenheit. Im Dunkeln jedoch konnte es durchaus gefährlich werden. War dann die erste Hochwasserwelle vorbei, dehnte sich, soweit das Auge reichte, eine riesige Wasserfläche über die Wisentaaue aus. Dieser See schien geradezu wie geschaffen, um als Badeteich zu dienen. Herrlich war es, in den Wassermassen zu toben. Man musste nur darauf achten, nicht zu nahe an das fließende Wasser zu kommen, denn die Strömung war hier äußerst gefährlich. Getrübt wurden unsere Badefreuden allerdings von Tausenden Insekten, die sich vor den Wassermassen auf Heubündel, Äste u.s.w. gerettet hatten, nun aber unsere Körper als „Rettungsinseln“ benutzten und sich mit all ihren Mitteln festkrallten. Das juckte und brannte oftmals stundenlang. Manchmal sahen wir aus, als hätten wir die Masern. Und trotzdem gehörten diese jährlichen Hochwasser zu den schönsten Jugenderinnerungen, die heute aufgrund der Begradigung der Wisenta keiner mehr nacherleben kann.

Im Flussbad

Heute kennen wohl nur noch wenige den eigenartigen Reiz, der einst vom alten Flussbad ausging. Schon aus einiger Entfernung stieg ein leiser Geruch von

Badeöl, warmem, feuchtem Holz und geteerten Brettern in die Nase - umweht von einem undefinierbaren Stimmengewirr, das sich wie das Summen eines Bienenschwarmes anhörte. Damit auch jeder Nutzer dieses Flussbades, das weit vor der Stadt in der Nähe des Wehrteiches lag, seinen Eintritt bezahlen musste, war das gesamte Badgelände von einem hohen Bretterzaun umgeben. Eventuelle Lücken in diesem wurden zu unserer Kinderzeit vom alten Bademeister Arthur Kästner ständig und sorgfältig beseitigt. Arthur war ein besonderer Freund von uns Kindern. Alle kannte er mit Vornamen. Konnte einmal einer seine Eintrittspfennige nicht bezahlen, tat Arthur so, als sähe er es nicht.

Ständig war er in dem großen Badeareal unterwegs. War er in dem einen Augenblick an der Kasse zu finden, hatte er im nächsten schon einen Schwimmschüler an der großen Angel und brachte diesem die ersten Bewegungen im nassen Element bei. Gleichzeitig achtete er aber auch darauf, dass keiner der Nichtschwimmer über die in den Wellen schaukelnden Holzstangen in das tiefe Wasser der Schwimmer gelangte. Arthur Kästner hatte seine Augen überall und sorgte im ganzen Bereich ständig für Ordnung und Sicherheit. Hin und wieder besuchten ihn aber auch auf Voranmeldung Schulklassen oder andere interessierte Gruppen, um etwas Besonderes zu erleben. Sie alle kamen, um seinen größten Schatz zu betrachten, welchen er als sein Lebenswerk ausführlich erklärte. Es handelte sich hierbei um ein rund zwei Meter langes, detailgetreues und funktionsfähiges Modell eines ehemaligen Kreuzers der Kaiserlichen Marine, auf dem Arthur einst als Seemann diente und 1916 an der Skagerak-Schlacht teilnahm. Dieses von ihm in mühevoller Arbeit hergestellte Modell brachte er dann mit Hilfe eines zweiten Mannes zu Wasser und führte den atemlos staunenden Zuschauern sein Wunderwerk vor. Alles an diesem war funktionsfähig. Am Signalmast stiegen bunte Fähnchen auf, Geschütztürme und Torpedoläufe drehten sich und schossen (vermutlich mittels Druckluft) kleine Granaten und Torpedos über den Badeteich. Das gesamte Modell war voller Aktionen und Bewegung. Nicht nur für uns Kinder war dieses technische Meisterwerk ein unvergessliches Erlebnis.

Gebaut hatte es Arthur Kästner - er wohnte im Stadtturm hinter dem Timmichhaus (Bahnhofstraße 15) - völlig allein aus Metallteilen, die er von Schleizer Metallbetrieben erhielt.

Was mag aus diesem herrlichen Schiffsmodell geworden sein? Ich erinnere mich, dass es einmal eine Postkarte gab, auf welcher Arthur mit seinem Modell zu sehen war. Vielleicht hat noch jemand eine solche Karte und könnte sie dem neuen Schleizer Heimatmuseum zur Verfügung stellen.

Blauer Dunst

Wie gut haben es doch heute die Raucher. Am Kiosk, aus dem Automat - überall können sie bequem und mühelos ihre „Lungentorpedos“ erhalten.

Doch wie war es in der Zeit nach 1945? Kein sich da einfach eine Packung kaufen und dann ein „Mann“ sei. Damals gab es Zigaretten nur einem Alter von 18 Jahren erhielt pro Tag. Wer mehr, als diese musste sehen, wie er zu diesen kam. Möglichkeiten dazu gab es genug. Da waren einmal der seinen horrenden Preisen oder „Zigaretten gegen andere Waren“. Manche sammelten sogar Kippen auf. Eine weitere Möglichkeit war, sich Zigaretten selbst herzustellen. Bei findigen Händlern konnte man Tabakpflanzen kaufen und wer ein Stück Land sein Eigen nannte, wurde Tabakanbauer. Sorgfältig wurden die kleinen Pflänzchen gehegt und gepflegt, freudig das Wachstum beobachtet und voller Ungeduld die ersten reifen Blätter herbei geseht.



Zehnjähriger konnte angeben, was er doch für auf Bezugsschein. Ab man sechs Stück Zuteilung brauchte, weißen „Sargnägel“ in der Nachkriegszeit Schwarzmarkt mit der Tauschhandel

Pflückreif waren diese, wenn sich an den untersten Blättern gelbe Stellen und Spitzen zeigten. Konnten dann die ersten Sandblätter abgeknickt werden, war einem oft schon irgendein Gauner zuvor gekommen und hatte die heiß begehrte Ernte gestohlen. Um dem vorzubeugen, wurden Sicherheitsmaßnahmen eingeleitet, welche bis zur Nachtwache reichten. Eines Tages war es dann soweit. Die großen Blätter konnten geerntet werden. Freudig wurden sie zu Bündeln gebunden und in heimische Gefilde gebracht. Sorgfältig zog man die Blätter auf lange Bindfäden auf und hängte sie - zumeist auf dem Dachboden - zum Trocknen auf. Wem die Lunge zu sehr pff, der legte sich schnell einige Blätter und einen Strunken in die Ofenröhre, um sie im Eilverfahren zu dörren. Es war fürchterlich, wie dieses Zeug dann schmeckte und stank. Waren die Blätter dann endlich lufttrocken, begann eine eigene Zeremonie, die heute fast lächerlich anmutete. Jeder hatte ein eigenes Rezept, auf das er Stein und Bein schwor, um seine Tabakblätter nun zu fermentieren. Und jeder war der Meinung, dass nur sein Rezept das alleinig richtige war. Manche, die als Soldat fremde Tabakanbaugelände kennen gelernt hatten, wussten „todsichere“ Rezepte, deren „Geheimnis“ sie sich oftmals auch noch bezahlen ließen.

Bei uns wurde Blatt für Blatt auf dem Tisch ausgebreitet, geglättet und dann mit einer Mischung aus Honig, Pflaumenmus und Zuckerlösung bestrichen. Dann drehten wir jeweils zehn Blätter zu festen Rollen zusammen. Zum Abschluss kam dann noch etwas ganz besonderes: An nur uns bekannten Stellen vergruben wir die kostbaren Rollen im Misthaufen, damit sie in der gleichmäßigen Wärme mehrere Tage reifen konnten. Dann endlich kam der langersehnte Tag. Der Tabak konnte ausgegraben werden. Doch - das konnte nicht wahr sein - ein dreister Dieb hatte uns vermutlich beim Vergraben beobachtet und fast alle Rollen gestohlen. Uns blieb nur noch jener kleine Rest, den er nicht gefunden hatte.

Nun begann die Verarbeitung des Krauts. Mit einer in ein Holzstäbchen eingeklemmten Rasierklinge wurden von den Rollen ganz dünne Abschnitte angefertigt. Nach kurzem Trocknen konnte dieser „Feinschnitt“ in Zigarettenpapier gerollt und genussvoll mit verdrehten und verklärten Augen probiert werden. An diesem ersten Tag der heimischen Tabakproduktion erfüllte ein süßherber Duft die Wohnung - der plötzlich auch aus einer anderen Wohnung des Hauses in den Hausflur zog.

Der Landfilm kommt

Zum Glück - oder leider - kennen heute nur noch wenige die Zeit nach dem II. Weltkrieg. Die Jahre nach 1945 waren geprägt von Hunger, Entbehrungen und Mangel an allem Nötigen. Kein Wunder, dass der Begriff „Kultur“ für viele zum Fremdwort wurde und nur den Tanz nach amerikanischen Rhythmen beinhaltete. Vor allem in den Dörfern war Kultur damals etwas Unbekanntes. So war es nicht verwunderlich, dass das Wort „Landfilm“ einiges Aufsehen in den abgelegenen Orten erregte. Bedeutete es doch, dass in regelmäßigen Abständen ein richtiger Tonfilm im Dorf gezeigt wurde und dass die Menschen für eine kurze Zeit den harten Alltag, hinter sich lassen konnten.

Neugierig wurde dann auch die Arbeit des Filmvorführers von den Dorfbewohnern beobachtet, wenn er im Dorfsaal seine Geräte aufbaute. Abends drängten sich Alt und Jung in froher Erwartung in den Saal. Nebenbei stieg der Umsatz des Kneipenwirtes an solchen Abenden sprunghaft an.

Mein Freund Joachim war einer der ersten, der im neugebildeten Kreislichtspielbetrieb einen Vorführschein erwarb und damit als „Kulturbringer“ über Land fahren konnte. Das Wichtigste hierbei war, dass das transportable Filmvorführgerät „TK 36“ und die entsprechenden Filme der Kreisbetrieb zur Verfügung stellte und auch die Vorführtermine mit den jeweiligen Bürgermeistern absprach. Den Transport des kompletten Vorführgerätes und des Filmes übernahm ein Dorfbewohner, der mit einem Pferde- oder Kuhgespann den gesamten „Filmkram“ vom vorhergehenden Spielort abholte, im Dorfsaal abstellte und dafür abends freien Eintritt bekam.

Am späten Nachmittag erschien dann mein Freund Joachim am Ort des Geschehens. Er reiste von Schleiz mit einer uralten DKW aus dem Jahre 1927 mit Keilriemenantrieb und Zündlicht an. So oft ich konnte, war ich als Sozius dabei und fuhr mit, „Kultur aufs Land zu bringen“. Tief in unserem Magen lockte dabei die Gewissheit, dass der Veranstalter für die ständig vom Hunger geplagten Filmfritzen aus der Stadt jeweils ein deftiges Abendessen spendierte. Obwohl ich zu dieser Zeit keinen Filmvorführschein besaß, stand ich dann oft allein zwischen den Vorführmaschinen und ließ die Bilder über die provisorische Leinwand flimmern. Mein Freund kümmerte sich derweil um die holde Weiblichkeit.

Nun waren wir wieder einmal in einem großen Gasthof und Joachim wieder einmal verschwunden. Erst kurz vor Ende des Filmes tauchte er auf und flüsterte mir zu, nach dem Abbau der Geräte so schnell wie möglich an eine bestimmte Stelle zu kommen, wo er mit dem Motorrad auf mich warten wollte. Dann verschwand er wieder. Völlig außer Atem kam ich zu unserem Treffpunkt. Joachim wartete schon voller Ungeduld. Flugs schwang ich mich auf den großen Freischwingsattel und stutzte. Mein Freund hatte einen großen, prallvollen Rucksack auf dem Rücken, aus dem mir ein unsagbar angenehmer Duft in die Nase stieg. Neugierig versuchte ich die Ursache des Duftes zu ergründen, da reichte mir Joachim auch schon eine große Wurst über die Schulter.

Nun war mir alles klar. Solange ich den Film abspielte, hatte er die Räucherammer des reichen Gastwirtes entdeckt und sich kräftig mit deren Inhalt versorgt. Noch lange zehrten wir von diesem Vorrat, der zur damaligen Zeit gleichbedeutend mit einem heutigen Volltreffer im Lotto war. Die Einwohner dieses Dorfes mussten allerdings eine geraume Zeit warten, bis ein anderer Filmvorführer seine Geräte aufbaute. Joachim kam bei der weiteren Bespielung dieses Dorfes durch den Landfilm doch immer etwas dazwischen, so dass der Filmabend ausfallen musste.

Schleizer Heimat-Hefte (25)



Luhmstäner un Schläzer Geschichten

Von Robert Hänsel

Die Tucherhne

Das Schleizer und das Lobensteiner Tuch waren früher sehr geschätzt und die Tuchmacherei eine lohnende Hausindustrie. Wenn das Tuch aus der Färberei kam, wurde es getrocknet und zu diesem Zweck in Rahmen aufgespannt. Das waren fest in den Boden eingelassene Holzgestelle mit einem Schindeldächlein und am oberen Teil mit feinen Häkchen versehen, an die das oft 60 und mehr

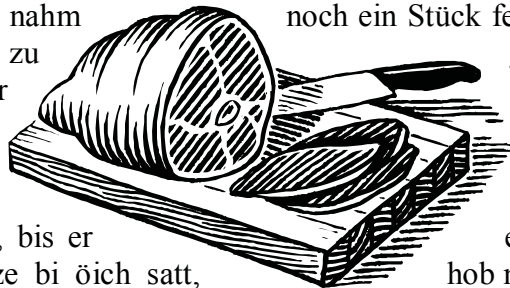
Ellen⁴ haltende Tuch angehakt wurde, Diese Rähme standen in Schleiz auf dem Schlossberg zwischen Brunnengasse und Schloss, in Lobenstein zwischen Altem Turm und Reitplatz, im Hain und am Kirchberg oberhalb der Neustadt.

Meister Paul hatte ein Stück aufgehängt und sagte zu dem helfenden Lehrbuben: „Ich will's noch e weng ausspanne (dehnen), paß auf! Wenn de su ne hall'n Schimmer durchsiehst, do schreist de Mäster, 's werd hall!“ Nun drehte der Meister an der Vorrichtung, die an einem Ende des Rahmens angebracht war. „Siehst de nuch nex, Gunge?“ „Öich sah nuch nex“, rief der Bub. „Na, do tun mer nuch e paar Dreher.“ Da schrie der Junge: „Mäster, Mäster, öich sah de ganze Stadt!“ Das Tuch hatte von dem starken Ausdehnen an mehreren Stellen miserable Risse bekommen, und wer zu dem Schaden noch den Spott hatte, das war Meister Paul.

Das kleine Frühstück

Als der Briefträger noch seine Landtour machte und jedes Dorf selbst bediente, war er ein überall gern gesehener Gast; mancher reichte ihm eine Wegzehrung, und bei dem Umfang der Bestelltour hatte er über Appetitlosigkeit nie zu klagen. Da kommt er einst auch durch ein Dorf, und an einem Hof riecht es recht verdächtig appetitanregend. Er pocht ans Fenster, und als der Bauer herausguckt, meint der Briefträger: „Öich hob ächentlich nischt vor eich, Albin, ober öich wollt Diech ner frog'n, ob de epper wos mietzenemme host.“ „S'is heit nischt mitzenemme, ober dou kannst e bille reinkomme un frihsticken, 's Wellfläsch is gerade fertig.“ „Na, öich wöll diersch niet abschlahn, öich hob zwar scho gefrihstickt, ober e bille knappern will öich scho.“ Er ging also hinein; bald stand ein Teller dampfendes

Wellfleisch vor ihm. Es dauerte nicht lange, so war der Teller leer, und der Stephansjünger nahm noch ein Stück fettes Fleisch vom Brett: „Fetts äß öich zu bringst der Schweinskopf Schnauz und von der Sau“, und kaut weiter, bis er hinlegt: „Su, itze bi öich satt, Albin.“ „S'is garn geschehen, ober äns miß öich Dir sog'n Heinrich, wenn de wöider mol zum Schlachten kimmst, nocher knapperste erst derhäm un frihstickst bei mir!“



Oberlandbote Kreise Schleiz/Lobenstein 1958

⁴ Schleizer Elle = 0,565 m, Lobensteiner Elle = 0,59 m



Geschichten und Schnurren aus dem alten Schleiz.

Fürst Heinrich LXVII. liebte es, bei seinen Spaziergängen vor Tisch in die Anlagen sich jemand zur Gesellschaft zur Tafel einzuladen. So traf er einmal den Pastor Walz aus Kirschkau und lud ihn zu sich

zur Mittagstafel. Der Pastor, der ähnlicher Gestalt wie der Kantor Wagner war, lief gleich zu diesem, um sich für den Zweck dessen schwarzen Anzug zu leihen. Frau Kantor Wagner, die allein zu Hause war, erfüllte seine Bitte. Mit dem Sonntagsanzug angetan, verließ der Pastor die Wohnung, als gerade der Kantor zurückkam. Zu Erklärungen war keine Zeit mehr, da der Eingeladene es sehr eilig hatte, zum Fürsten zu kommen. Nach seiner Heimkehr aber sagte der Kantor zu seiner Frau: „Du witzelst immer über meinen schwarzen Anzug, aber eben habe ich den Pastor Walz getroffen, der hatte einen Rock an, der war noch viel schofler als meiner.“ –

*

In einem alten Schleizer Fabrikgeschäft hatte der Fabrikherr, wenn er am Sonnabend nach Schluss der Arbeit seine Gesellen auslohnte, die Angewohnheit, zu einem alten Arbeiter zu sagen: „Es fehlen mir verschiedene Gegenstände. Wir wollen dafür so und soviel abrechnen.“ Für gewöhnlich ließ sich das der Geselle gefallen, aber einmal erwiderte er: „Aber Herr Meester, alles kann ich doch nicht genommen ham!“ –

*

In der Heinrichstadt hatte einmal ein Ehepaar mehr Kartoffeln gebaut, als es gedacht hatte. Da stritten sie sich um die Frage: „Wollen wir nun ein Schwein eintun, oder nehmen wir Schüler?“ –

*

Geschichten vom Schleizer Wochenblatt.

Etwa gegen Ende der vierziger Jahre wollte der Müller R. in der Klostermühle bei Saalburg das Blatt lesen und unter Streifband zugeschickt haben. Er wollte aber nicht viel bezahlen, da er allein wäre und keine Mitleser erhalten könne. Da sagte der alte Herr Verleger: „Nun, so schicken Sie jedes Jahr einen starken Aal!“ Als einmal der Aal ausblieb, wurde auf das Streifband ein Aal gezeichnet und dahinter ein großes „?“ – Acht Tage später traf ein kräftiger Saaleaal ein.

Im Jahre 1848 kam eine kleine Frau in ihrem Kattunmantel in die

Wochenblattexpedition und fragte: „Ist hier der Platz, wo man in die Zeitung setzen kann, wenn man einen Pik [Groll] auf jemanden hat?“ Natürlich wurde versucht, ihr das Vorhaben auszureden, und ihr vorgestellt, dass zu solchen unmoralischen Sachen kein Platz in der Zeitung wäre. Da meinte sie: „Niemand will mir helfen. Der Advokat will viel Geld im Voraus für eine Klage haben. Hier dachte ich nun, ich krieg's billiger, und da werd' ich abgewiesen!“

Um diese Zeit war die Auflage des Wochenblattes, das nur einmal in der Woche, am Sonnabend, erschien, keine große, und das „Expeditieren“ der Blätter, d. h. das Falzen und Vorrichten der Streifbänder für die Dörfer und Adressieren war als Heimarbeit in der Familie des Schriftleiters und Verlegers. Damals wurden zu den Jahrmärkten bei dem östlichen Martbottig nahe dem Pieglerischen Hause Bratwürste auf dem Rost gebraten, und dabei wurde auch für ein paar Pfennige Wurstsuppe in irdenen Schüsselchen verabreicht, worin die Bauern gern ihr mitgebrachtes Brot einschnitten. Im Anschluss an diesen alten Brauch hatte sich nun ein jugendlicher Spaßvogel in der Familie einen Extrajux für die Bauern ausgesonnen, eine kleine Anzahl „Beilagen zum Schleizer Wochenblatt“ geschrieben und darin angezeigt, dass zum Jahrmarkt in der nächsten Woche in dem Gottfried Pieglerischen Kurzwarenladen Bratwürste umsonst abgegeben würden. Am Markttage erschienen einige Bauern in diesem Laden und bestanden, als man sie abwies, auf ihren Schein, den sie als Beilage zur Zeitung gelesen hatten. Sie hatten ihn aber leider nicht mitgebracht. Ein Oettersdorfer adliger Herr hatte in seinem Blatt auch so eine geschriebene Beilage gefunden, die Untat zur Anzeige gebracht, und nun wurde der Ulk gerügt und der Missetäter verwarnt.

W. Schorr, Cuxhaven.

Oberland – Jugendblätter für Volks- und Heimatkunde 1926



Werbepostkarte undatiert (Sammlung A. Isnardi)

Als wir zum erstenmal die Eisenbahn sahen.

Wer hätte in den siebziger Jahren in Schleiz die Vogels Buben nicht gekannt, die Buben des früh verstorbenen Schneidermeisters Vogel in der Kobersgasse. Der Otto war mein besonderer Freund. Er starb als Matrose in der Südsee. Der Ernst und der Alfred sind nach Amerika ausgewandert. Als Otto und ich etwa 10 Jahre alt waren, beschlossen wir, an einem Sonntag nach Schönberg zu gehen, um einmal die Eisenbahn zu sehen.

Wir gingen die „alte Straße“ nach Mühltroff über den Pulverturm. Das Waldschlösschen blieb links liegen, und der Weg führte am neuen Teich, nicht weit von der Pechhütte und am Jägerhäuschen vorbei und dann immer durch den Hochwald, bis wir bei der Mühltroffer Schäferei wieder aus dem Walde herauskamen. Da sahen wir das Städtchen, das die Fuhrleute immer nur Mühldorf nannten, mit seinem alten Schlosse liegen. Das alte Schloss ist 1817 abgebrannt. Sein Besitzer Otto von Kospoth glaubte das Feuer besprechen zu können und blieb trotz der Warnung im obersten Stock des Schlosses. Er fand infolge Aberglaubens einen schrecklichen Tod.

In Mühltroff grüßten wir unseren Heimatfluss, die Wisent⁵, die dort durch altertümliche Gassen fließt und gingen dann auf der schönen Eichenallee nach Schönberg. Da sahen wir den Bahnhof und staunten über die vielen Schienen, die Weichen und Laternen. Der nächste Zug sollte erst später eintreffen. Deshalb begaben wir uns in die offene Halle des Gasthauses und bestellten uns für unsere 10 Pfennige, die wir mitgekriegt hatten, eine Flasche Selterswasser. Diese Flaschen waren damals noch mit Korken verschlossen, welche mit Draht befestigt waren. Otto ließ es sich nicht nehmen, den Draht zu lösen. Sobald nämlich der Draht gelöst war, sprang der Korken mit einem lauten Knall heraus und einem auch wohl ins Gesicht, wenn man es dumm anstellte. Aber der Otto nahm alles gern in die Hand, was gefährlich war.

Nun wurde das Frühstück aus der Botanisiertrommel ausgepackt. Den Vogels Buben hatte die Mutter Fleischklößchen mitgegeben, worauf sie sich nicht wenig freuten. Als wir beim schönsten Frühstücken waren, geschah auf einmal ein fernes Brausen, das immer näher kam, ein Rumpeln wie heranziehender Donner, das der Boden erzitterte, und da dachten wir uns, dass das der Zug sein müsste. Wir ließen unsere Herrlichkeiten auf dem Tische liegen und rannten hinüber an den Bahnhof, der damals noch keine Unterführung hatte. Und richtig, da kam es heran, vorneweg das Ungetüm von Eisen, die Lokomotive, die einen dicken Qualm aus dem Schornstein ausstieß. Sie ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der uns durch Mark und Bein ging, und während des Pfiffes kam ein kleiner weißer Rauch oben seitlich heraus. Der eine der beiden Männer, die auf der Lokomotive standen, öffnete eine eiserne Tür und warf Kohlen in die

⁵ Frühere Bezeichnung für Wisenta

Glut, das die Flammen nur so herausschlügen. Die Lokomotive stand still, zischte aber wie ein gebändigter Renner, der nicht erwarten kann, bis es weiter geht. Es dauerte auch gar nicht lang, da ertönte wieder ein schrecklicher Pfiff, die Lokomotive schnaubte, die großen Räder fingen an sich zu drehen, und eine Eisenstange daran fuhr hin und her. Der ganze Zug setzte sich in Bewegung, und vor uns fuhr Wagen an Wagen vorüber. 1. Klasse 2. Klasse 3. Klasse lasen wir. Die meisten Wagen hatten 3. Klasse. Wann würden wir einmal so viel Geld haben, um auf der Eisenbahn zu fahren!

Oben auf dem letzten Wagen war ein Häuschen. Darin stand ein Mann mit einer Dienstmütze. So rollte der Zug fort, wurde immer kleiner und verschwand im Walde. Wenn wir das morgen den anderen Schleizer Jungen erzählen, was wir gesehen hatten! Wie würden die sich ärgern, dass sie nicht mitgegangen waren und die Eisenbahn nicht mit angesehen hatten. So gingen wir in lebhaftem Gespräch wieder nach unserer Gartenhalle, um unser Frühstück zu vollenden. Da rannte ein Hund daraus hervor, sah uns so linkisch an, als ob er Prügel verdient hätte und riss aus. Nichts Gutes ahnend, machten wir Beine und sahen die Bescherung. Der Hund war in unserer Abwesenheit auf den Tisch gestiegen und hatte beinahe reinen Tisch gemacht. Von den Fleischklößchen war gar nichts mehr übrig. Ach, haben wir an jenem Tage viel erlebt!

Schleiz, Lenzing 1924

Br. Behr.

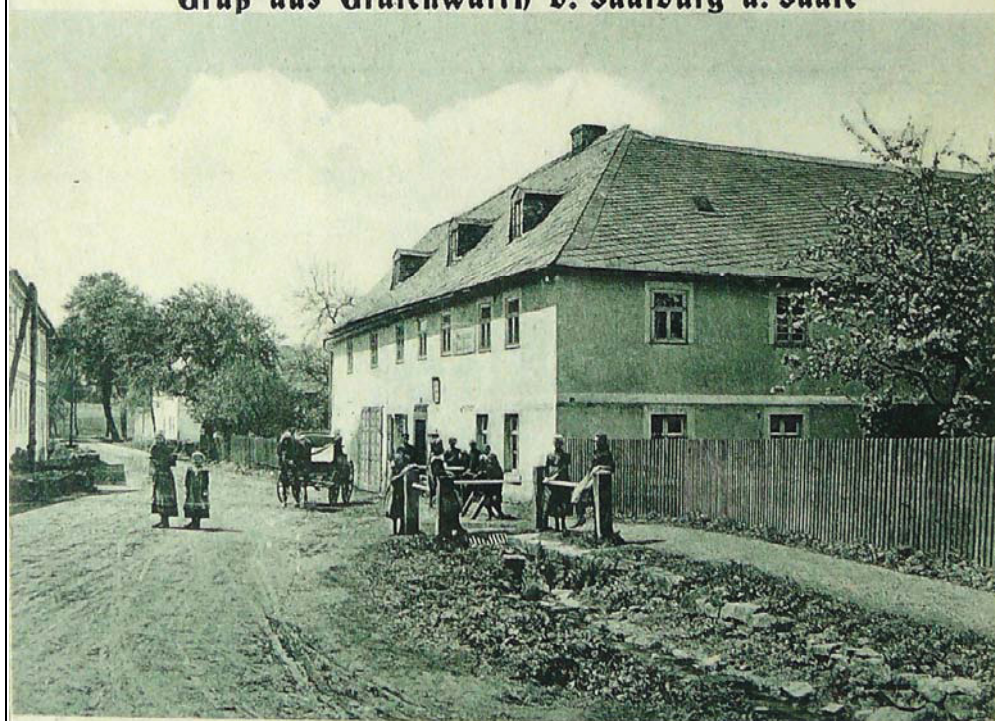
Oberland – Jugendblätter für Volks- und Heimatkunde 1924

Schleizer Dreieckrennen – undatiert
(Verlag Bild und Heimat Reichenbach/V.)





Gruß aus Gräfenwarth b. Saalburg a. Saale



Gasthof Bernhardt Becker

Werbepostkarte undatiert (Sammlung A. Isnardi)



Bad Lobenstein

LOMMESTEEN



Inhalt

Vergangenheit & Gegenwart / Heimatgeschichtl. Blätter der Greizer Zeitung	327
• Auswanderungen aus dem reußischen Oberlande.	
Reußischer Volksbote 1919	338
• Bauernregeln. [Oktober]	
• Die Nordhalbener – Lobensteiner Personenpost	339
Ostthüringer Volksbote 1948	342
• Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland	
De Rehrleskouche'n - Ortsnecknahmen:	343
• NEUNDORF	
• OBERLEMNITZ	344
• OSSLA	345
• POTTIGA	346
• RAUSCHENGESEES	347
• REMPTENDORF	347
• RÖPPISCH	349
• RÖTTERS DORF	350
• RUPPERSDORF	351
• SAALDORF	353
• SCHLEGEL	354
• SCHMIEDEBACH	356
• SCHÖNBRUNN	357
• SEIBIS	358
• SIEHDICHFÜR	359
• THIERBACH	360
• THIMMENDORF	361
• TITSCHENDORF	361
• UNTERLEMNITZ	364
• WEISBACH	365
• WEITISBERGA	367
• WURZBACH	368
• ZOPPOTEN	370
Reußischer Volksbote 1920	372
• Aus den Grenzortschaften des reußischen Frankenwaldes.	
Ostthüringer Volksbote 1948	377
• Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland	

Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises 1995	378
• Vom Ärpfl bis zum Kloß	
Ostthüringer Volksbote 1948	381
• Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland	
Thüringen in Wort und Bild	382
• Etwas von Sitte und Brauch sowie vom Aberglauben auf dem Frankenwalde.	
Ostthüringer Volksbote 1948	393
Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland	
Heimblätter – Beilage zum Reußischen Anzeiger	394
• Fürst Heinrich LXXII. und sein Leibjäger.	
Oberlandbote – Heimatzeitschrift der Kreise Schleiz und Lobenstein	396
• »Prosit Neujahr«. Neujahrwünsche in Schrift, Musik und Gesang in früheren Zeiten	



Auswanderungen aus dem reußischen Oberlande.

a) Bedeutung der Auswanderung für unser Volk – Blut will zu Blut

Das Dritte Reich hat durch die Betonung des Wertes von Blut und Boden wieder die Brücken geschlagen zu unseren Brüdern im Ausland. Durch Wiederaufrichtung der deutschen Ehre kann sich der Auslandsdeutsche voll Stolz zu seinem Volkstum bekennen. Er weiß auch, dass das Vaterland auf ihn blickt, vertritt er ja draußen Deutschland im Kampf gegen die Verleumdung unserer Gegner. So muss uns, was einst uns Grund zur Klage gab, jetzt zum Besten dienen.

b) Was trieb nun unsere Landsleute in die Fremde? – Wir fordern Arbeit und Brot!

Hören wir sie selbst.

Da schreibt 1834 die Gemeinde Ebersdorf: Karl Benjamin Jäckel, Schneidermeister, ist ein fleißiger und tätiger Meister, aber er hat kein Brot und will seinen Schwiegervater nicht erhalten. – Joh. Christoph Albrecht Hofmann, Gerbermeister in Ebersdorf, erklärt 1836: Mein Sohn hat sich bereits vor 2 Jahren aus Mangel an einem Unterkommen von hier entfernt und befindet sich dem Vernehmen nach bereits in Amerika. – So werden als Grund Nahrungslosigkeit oder kein Verdienst angegeben in Lobenstein, Wurzbach, Neundorf. In letztem Orte schreibt Joh. Andreas Fraas, Webermeister: Ich bin 48 Jahre alt, habe 7 Kinder. Es fehlt mir an Verdienst und ich habe keine Aussicht, mich ferner ehrlich zu ernähren.

Wie groß die Not in allen Berufen war, entnehmen wir einem Brief des praktischen Arztes Dr. Gemp in Ebersdorf vom 15.2.1836:

Durchlauchtigster Gnädigster Fürst!

Ich erlaube mir, Höchstdenselben folgendes unterthänigst vorzutragen: Nachdem ich bereits vor 8 Jahren meine academischen Studien beendet hatte, etablierte ich mich nach erhaltener gnädigster Erlaubnis hier als praktischer Arzt. Bald gelang es dem Erfolg meiner Praxis, mir das Vertrauen des Publikums zu erwerben. Leider aber war die große Mehrzahl meiner Patienten nicht im Stande, meine Bemühungen zu vergüten. Die besonders unter den Landleuten herrschende geringe Wohlhabenheit war Ursache, dass in den meisten Fällen selbst meine billigsten Forderungen unberücksichtigt blieben. Umsonst war die von mir gehegte Hoffnung, dass im Laufe der Jahre diese Verhältnisse sich

bessern würden, vielmehr habe ich im letztvergangenen Jahre eine weitere Abnahme meiner außerdem so schon spärlichen Einnahme erliden müssen. Um nun nicht wirklichem Mangel preisgegeben zu werden, und um wenigstens der traurigen Aussicht eines hilflosen Alters zu entgehen, habe ich den festen Entschluss gefasst, mit allen meinen Angehörigen in die vereinigten Staaten Nordamerikas auszuwandern.



Kirchengalerie der Fürstlich Reußischen Länder

Einen anderen Grund nennt die Kanzlei in Ebersdorf beim Gesuch des Schneidergesellen Joh. Christian Franz Wernlein aus Hirschberg: Supplikant¹ ist derjenige, der das Unglück hatte, bei einem Conflict mit den Gefeller Holzdieben seinen Kameraden zu erschießen. Der Aufenthalt im Vaterland ist ihm daher zuwider. (4.9.1843.)

Am 30.7.1844 schreibt Joh. Georg Bauer in Wurzbach: Bereits im Jahre 1839 fasste mein einziger Sohn, infolge einer für mich und für viele jetzt noch

¹ Ein **Supplikant** ist ein Bittsteller (WIKIPEDIA)

unerklärbaren Hinwegweisung vom Schleizer Lyceo, auf welchem 3 Jahre er sich befand, den für das väterliche und mütterliche Herz so schrecklichen Entschluss, nach Amerika auszuwandern, und führte ihn trotz all unseres Sträubens dagegen auch wirklich aus.

Einige regelten durch Auswanderung die Befreiung von Schuldenlasten. So wanderte der Tuchbreitmeister Joh. Christian Müller heimlich mit 2 Söhnen 1845 nach Amerika aus. Er hinterließ Schulden und seine Frau mit 4 Kindern. Die Frau hatte an ihn noch Forderungen wegen eheweiblichen Einbringens. Die Frau will ihm 1846 folgen. – 1847 folgt Johanne Auguste Süßengut ihrem Manne, der schuldenhalber nach Amerika geflüchtet.

Marie Christine Henriette Grünler folgt dem Vater ihrer zwei unehelichen Kinder.

Andere mögen die neue Heimat auf der Wanderschaft gefunden haben. So schreibt der schon vorher genannte Franz Wernlein aus Hirschberg: Bereits seit einem Jahre befand ich mich auf der Wanderschaft. In dieser Zeit besuchte ich auch ein Städtchen Tünzkowolle in Russisch Polen, welches ich als ganz besonders für mich geeignet fand und sogar mich dort niederzulassen beabsichtige. Denn nicht nur vorteilhaft würde ich daselbst meine Profession als Meister betreiben können, sondern es sind in dieser Stadt die Lebensmittel sehr billig. (31.8.1843.)

Viele folgten den Verwandten nach. So bringt Joh. Nicol Meyer aus Titschendorf an: Meine ältere Tochter Johanne Christine ist bekanntlich schon vor 2 Jahren mit mehreren Hiesigen Unterthanen nach Nordamerika ausgewandert. Dieselbe hat mich nun schon in mehreren Briefen aufgefordert, mit meiner übrigen Familie dahin nachzukommen. (11.2.1836.)

c) Wohin trieb nun das Schicksal die Bedrängten? – Die Welt unser Feld!

Die Mehrzahl sucht ein Unterkommen in Amerika. Selten werden Städte genannt, z. B. 1834 fährt der Gürtlermeister Christoph Wilhelm Meußel aus Lobenstein nach Baltimore. Das Amtsblatt hatte in diesem Jahr einen Zeitungsbericht aus dieser Stadt gebracht. – 1839 fährt der Bäckermeister Traugott Lebrecht Schwalbe aus Ebersdorf nach Betlehem in Nordamerika. Möglicherweise war dort eine Siedlung Gläubiger, denen in der Heimat das Wort Gottes nicht mehr rein und lauter genug gepredigt wurde. Aus der Gegend Ronneburg – Altenburg wanderten 1838/39 viele aus diesem Grunde aus. Der böse Schüler des Lyceums in Schleiz, Sohn des schon genannten Joh. Georg Bauer in Wurzbach, wurde Prediger im Staate Pennsylvanien.

In den Jahren 1837, 1838, 1839 zogen aus dem Oberlande 234 Familien nach Polen. Der Rotgerbermeister Christoph Carl Trömel in Lobenstein verkaufte sein Haus und zog 1839 nach Schadeck in Polen. – Franz Wernlein ging, wie schon erwähnt, 1843 nach Tünzkowolle in Russisch-Polen.

Im Amtsblatt 1839 lesen wir S. 15: Dass der Chirurg Christian Friedrich Brückner von hier, ein Sohn des verstorbenen hiesigen Oculisten² gleichen Namens, welcher das 70. Lebensjahr überschritten, seit länger als 40 Jahren von hier sich nach Ungarn entfernt und von seinem späteren Leben und Aufenthalt keine weitere Nachricht gegeben oder dessen etwaige Leibeserben auf Antrag dessen Stiefgeschwister auf den 10.6.1839 vorgeladen worden sind, um sich vor Uns zu melden und das in 78 Aßo bestehende elterliche Vermögen in Empfang zu nehmen unter der Verwarnung, dass der Verschollene für tot, alle übrigen aber ihrer Erbensprüche für verlustig erklärt werden sollen, wird hierdurch bekannt gemacht.

d) Wie standen nun die Regierung und die Gemeinden dazu? – Lass fahren dahin!

Die erste Stellungnahme bringt ein Schreiben der Stadtpolizei-Commission in Lobenstein vom 26. April 1833, unterschrieben Penzler-Gehring:

An die Fürstlich Hochlöbliche Landesdirektion zu Ebersdorf!

Es scheint die Sucht zum Auswandern auch in dieses Land gedrungen zu sein, besonders aber in hiesige Stadt, seitdem der Schlossergeselle Martin Seng aus Rückers bei Fulda, der mehrere Jahre hier bei Schlossermeister Penzoldt in Arbeit gestanden, nach Nordamerika ausgewandert ist und nach seinen hierher geschriebenen Briefen diesen Schritt zu bereuen keine Ursache, folglich hier Nachahmung gefunden hat.

Den Behörden kann es nicht gleichgültig sein, welchen Erfolg solche Speculationen haben, denn die Erfahrung in Wirtemberg, Baden ect. hat gelehrt, dass solche Glücksritter als Bettler in ihr Vaterland zurückgekehrt und den Gemeinden ihres Wohnortes zur Last gefallen sind, weil sie im Ausland ein Glück zu machen wähten, was auch dort nur, wie in Deutschland, fleißigen, arbeitsamen, geschickten und sparsam lebenden Leuten zu theil wird und werden kann. Um nun diese Personen nicht ihrem politischen Untergange Preis zu geben, möchte es ratsam sein, dieselben durch die Polizeibehörde vor einem unüberlegten Schritte zu warnen und auf die Gefahr aufmerksam machen zu lassen, der sie durch Aufgeben ihrer hiesigen staatsbürgerlichen Verhältnisse und den völligen Verlust ihres Vermögens in dem Falle, wenn ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen sollten, unbezweifelt entgegen gehen würden. Nach öffentlichen Blättern fehlt es nicht an Beispielen, wo Familien, auswanderten

² **Okkultismus** (von lateinisch *occultus* ‚verborgen‘, ‚verdeckt‘, ‚geheim‘) ist eine unscharfe Sammelbezeichnung für verschiedenste Phänomen-Bereiche, Praktiken und weltanschauliche Systeme, wobei *okkult* etwa gleichbedeutend mit *esoterisch*, *paranormal*, *mystisch* oder *übersinnlich* ist. In einem engeren, vorwiegend in der Wissenschaft gebräuchlichen Sinn wird die Bezeichnung für bestimmte esoterische Strömungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts verwendet. Im heutigen Sprachgebrauch hat der Begriff vielfach eine abwertende Konnotation. (WIKIPEDIA)

und in Nordamerika oder in einem anderen fremden Weltteile vergebens ihr Glück zu machen hofften, in dem hilflosesten Zustande in die Heimat zurückgekehrt sind und nur froh gewesen sind, in der Mitte ihrer Mitbürger, denen sie zur Last fallen, wieder ein Obdach zu finden. – Erst neulich ist eine für solche Zwecke brauchbare Schrift: Stimmen aus Amerika, gesammelt und herausgegeben zu Nutz und Frommen für Auswanderungslustige von M. K. E. Richter, Zwickau – 12 Groschen – erschienen, die auch hier Anwendung leiden dürfte.

Hiervon pflichtschuldige Anzeigen zu machen, halten wir uns verpflichtet und erwarten fernere behufige und hochgeneigte Resolution.

Die Höchste Entschliebung geht über die vernünftigen Vorschläge zur Tagesordnung über. Sie lautet: Es soll keinem Untertan irgendein Hindernis in den Weg gelegt werden, wenn er auswandern will. Er muss nachweisen, dass er nicht mehr militärpflichtig ist, die Familie zugleich mitnehmen, Transportkosten für jede Einzelperson mit 100 Talern, für Familienmitglieder mit je 30 Taler nachweisen, 10 von 100 Abzugsgeld zahlen und auf Heimatrecht verzichten.

Der letzte Punkt wurde stark betont, aber in der Tat hatte er nichts zu bedeuten. Das musste die Stadt Schleiz erfahren. Sie schrieb am 7. November 1854: „Am 25.2.1854 ist der Böttgergeselle Heinrich August Scharf von hier, nachdem derselbe die Auswanderungserlaubnis erhalten, nach Nordamerika ausgewandert. Derselbe ist aber von dort vor einigen Tagen hierher zurückgekehrt und gibt an, dass er sich daselbst weder auf seine Profession noch auf andere Weise habe ernähren können. – Müssen Gemeinden diese Personen, die das Heimatrecht aufgaben, wieder aufnehmen? Wir halten dafür, dass solche Individuen gleich anderen Fremden die Aufnahme in die Gemeinde wieder suchen und die nämlichen Aufnahmebedingungen wie diese erfüllen müssen.“ – Was antwortet die Regierung? „Da kein Zwang zur Aufnahme in Nordamerika ausgeübt werden kann, darf er in Heimatgemeinde nicht ausgewiesen werden. Er tritt ohne besonderes Nachsuchen in Staats- und Gemeindeangehörigkeit zurück.“

Die Auswanderung nach Polen und Rußland war durch die Konvention mit Rußland vom 19. Februar 1832 über die Freizügigkeit geregelt, die dann auch auf das Königreich Polen als einer Provinz von Rußland ausgedehnt wurde. 1834 bestand ein Verbot des Wanderns der Handwerksgesellen nach der Schweiz, Frankreich und Belgien. Auswanderer aus dem Unterlande lenkten ihre Schritte auch dahin.

Bedenklich wurde man in Greiz, als der Ziegelstreicher Stamm zu Zoppoten anführte, dass von Ebersdorf und Lobenstein bis zum April 1834 gegen 400 Personen, an deren Spitze ein dortiger fürstlicher Diener namens Jahn stehe, nach Amerika auswanderten. Greiz schreibt daraufhin an die Landesdirektion zu Ebersdorf: Da nun diese angebliche Auswanderung in

solcher Zahl Uns auffällig gewesen ist, so ersuchen wir eine Fürstl. Hochlöbliche Landesdirektion ergebenst uns zu benachrichtigen, ob das Anführen gegründet und welche Beweggründe, das Vaterland zu verlassen, vorliegen?

Greiz, 14.2.1834. Fürstl. Reuß Pl. Regierung daselbst.

Die Antwort lautet: Im verflossenen Jahre sind ungefähr 20 Personen aus hiesigem Fürstentum nach Nordamerika ausgewandert. Bis jetzt haben nur 2 Familien in diesem Jahr und der Rentsecretair Jahn um Erlaubnis nachgesucht.

Eine andere Veranlassung dieser Auswanderung als die Nachahmung des in fast allen deutschen Staaten gegebenen Beispiels, welches wohl in politischen Vorurteilen und wirklicher Überbevölkerung seinen Grund haben mag, ist uns nicht bekannt. Jahn ist Anwerbung und Verleitung zur Auswanderung streng untersagt, 22.2.1834. – Greiz antwortet, es sei nichts dem Jahn zur Last fallendes bekannt.

Der Bevölkerungsrückgang, der zum Volkstod führen muss, erhob warnend die Stimme. Es war aber tatsächlich übertrieben, denn 1833 meldeten sich nur in Lobenstein 6 Auswanderungslustige. 1834 aber waren es im Oberlande schon 12, 1836: 10; 1837: 5; 1838: 2; 1839: 8; 1840: 2; 1841: 3; 1842: 8; 1834: 0; 1844: 8; 1845: 17; 1846: 21; 1847: 21; 1848: 10; 1849: 0; 1850: 14; 1852: 96; 1854: 153.

Wir sehen die Zahl der Auswanderer von Jahr zu Jahr steigen. Gezählt sind hier nur die Antragsteller, nicht die Familienangehörigen. Da mancher sechs Kinder mitnahm, wollen wir die Zahlen mit 4 malnehmen, dann haben wir etwa die Zahl der Ausgewanderten.

Im Prospectus des Vereins für deutsche Auswanderer, der von der Regierung 1843 den Gemeinden zugesandt wurde, schreibt der Fürst zu Salm Dyk: „Deutschland hat viele Millionen an barem Werte und mehr Menschen als die Bevölkerung einiger deutscher Staaten allein an Nordamerika abgegeben.“ Das war bekannt.

Zu den Gründen der Auswanderung nimmt die Regierung nicht klar Stellung. Der von den Auswandernden angegebenen Arbeitslosigkeit wusste sie nicht zu steuern. Mit dem Schicksal der wirklichen Überbevölkerung gab sie sich zufrieden, das nahm ihr die Verantwortung ab. Der Fürst zu Salm Dyk sah klarer, wenn er in dem oben angeführten Prospectus sagt: Dass unser Vaterland an einer absoluten Überbevölkerung leide, wenn eine solche überhaupt denkbar ist, wird kein Vernünftiger behaupten wollen. Ein so ergiebiger Boden, wie der germanischer Auen, von einer so fleißigen Hand bearbeitet, wie der eines deutschen Landmannes, kann mehr Menschen reichlich und besser ernähren, wie es teilweise noch der Fall ist. Wo finden sich z. B. bei gleicher Naturbeschaffenheit wie im Regierungsbezirk Düsseldorf über 8000 Menschen auf der Geviertmeile mit einem fast alljährlichen Überschuss an Einwohnern,

und doch können auch hier noch mehr als 100 000 Morgen Heide und Moor kultiviert werden. – Später erklärt er: Gewerbetätige Menschen geben allein dem Boden erst Wert und steigern diesen fast in gleichem Maße wie ihre eigene Zunahme. – oder schickte sie diese den Gemeinden zu, ohne sie selbst durchdacht zu haben? Kam es ihr nur auf den Verein an, der die Auswanderer beraten wollte? Darüber später mehr.

Der Fürst zu Salm Dyk führte als wahren Grund an: Er liegt in der dem Maße der intellektuellen Befähigung nicht entsprechenden, noch mangelhaften Entwicklung des Handels. Vom Weltmarkt getrennt konnten Industrie und Handel, das große Triebrad der neueren Geschichte, vor Abschluss des deutschen Zollvereins in den deutschen Ländern die Mittelmäßigkeit nicht überschreiten. Darum machten wir sooft die trübe Erfahrung, dass die Ideen deutscher Talente nur in fremden Ländern ihre Verwirklichung fanden und so, während sie das Ausland mit dem in der Heimat erlangten geistigen Kapital bereicherten, die kümmerlichen Bestrebungen der letzteren durch die Rückwirkung der Konkurrenz vernichtete. – Denken wir hier nur an den Arzt Dr. Gemppe, der schreibt: Nicht nur die vielen über diesen Gegenstand erschienenen Werke haben mich belehrt, dass geschickte deutsche Ärzte in jenen Gegenden sehr willkommen sind, sondern die eingezogenen Privatnachrichten haben mir auch die Gewissheit gegeben, dass ich an verschiedenen Orten mit offenen Armen empfangen werden. – Im Amtsblatt für das Fürstentum Reuß lesen wir in einem Auszug aus einer Zeitung aus Baltimore vom 23. August 1834: Deutsche Einwanderer machen jeden Strich unseres Landes, auf dem sie sich niederlassen, fruchtbar und reich und bringen einer Gemeinde den echten Wohlstand, der nicht durch vorübergehenden Glückswechsel entwurzelt werden kann, weil er auf die Basis menschlicher Tätigkeit gegründet ist, begleitet von angestrengtem Fleiße und unermüdeter Anwendung seiner Mittel. – Die Regierung druckte diese Sätze in ihrem Amtsblatt ab, wo sie als Aufforderung zur Auswanderung wirken mussten. Sie verzichtete auf diese vom Ausland gewerteten Kräfte ihres Volkes.

Vergangenheit und Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 25-1937

Auswanderungen aus dem reußischen Oberlande. (gekürzt)

Von Alfred Kröhl, Gera

(Fortsetzung und Schluss)

Die Gemeinden waren oft froh, einen Wohlfahrtsempfänger loszuwerden. So schreibt die Gemeinde Ebersdorf 1834: „Karl Benjamin Jäckel will seinen Schwiegervater nicht erhalten, da er kein Brot hat. Bleibt er da, kann die Gemeinde leicht in den Fall kommen, alle versorgen zu müssen.“ 1846

schreibt Lobenstein zum Gesuch von Froeb und Metzner: „Wenn sie nicht auswandern, würden sie noch der Stadt zur Last fallen, denn sie sind in vermöglicher Hinsicht von Jahr zu Jahr heruntergekommen.“ Das war Volksgemeinschaft und Wohlfahrtsfürsorge vor hundert Jahren!

Einem Joh. Christoph Heinrich Wöckel verweigerte sowohl der Geburtsort als auch der Ort, wo er erzogen wurde, das Heimatrecht – er war also heimatlos (1841). Im Unterland erließ der Fürst einem einen Teil der Strafe unter der Bedingung, dass er auswanderte. Diese Abgeschobenen waren natürlich schlechte Vertreter des deutschen Namens.



Ludwig Rohbock
Ansicht von Lobenstein
um 1850

Stahlstich

Heimatgeschichtlicher Kalender des Bezirkes Gera 1982

In einer erneuerten Verordnung der Entschließung von 1833 wird am 7.10.1843 noch gefordert, dass der Auswanderer vor Aushändigung des Scheines den Nachweis bringt, dass er vier Wochen zuvor seine Auswanderung im Amtsblatt und der Geraer Zeitung veröffentlichte. Wir lesen da am 5.3.1850 im Amtsblatt: „Dass wir gesonnen sind, nächsten Monat nach Amerika auszuwandern, bringen wir hiermit vorschriftsmäßig zur öffentlichen Anzeige. Heinrich Chr. Michael Neumeister, Muckendorfer Haus bei Lobenstein. Joh. Heinrich Ferdinand Kessel, Saaldorf bei Lobenstein. Caroline Christiane Joh. Zien, Mühlberg bei Lobenstein.“ Oder es heißt da: „Gesonnen nach Amerika auszuwandern, fordern wir alle diejenigen auf, die eine Forderung an uns haben sollten, sich längstens binnen 14 Tagen bei uns zu melden, Georg Gottfried Held, Tuchmachermeister, und Margarethe Held, geb. Röder, Lobenstein, 23.3.1850.“

Man wollte damit die Gläubiger vor Verlusten schützen.

Eine weitere Verordnung vom 29.7.1852 beschäftigte sich mit den Schifffahrtsagenten.

e) Wer organisiert die Überfahrten? – Ein neues Geschäft!

Die Regierung befahl, Auswandernde, die ohne Erfolg gewarnt wurden, bei Aushändigung des Emigrationsscheines an den Verein für deutsche Auswanderer zu verweisen. In dem schon angeführten Prospectus dieses Vereins heißt es am Schluss: „Welcher Segen hätte errungen werden können, wenn man von jeher darauf Bedacht genommen hätte, ein neues Deutschland im fernen Westen zu begründen und sich wechselseitig den Markt zum Austausch der verschiedenen Producte offen zu halten, während ein so enormes Maß von Unglück aller Art vermieden worden wäre. Wie bedeutend hätte gewonnen werden können durch den Ankauf fast wertloser und unbewohnter Küsten und deren Abtretung an gewerbtätige Menschen, welche allein den Böden erst Wert geben können und diesen fast in gleichem Maße wie ihre eigene Zunahme steigern.“

Die Gründer des Vereins betrachteten sich als den schwachen Faden der sein kräftiges Gewebe über das Gesamtvaterland ausspinnen wird. Aus dem Anlagekapital durfte kein wucherlicher Gewinn gezogen werden. Düsseldorf, 10.6.1843.

Leider hat das Gesamtvaterland die Gedanken und Ziele dieses Vereins nicht aufgenommen und durchgeführt.

Im Amtsblatt 1850 sind folgende Vereine angegeben:

- **Nationalverein für deutsche Auswanderung in Leipzig**
- **Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg.**
- **Zentralbureau für Auswanderer, Leipzig.**

Letzterer Verein warnt vor dem Auswanderungsbureau des J. H. Handmann in Schleiz, da es die Drucksachen des Zentralbureaus missbrauche und die Auswanderer an den Schiffsexpedienten Herrn von Buttell und Stietzen gewiesen. Amtsblatt 1850, Seite 62.

Das Justizamt in Schleiz warnt ebenda Seite 55 vor einem hier in Untersuchung befindlichen Individuum, das verschiedene Personen zur Überfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter dem Vorgeben engagierte, sie können durch das Handlungshaus von Buttell und Stietzen in Bremen gegen Vorauszahlung nur eines Handgeldes von 5 Gulden und gegen das von ihnen abzugebende Versprechen, den Rest des Passagiergeldes nach ihrer Ankunft in Nordamerika daselbst abverdienen zu wollen, dahin übergeschifft werden. Nachdem sich nun herausgestellt hat, dass dieses Vorgeben ein durchaus unbegründetes ist, dass vielmehr von den Auswanderern das ganze Passagegeld vor ihrer Abreise von Bremen bar erlegt werden muss, bringt

man dies hierdurch zur Kenntnis des Publikums. (27.2.1850) – Vermutlich handelt es sich um Handmann. 1854 wandern ein Erwin und eine Marie Handmann aus Schleiz aus.

Am 2.9.1852 bringt das Amtsblatt: „Nachdem den Kaufleuten Gebrüder Broßmann in Schleiz auf geschehenes Ansuchen die Konzession zur Übernahme einer Agentur behufs der Beförderung von Auswanderern nach überseeischen Häfen für die Schiffexpedition Lüdering und Comp. in Bremen von uns erteilt worden ist, so wird dies hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Am 6.3.1854 schreibt Carl Eduard Trögel im Amtsblatt, S. 76: „Vom Thüringischen Verein für deutsche Auswanderung ist mir eine Agentur für hier und Umgegend übertragen worden, und nachdem mir heute von Fürstlicher Regierung die Konzession hierzu erteilt worden ist, werde ich von jetzt an meine Kräfte auch diesem Geschäfte mit aller Sorgfalt widmen.

Der obengenannte Verein hat sich die Aufgabe gestellt, jeden Auswanderer mit Rat und Tat zu unterstützen, und hat diese Aufgabe seit einer Reihe von Jahren gewiss zur Zufriedenheit der Beteiligten gelöst. Ich bitte daher alle diejenigen, welche nach Amerika auszuwandern gesonnen sind, sich bei mir persönlich zu melden.“

Im Jahre 1852 hat die Regierung in einer Verordnung vom 29.7. den Agenten genaue Anweisungen gegeben. Die Verträge für die Auswanderer mussten Namen, Tag, Abfahrts- und Bestimmungsort, Dauer, Schiffwechsel, Entschädigung bei verspäteter Abfahrt, Höhe des Überfahrtsgeldes, Art der Beköstigung, Art der Einschiffung, gefordertes Essgerät, Betten, Kosten für Beförderung des Gepäcks, Art der Unterkunft auf den Schiffen enthalten. Dem Auswanderer mussten die in den Hafenplätzen geltenden amtlichen Verordnungen zur Einsicht vorgelegt werden. Die Agentur mussten Verzeichnisse der Auswanderungsverträge führen.

Wir sehen die Regelung bis ins kleinste. Man war durch Schaden klug geworden.

Der Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg empfiehlt seine Ländereien in Brasilien bei Santos, San Franzisko in der Provinz Sante Catarina und Rio Grande do Sul, da sie sich nicht nur allein durch höchst gesundes Klima, sondern auch durch eine so üppige Vegetation des Erdreichs auszeichnen, dessen Boden sowohl zum Anbau verschiedener wertvoller Handelsartikel, als auch fast aller europäischen Gemüse- und Getreidearten sowie zum Gedeihen der Kartoffeln besonders geeignet ist und somit einem jeden dahin wandernden Kolonisten seine dortige Existenz, hauptsächlich aber durch die für ihn höchst loyalen und günstig gestellten Bedingungen, besonders erleichtert wird und selbst ganz Unbemittelten möglich ist, als selbständig fortzukommen.

f) Der Abschied – Sei begrüßt in weiter Ferne!

Der Entschluss zur Auswanderung mag lange erwogen worden sein. War der Entschluss gefasst, gab es noch viele Wege. Von der Beschaffung der geforderten Nachweise sprachen wir schon. Dann kam die Rüstung der Fahrt. Heinrich Gottlieb Hellrich, Zimmermeister in Lobenstein, brauchte

324 Taler an Reisekosten zu Wasser und zu Land,
110 Taler an angeschaffter Wäsche und Kleidungsstücken,
30 Taler an Zimmerwerkzeug.

Es verblieben ihm noch 44 Taler und 8 Groschen Vermögen. Der Auswanderungsschein kostete 1 Taler und 12 Groschen. Das Abzugsgeld wurde auf 15 Taler herabgesetzt, dann noch um 3 Taler ermäßigt.

Wenn Freiligrath im Gedicht „Die Auswanderer“ im alten reußischen Lesebuch auch abgedruckt, ruft: „Ich kann den Blick nicht von euch wenden – ihr Männer, die ihr von dem Nacken die Körbe lang, mit Brot beschwert, das ihr aus deutschem Korn gebacken, geröstet habt auf deutschem Herd!“, so malt er uns ein Bild, das in Roben bei Köstritz belegt ist. Dort wurden auch Brotschnitten zur Überfahrt geröstet. Im Oberland mag es auch geschehen sein.

War nun der Tag der Abreise gekommen, dann trat wohl das Elend des Abschieds, bei dem es selten ein Zurück gab, in ganzer Schwere ins Bewusstsein. Johann Georg Bauer, der zu seinem Sohne, dem Prediger in Pensylvanien zog, schreibt: „Ich sehe voraus, dass ich jenseits des atlantischen Oceans kein deutsches Vaterland, das ich so innig liebete und lieben werde bis ans Ende, wiederfinde und ein frühes Grab mir dort gegraben werden wird.“

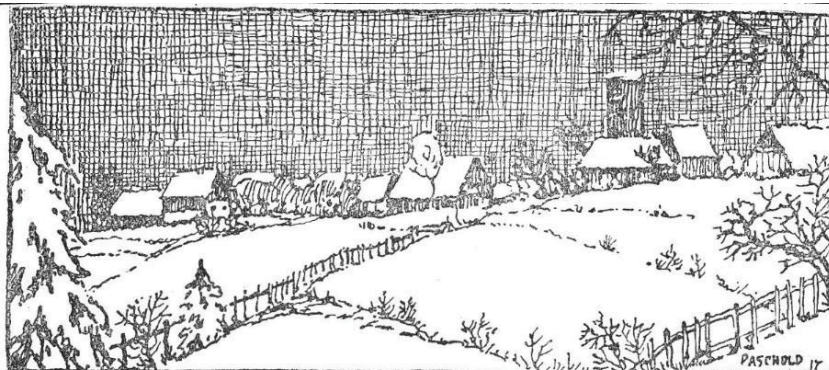
Der Maurergeselle Joh. Christ. Adam Schöberlein, Saaldorf, allerdings überlegte sich zuletzt seinen Schritt noch einmal. Er gab den Auswanderungsschein zurück. 1837. – Schlimmer ging es dem Auszügler Johann Nicol Schmidt aus Wurzbach. Er war 53 Jahre alt, hatte sich 800 – 900 Taler gespart und wollte sich das Abzugsgeld an die Gemeindekasse ersparen. Mit einem Gesindezeugnisbuch hatte er sich bis Bremen durchgeschlagen. Die Regierung hatte aber die Polizei in Bremen benachrichtigt, diese griff ihn auf und brachte ihn in Richtung Heimat in Schwung, wo er wohlbehalten eintraf.

In einem episch-lyrischen Gedicht, „Die Meerfahrt“, Weida 1852, sagt Gustav Dietrich: „Noch ein Blick werft zurück auf das alte Land. Dann Herz und Hand zugewandt dem neuen Strand!“ Karl Schurz, der Führer der Deutschamerikaner, fasst diese Doppelbindung klar: „Wer die Mutter nicht ehrt, ist die selbsterwählte Braut nicht wert.“ Dieses Wort gilt heute noch für unsere Auslandsdeutschen. Dass die anderen Völker diesen Satz nicht verstehen, führt oft zur Verneinung der Minderheitsrechte.

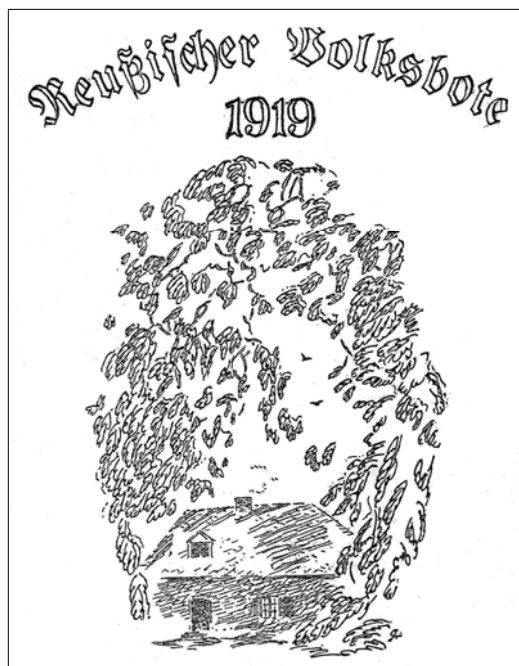
Quellen:

- Amts- und Verordnungsblatt für das Fürstentum Reuß j. L.
- Staatsarchiv Greiz, n. Rep., Gera, Cap. XI, 14., 22., 13., 27., 36., 48. (Vol. III, V, VI, VII, VIII), XI, 33.

Vergangenheit & Gegenwart – Heimatgeschichtliche Blätter der Greizer Zeitung; Nr. 26-1937



Aus Lobenstein
(Reußischer
Volksbote
Heimatkalender
1921)



Bauernregeln. [Oktober]

Ist der Weinmonat bitter kalt, werden keine Raupen alt.

Um den St. Gallustag (16.) ein zweiter Sommer kommen mag.

Fällt das Laub nicht ab vom Baum, wird ein milder Winter kaum.

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar.

Auf St. Gall (16.) bleibt die Kuh im Stall.

Wenn Simon und Judä (28.) vorbei, rückt der Winter schnell herbei.

Ist im Oktober Frost und Wind, wird Jänner³ und Hornung⁴ gelind.

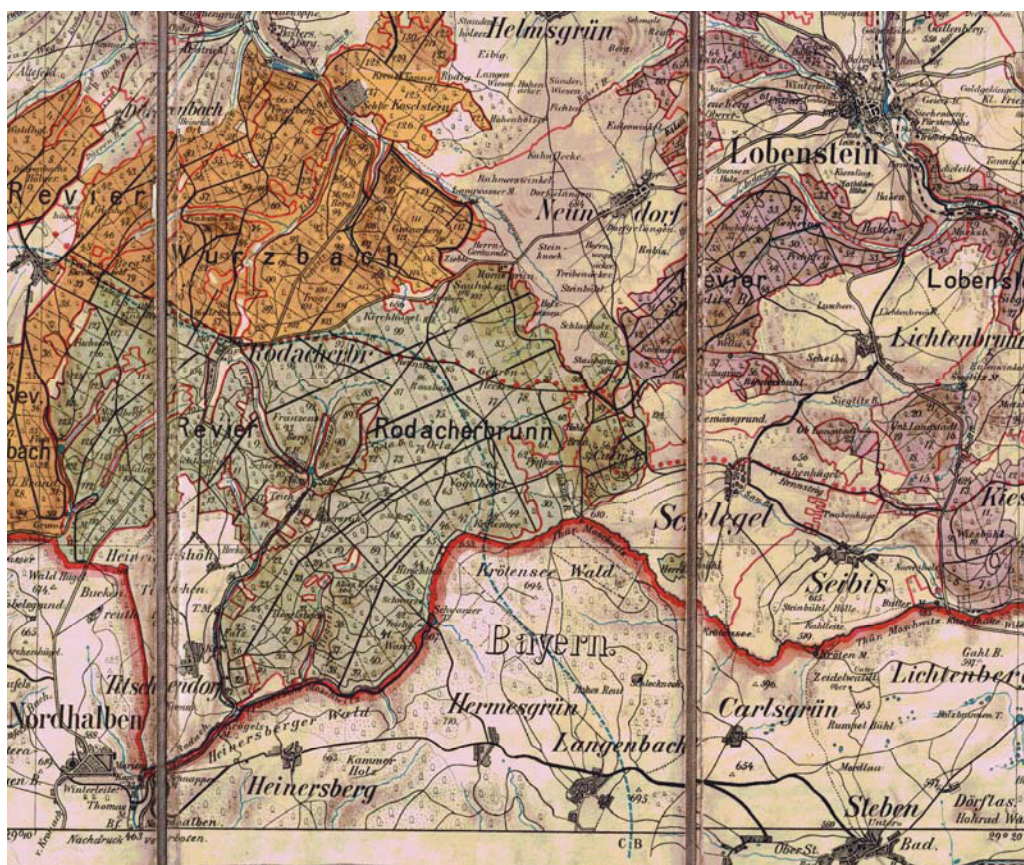
Reußischer Volksbote - Heimatkalender 1919

³ Jänner = Januar

⁴ Hornung = Februar

Die Nordhalbener – Lobensteiner Personenpost zu Ende des vergangenen Jahrhunderts. Selbsterlebtes von A. M.

Vor 1895, als Lobenstein noch keine Eisenbahn hatte, fuhren jeden Morgen von früh 5 Uhr ab kurz nacheinander Postwagen nach Lehesten, Schleiz, Reuth, Hirschberg, Eichicht und Nordhalben. Die damalige Posthalterei in Lobenstein hatte einige 20 Pferde. Durch die Bahn ist alles anders geworden. Die sämtlichen Pferdeposten haben aufgehört. In Friedenszeiten fuhr je ein Postauto nach Schleiz und Göttengrün. Auch das hat ein Ende. Der schwere und umständliche Verkehr mit unserer Kreisstadt Schleiz ist tief bedauerlich.



Nun zurück in jene Zeit vor 1895! Die Nordhalbener Post wurde von Bayern gestellt. Sie war eine Fortsetzung der Strecke Kronach – Nordhalben. Im Sommer fuhren die Postillione den Omnibus in der bekannten bayrischen Uniform. Auf der 14 km langen Strecke zwischen Nordhalben und Lobenstein wechselten ständig zwei Kutscher. Im Winter war die Fahrt mit dem überdachten, aber sonst offenen Schlitten durch den Frankenwald oft recht beschwerlich. Ich fuhr mit dieser Post Sommer wie Winter ziemlich oft und habe da manchen Spaß erlebt. Die beiden Postillione waren mittleren Alters und

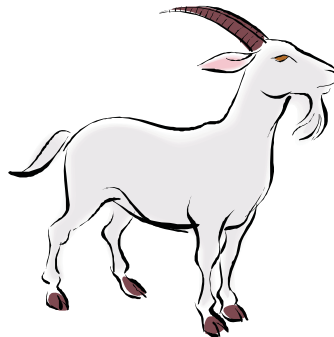
recht gute und heitere Menschen. Im Wirtshaus zu Rodacherbrunn wurden Fahrscheine ausgegeben, und so war dies eine Haltestelle für die Post. Wenn daselbst die Jugend in lustiger Stimmung beieinander war, so wurde schnell der Leierkasten hergesucht, und der Tanz begann. Der Postillion ließ es sich nicht nehmen, einige Touren mit zu tanzen. Die Zeitversäumnis wurde so ziemlich wieder eingeholt. – Als wir einmal anfangs November durch den Frankenwald fuhren, da lag am Waldesrand, wo der Weg nach Jägersruh abbiegt, ein alter Mann mit weißem Haar im tiefen Schlummer. Hut, Stock und ein Bündel Fleisch lagen neben dem Alten. Auf der Straße war noch wenig Schnee, aber doch war es empfindlich kalt, wir hatten mindestens 10° Kälte n. R. Der Postillion rief mir zu: „Herr M., da liegt aner, wolln mern aufwecken oder sterben lassen?“ Ich meinte, es ist unsere Christenpflicht, dass wir ihn wieder auf die Beine bringen. Nun ging's an die Arbeit. Er wurde gerüttelt, geschüttelt und gerufen. Es dauerte ziemlich lange, ehe er wenigstens unverständliche Laute murmelte. Auf einmal schlug er die Augen auf und schrie: „Ihr habt wohl lange kane krickt!“ Der Postillion beruhigte ihn mit den Worten: „Wir sann fei zu wanner, sei froh, dös wir dich geweckt ham, sonst wärst du erfroren, Alterle!“ Der Greis wurde nach langem Sträuben aufgeladen, und er sollte in der Hornsgrün, einem Gasthof an der Landstraße, übernachten. Es war bereits stockfinster. Wie klopfen im Wirtshaus an und wollten ihn unterbringen. Doch die alte „Katharine“ rief zum Fenster heraus: „Der soll nur heim nach Titschendorf laufen.“ Er musste es auch tun; wir aber erhielten von ihm die größten Schimpfreden, weil wir ihn wieder nach Lobenstein zu mitgenommen hatten. Das Leben hatten wir ihm doch gerettet, denn wie ich später erfuhr, hat der Alte noch einige Jahre in seinem Heimatorte Titschendorf gelebt.

Ein andermal – es war gerade Kirmes in Neundorf – fuhr ich von Rodacherbrunn nach Lobenstein. Es war eine kalte, neblige Nacht. In Neundorf hielt die Post an der Hilfsstelle. Der Aufenthalt dauerte mir zu lange, die Pferde wurden unruhig, und die Kälte wurde im Omnibus immer empfindlicher. Ich stieg aus, ging hinein zum Herrn „Postmeister“ Z. und frug: „Wo ist denn der Postillion?“ „Ja“, meinte er, „der ist bei mir schon lange fort! Vielleicht ist der nüber zu ‚Däumers‘, da ist Tanz.“ Ich gehe über die Straße in das betreffende Gasthaus, und wirklich der „Schwager“ im Mantel, mit der Peitsche in der Hand schwingt mit einer Dorfschönen einen schneidigen Walzer. Ich stellte ihn zur Rede, da meinte er: „Tanzen Sie nur an mit, so lange ham mer alleweil scho noch Zeit.“ Über eine halbe Stunde war sicher verflossen. Als es in Neundorf abging, sagte er zu mir: „Heute hat in Lobenstein der Herr Oberpostassistent F. Dienst, der wird schö grob warn, da helfen Sie mir nur a Wenig aus der Tinte, denn bei den frisch beschotterten Wegen kann man nur meistens Schritt fahren.“ Als wir in Lobenstein ankamen, ging ich mit zur Post im Rathaus. Im Schalterraum war es finster, im Dienstraum brannte ein düsteres Licht. Als der Postillion durch ein hinteres Zimmer eintrat, wetterte natürlich der riesenlange Oberpostassistent mit seiner Basstimme und wollte schließlich den Postillion

wegen $\frac{3}{4}$ stündiger Verspätung strafen lassen. Als er mit seiner Strafpredigt fertig war, erwiderte der Postillion: „Herr Oberpostassistent, ich will Ihnen mol wos sogem, bei dem Sauwetter und dem Hundsweg nehmen Sie amol mei Peitschen und fahren Sie, und ich will Ihre Feder nehmen und in der warmen Stuben das Weng Schriftliche erledigen.“ Der Beamte musste lächeln und sagte: „Nun machen Sie aber, dass Sie hinauskommen.“ Da ich als stiller Zeuge im Vorraum merkte, dass damit die Angelegenheit erledigt war, entfernte ich mich leise.

An einem prächtigen Sommermorgen fuhr ich einmal auf dem Bock mit. Während der Unterhaltung unterwegs sagte ich zum Postillion: „Mich wundert’s, dass die alten Pferde noch so laufen können.“ Da antwortete der Witzige: „Ja, der ‚Sattel‘ hat schon vor paar Jahren gebeicht, und der ‚Hand‘ hat mindestens vor zwei Jahren scho gelost.“ Er wollte damit sagen, der eine ist über 14 und der andere über 20 Jahre alt.

Bei einer anderen Fahrt ging es bei beinahe zu bunt her. In Rodacherbrunn kam eine Frau mit einer Ziege. Es war schon finster und kalt. Sie fragte den Postillion, ob sie nicht mitfahren könnte. Dieser gab zur Antwort: „Wenn der Herr nichts dagegen hat, da lad halt deine Geißen mit ein.“ Wirklich, Frau und Ziege wurden aufgeladen, und die Fahrt ging in heiterer Stimmung durch den Wald.



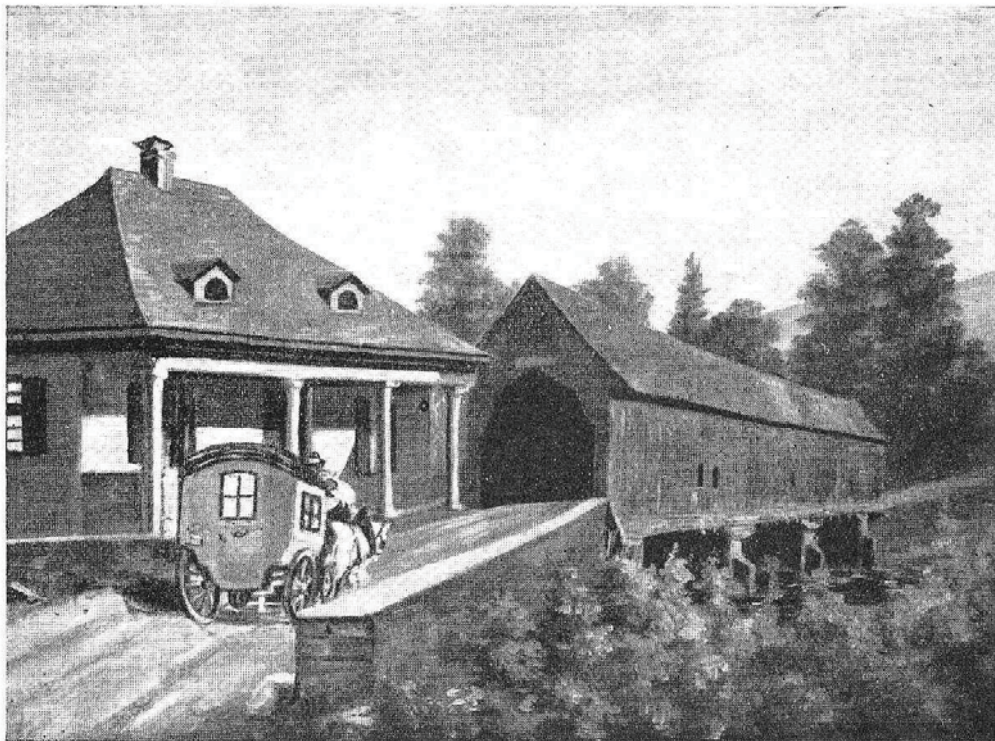
Ein großer Fehler wurde öfters gemacht, dass die Postillione oft „Blinde“ mitnahmen. Von Rodacherbrunn aus sollten einmal, den „Schwager“ eingerechnet, 9 Mann nach Lobenstein befördert werden, 3 davon hatten nur Scheine. Möglich wurde es gemacht! Omnibus und Bock waren voll, und der Postillion setzte sich auf die Deichsel, und fort ging’s. Die Postillione erhielten für ihren guten Willen höchstens ein „Danke schön“, denn die „Blinden“ stiegen vor Lobenstein aus und eilten davon.

Es mag nun genug sein mit den Erzählungen, aber sehr schade ist es, dass der Personen-Postverkehr nicht wieder eingerichtet worden ist. Lobenstein und Nordhalben haben Eisenbahnen. Der Personen- und Frachtverkehr zwischen beiden Orten ist bedeutend gehoben worden. Wir dürfen nur an Touristen, Geschäftsleute, Holzhändler an die Zigarrenfabriken usw. denken. Dazu kommt noch, dass sich die Landstraße durch den ganzen Frankenwald in einem vorzüglichen Zustand befindet, da ja alle Beschotterungen mit der Dampfwalze geglättet werden. Bei gewissenhafter Verwaltung durch die Postillione würde eine solche Post gewiss sehr rentabel sein.

Kleine Geschichten **aus dem Reußischen Oberland** **Nacherzählt von Robert Hänsel**

Oberforstmeister Kühn von Schleiz besuchte auf einer Inspektionsreise auch den Revierförster Häßner in Schlegel, ein bekanntes Original. Beim Gang durch das Revier fragt der Oberforstmeister, wie es mit dem Wildstand sei. „Ganz schlächt, niet a Schwänzle“, antwortete der Gefragte. In demselben Augenblick springt ein Häslein auf. Fragend schaut der Gestrenge dem Revierförster ins Gesicht. Doch dieser ist nicht verlegen. Ruhigen Tones antwortete er: „Das ist von Seibis, das hat nur hün'n geschlafen“. Seit dieser Zeit werden die Schlegeler häufig nach ihren Hasen gefragt.

Osthüringer Volksbote 1948



Alte Saalburger Brücke mit Zollhaus.

Nach einem Gemälde der Hofapotheker Kühn.

Horst Zippel

De Rehrles- kouch'n

Plaudereien über die Orts-Necknamen
im Kreis Lobenstein

NEUNDORF

Beenhusen

Beinhose nennen die Bewohner dieser Gegend das Bekleidungsstück deshalb, weil mehr Bein als Hose am Träger zu sehen ist. Nicht etwa die kurzen Hosen, wie sie heute noch getragen werden, sondern die etwa ein bis zwei handbreit über den Knien endende Schenkelbedeckung. Sie haben früher vor allem die Kinder im Sommer getragen, somit wurden die Knie geschont, denn diese bekamen immer schnell Löcher, wenn sie unterwegs bei Arbeit und Spiel ihren Tag verbrachten.

Aus der Vogelperspektive gesehen, hatte der Ort die Form einer „Beenhus‘,,. Allerdings ist durch die bauliche Veränderung in den letzten Jahren dieser Eindruck verlorengegangen.

Einige ältere Ortsbewohner behaupten heute noch, von der „Kuppel“ aus, einer kleinen Erhebung unterhalb des Dorfes, jene Form erkennen zu können.

Obwohl ich einige ältere Neundorfer gefragt habe, wie denn diese Bezeichnung richtig ausgesprochen wird, so verwiesen sie immer wieder auf das „ee“ in der ersten Worthälfte. Die ursprünglich oberfränkische Mundart, wie sie hier gesprochen wird, müsste ein „Baahus'n“ zur Antwort geben. Die Ursache für den Gleichklang dieses Wortes begründe ich mit der zunehmenden Vermischung der Sprachgewohnheiten oder einer sprachlichen Übernahme aus Oßla.

OBERLEMNITZ

Schildbärcher

Ein Bäuerlein lud in aller Ruhe einen Haufen Mist auf seinen Wagen. Danach spannte er seine beiden Kühe, die Bärbel und die Lotte, davor und wollte anschließend hinauf auf sein Feld nach Eliasbrunn fahren. Der Mist war schön saftig und dampfte in den Morgen. Es war schon ein Mist, wie es selten welchen gab, meinte der Bauer, trieb seine Kühe an und freute sich schon auf die reiche Ernte, die dieser Mist hervorbringen könnte.

Leider war der Wagen zu voll beladen, denn seine beiden Zugtiere mussten sich ordentlich anstrengen. Immer wieder gab er ihnen gute Worte und schob seine Mistfuhr selbst mit.

Als er nun endlich oben angekommen war, er schwitzte ebenfalls fast wie ein Ochse, da taten ihm Bärbel und Lotte leid. Jetzt ging es zwar eben weiter, aber diese Last konnte er seinen beiden Kühen doch nicht länger zumuten, dachte das Bäuerlein.

Schweren Herzens lud er den Mist wieder ab, von nun an wollte er lieber zweimal fahren.

Eine andere Version behauptet: Dieser Neckname stammt aus der Zeit des Eisenbahnbaues in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. Hier weigerten sich die Bauern, Land herzugeben, um einen Bahnhof für den Ort zu schaffen. Lieber würden sie zum Haltepunkt Heinersdorf oder zum Bahnhof nach Unterlemnitz laufen.

Honichlecker

Sicher hat diese Bezeichnung ihren Ursprung darin, dass einige Ortsbewohner neben ihrer sonstigen Feld- und Viehwirtschaft noch Bienenvölker besaßen.

Mit Honig wurden Speisen und Getränke versüßt, man hat ihn auch gegen Erkältungskrankheiten verwendet. Aus dem Wachs wurden Kerzen

gefertigt. Einige Handwerker benötigten es auch für ihr Gewerbe. Und vor allem die Kinder werden sich gefreut haben, wenn sie diese süße Speise einmal zu schleckern bekamen.



Sehenswerte Fachwerkfassade in Oberlemnitz

OSSLA

Beenhusen

Für Oßla ist der Name „Beenhusen“ ohne Zweifel als Sprachspott zu erklären. Oßla ist der südöstlichste Ort des ehemaligen Besitzes der Reichsabtei Saalfeld. Diese Saalfelder Orte sind von Thüringen her besiedelt worden, und seine Bewohner sprechen eine ausgeprägt thüringische Mundart, während die südlich und östlich angrenzenden Dörfer eine oberfränkische Mundart sprechen. Da sie für Bein selbst „Baa“ sagen, musste in ihren Ohren das thüringische „Been“ recht seltsam klingen, worauf der Spottname „Beenhusen“ hier beruhen dürfte.



Der Ort Oßla ist erstmals 1497 als „Oßlaw“ bezeugt, dürfte aber wohl etwa 200 Jahre älter sein. Der Name ist aus sorbisch osla ‚Wetzstein‘ abgeleitet und bedeutet in der ursprünglich slawischen Form Oslow den ‚Ort, wo es Wetzsteine gibt‘. Damit können wir mit großer Sicherheit annehmen, dass die ersten Ansiedler in Oßla Sorben waren, die hier schon Wetzsteine abgebaut haben, denn anders ergäbe diese Benennung keinen Sinn. Ehemalige Wetzsteinbrüche sind in der Ortsflur noch nachweisbar.

Wilbertsfresser

Für den Ort wurde in der Nachbargemeinde Röttersdorf im Jahre 1935 noch dieser Name genannt. Vielleicht waren die Oßlaer Einwohner auf dem Gebiet der Wilderei wesentlich erfolgreicher als die Röttersdorfer, so dass sie aus Neid noch zu dieser Neckbezeichnung gekommen sind.

POTTIGA

Rehrnkouchenfresser

Dieser „Kouchen“, der Teig bestand aus geriebenen gekochten Kartoffeln und Mehl, wurde auf der Herdplatte gebacken, dann mit flüssiger Butter bestrichen und gezuckert aufgerollt.

Diese Bezeichnung steht für den allzu häufigen Verzehr dieser Mehl-Kartoffelspeise. Ähnlich wie in Unterlemnitz deutet noch der Zusatz „-fresser“ daraufhin, dass die Ortsbewohner dieses volkstümliche Gericht zu ihrer „Lieblingsspeise“ gemacht haben. Denn diese Kuchen galten als Essen für arme Leute, die es sich nicht leisten konnten, aus dem teureren Weizenmehl Brote zu formen. Die Kinder der Kleinbauern, Köhler oder Pechkratzer brachten sie zu Mittag oder zur Vesper auf die Arbeitsstelle in den Wald oder auf das Feld.

Soo-dala

„Soo-dala, soo-dala ...“, mit diesem beruhigenden Zuruf an die Zugkühe meinte der Bauer doch, „so, da sind wir“, es folgte dann eine kurze Rast.

Das „Soo-dala“ ist für Pottiga wohl deshalb typisch, weil der Ort vom Saaleufer bis zur Höhe sehr steil ansteigt, so dass bei Fahrten die steile Dorfstraße hinauf die Zugtiere öfter als anderswo rasten mussten und des Zuspruchs bedurften.



Die ehemalige Gemeindeverwaltung Pottiga

RAUSCHENGESEES

Eiszapf'n

Der Begriff „Eiszapf'n“ deutet auf die kalte Zeit des Jahres hin.

Der Ort liegt ungedeckt auf einer Hochfläche. Gerade in den Wintermonaten bläst hier oben ein scharfkalter Nordwest über die wenigen Wohnstätten dieser kleinen Gemeinde.



Schon die Nachbarorte Gahma oder Burglemnitz liegen etwas geschützter hinter einem Wald oder an einem seicht nach Süden abfallenden Hang. Die Bewohner des Dorfes hatten es daher besonders schwer, diese Monate zu überstehen.

REMPTENDORF

Wölf

Wir kennen die Geschichte schon von Friesau: Gegen Abend wurde eine dunkle Gestalt in Waldesnähe beobachtet. Auch hier wurde an jenem Abend dieses ungewöhnliche Geschrei von den Ortsbewohnern vernommen. Nur, hier war man der Meinung, dass es sich hierbei um einen Wolf handelt.

Bis heute konnten sich beide Gemeinden nicht einig werden, was es nun wirklich gewesen ist.

Diese Neckbezeichnung ist selbst in der Gemeinde Remptendorf kaum noch bekannt.

Schnappbins'mnauser
Unweit des Liebengrü-
ner Flurteiles
„Lück'nsteich“ befan-
den sich mehrere
Teiche, im Volksmund
die „Dieb's- und
„Fink'nteiche“ ge-
nannt (heute sind sie
nicht mehr vorhan-
den). Die Ufer waren
in den Sommermona-
ten dicht mit Binsen
verwachsen, so dass
hier einiges



Die imposante Remptendorfer Kirche

Wassergeflügel ein Zuhause finden konnte. Die Binsen waren ebenso ein gutes Entenfutter für die Tiere im Hof. Dies wussten auch einige Remptendorfer. Sie sollen sich oftmals in der Nacht heimlich auf den Weg gemacht haben, um so zu billigem Futter zu gelangen. Dies haben aber bald ein paar aufmerksame Liebengrüner zu Ohren bekommen, denn beim Abstreifen der Binsen ist ein Schnapp-Ton zu vernehmen. Und so haben sie die Remptendorfer „Schnappbins'mnauser“ bei ihrer nächtlichen Ernte aufgelauert, ihnen die Binsen abgenommen und obendrein noch ordentlich verwackelt.

Das Resultat waren nicht nur die blauen Flecke, die mit der Zeit wieder verschwanden, sondern auch eine Neckbezeichnung, die sie lange zu ertragen hatten.

Diese Bezeichnung ist nur in der Gemeinde Liebengrün für die Remptendorfer geläufig gewesen, allerdings ist sie heute kaum noch bekannt.

Zicheunerrentendorf

Das Dorf Remptendorf wurde auch „Zicheunerrentendorf“ genannt in dem unter Liebschütz erwähnten Neckspruch.

RÖPPISCH

Das sündige Dorf

Allein schon diese Bezeichnung ist für einen Ort ungewöhnlich. Sicher ist, dass dieser Neckname mit zu den ältesten erhalten gebliebenen im Kreis Lobenstein zählt. Der Ursprung geht auf das Jahr 1719 zurück: Am 22. November des gleichen Jahres wurde im Hause der Familie Pasold die Hochzeit der ältesten Tochter gefeiert. Hierbei kam es nach reichlichem Alkoholgenuss zu einer fröhlichen Ausgelassenheit. Obwohl es den Untertanen des Gutsherrn von Reitzenstein auf Gut Unterzoppoten verboten war zu tanzen, gaben sie sich ungezwungen diesem Vergnügen hin. Bereits am 2. Dezember desselben Jahres erging ein Regierungsreskript des zuständigen Amtes Schloss Burgk an das Unter- Zoppotener Gericht. In dem Schreiben heißt es: „Wenn nun solchem Unwesen und Üppigkeit gnädigste Landesherrschaft keines Weges nachgesehen wißenwollen. Alß befehlen wir euch, hinführe beßere Acht darauff zugeben und die Verbrechere zubestrafen, in specie diejenigen so auff Pasolds Hochzeit getanzet.“

Scheinbar war der Herr von Reitzenstein nicht sonderlich erbost über diesen Vorfall oder hatte andere Sorgen, als sich um ein paar tanzende Bauern zu kümmern. Jedenfalls antwortete er gar nicht auf dieses Ersuchen. Doch schon bald darauf, am 10. Januar des Jahres 1720, folgte ein zweites Schreiben, in dem gefordert wurde, die Übeltäter binnen acht Tagen mit 10 Talern zu bestrafen.

Daraufhin nimmt der Gutsherr den Betroffenen nur das Versprechen ab, künftig nicht mehr tanzen zu wollen. Die Herrschaft ist zwar damit nicht einverstanden, aber wie es in einem weiteren Schreiben heißt: „Sie läßt es ordiesmal hingehen.“

Für den Ort galt früher auch die Redensart: „In Röppisch is de Walt mit Brattern verrammelt“, weil der dortige Kirchturm mit Schindeln gedeckt war.

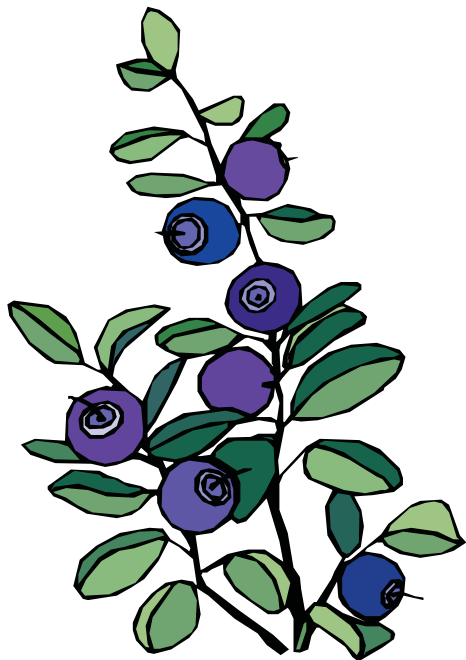


Die Kirche Röppisch

RÖTTERS DORF

Beerwanz'n und Beerkämmer

Der an der Verbindungsstraße zwischen Wurzbach und Lehesten an einem Steilhang gelegene Ort ist umgeben von großen Wäldern, die sich bis hinauf zum Wetzstein (792 m) ziehen, der größten Erhebung des Bezirkes Gera⁵. Ein großer Teil der männlichen Bevölkerung fand schon seit Jahrhunderten in den nahegelegenen Schieferbrüchen bei Lehesten und Schmiedebach Beschäftigung. Selbst in Ortsnähe, am „Kühlen Morgen“ wurde das blaue Gestein abgebaut und zu Wand- und Dachschiefer verarbeitet. Die Bewohner des Frankenwaldes waren oft gezwungen, sich Nebenerwerbe zu suchen. Besonders die Frauen und Kinder waren in den Sommermonaten dazu angetan, in den ausgedehnten Forsten nach den Früchten des Waldes zu suchen. Ende Juni pflückte man die Walderdbeeren, im Juli und August ging man in die Heidelbeeren, in der örtlichen Mundart „Schwarze Beer“ genannt, und in die Himbeeren. Im September bevölkerten die Bewohner die Wälder, um die Brombeeren und Preiselbeeren, in der hiesigen Mundart als „Helberle“ bekannt, zu pflücken.



Schon im letzten Jahrhundert gab es zur Zeit der Beerenreife für ein paar Tage, manchmal auch 2-3 Wochen, die sogenannten „Blaubeerferien“. Diese Tage brachten nicht nur freudige Abwechslung in das triste Alltagsleben, sondern wurden oft auch von den Kindern als strapaziös und hart empfunden. Denn sehr zeitig des Morgens ging es hinaus, um zuerst auf den oft geheim gehaltenen Stellen zu erscheinen. Die eingewickelten Butterbrote und der schon erkaltete Kaffeeersatz schmeckten zwischen den rauschenden hohen Fichten noch mal so gut.

Eines darf hierbei allerdings nicht unerwähnt bleiben: Um Beeren zu pflücken, vor allem bei Heidel- und Preiselbeeren, mussten Bestimmungen eingehalten werden. So gab es neben den zeitlichen Begrenzungen auch die vom Förster erst einzuholende Genehmigung, um überhaupt die Früchte des Waldes sammeln zu dürfen. Durch die Not in der Bevölkerung wurden solche Gesetze oft nicht eingehalten und es kam hierbei häufig zu empfindlichen Ordnungsstrafen.

⁵ Verwaltungsgebiet der DDR

Der Neckname „Beerwanz'n“ bedarf noch einer Erläuterung: Die echten Beerwanzen sind grüne Blattwanzen, die auf Heidelbeerkraut leben. Wenn man beim Beerenpflücken versehentlich eine Beerwanze berührt, so sondert sie als Abwehr ein grässlich stinkendes Sekret ab, das die soeben gepflückten Beeren ungenießbar macht. Der erfahrene Beerenpflücker meidet deshalb den schönsten „Beerfleck“, wenn er dort diese unliebsamen Gäste entdeckt. Als Neckname aber bezeichnet man mit „Beerwanz'n“ besonders eifrige Heidelbeersammler.



Zuweilen wurden die Röttersdorfer auch „Beerkämmer“ genannt. Es war früher zur Beschleunigung der Beerenernte üblich, die Beeren mit einem hölzernen oder blechernen kammartigen Gerät, an dem unten ein Kästchen befestigt war, zu ernten. Da die Beeren unten hängen, brauchte man nur von unten die Beerbüsche abzukämmen und hatte schnell alle Beeren abgestreift, freilich auch viel Laub mit abgerissen. Deshalb war dies streng verboten, weil es die nächstjährige Ernte schädigte. Es wurde aber immer wieder praktiziert, weil man auf diese Weise sehr schnell viele Beeren erbeutete.

RUPPERSDORF

Mistsutt'nlatsher

Entlang der beiden Dorfstraßen reihen sich die Bauerngehöfte wie an langer Kette. Dazwischen schlängelt sich plätschernd der Dorfbach. Er war zugleich der Entsorger der ständig laufenden Mistbrühe aus den Höfen. Diese lagen alle an einem Hang, somit war es unvermeidlich, dass die Straßen des Ortes zu jeder Jahreszeit von stinkenden Pfützen geziert wurden. Keiner konnte daher Wege besorgen, ohne in diese hineinzu-“latschen“. Erst nachdem die kollektive Landwirtschaft große Stallanlagen baute und diese mit gut funktionierenden

Kanalisationssystemen versah, ist diese Bezeichnung ungerechtfertigt. Aber die Volksmeinung ist ziemlich hart in ihren Darstellungen: „Wer e Mistsutt'nlatscher war, der wird a eener bleim.“



SAALDORF

Saalefink'n

Erst im Jahre 1784 entstand die Gemeinde Saaldorf aus etwa anderthalb Zwergsiedlungen in dem schwer zugänglichen Saaleabschnitt zwischen Lemnitzhammer und Saalburg. Die meisten Ortsteile, nur aus 1-2 Häusern bestehend, verdankten dem inzwischen längst eingegangenen Bergbau ihre Entstehung. Die mitten im großen Saalwald lebenden Menschen versuchten natürlich mangels eigener Landwirtschaft, aus dem Wald ein gewisses Zubrot zu gewinnen. Die Wilderei dürfte sich in unmittelbarer Nähe eines fürstlichen Wildparks wegen guter Aufsicht kaum gelohnt haben. Dagegen war die Vogelstellerei auf Singvögel weit verbreitet. Der Flurname „Vogelherd“ an der Langgrüner Bucht dürfte wohl auf einen herrschaftlichen Fangplatz hinweisen. Aber auch die Saaldorfer wussten ihre Fangplätze einzurichten. Zum Fang von „Krammitzern“ oder „Krammetsvögeln“, wie an der oberen Saale die Wacholderdrosseln heißen, legten sie ihre „Beerbeete“ an, schmale Erdaufschüttungen mit fruchtenden Wacholder- und Vogelbeerzweigen als Lockspeise und einem zwitschernden Lockvogel. Sobald sich die auf dem Herbstzug befindlichen Drosseln hier niedergelassen hatten, wurde durch Zug an der „Ruckleine“ das vorher gespannte Netz auf die Vögel herabgelassen. Vielfach aber wurden im Saalwald auch „Finkenherde“ errichtet zum Fang der hier recht häufigen Buchfinken; davon ist der Neckname „Saalefinken“ für die Bewohner Saaldorfs herzuleiten.



Blick vom Heinrichstein nach Saaldorf

Unser Oberland; Heimatbuch aus dem Kreise Schleiz / Schleiz 1927

Saalpolynesien

Im 19. Jahrhundert wurde von Intellektuellen auch der Name „Saalpolynesien“ für Saaldorf gebraucht, weil die zahlreichen kleinen Siedlungen weit verstreut im Waldmeer des Saalwaldes lagen wie die Polynesischen Inseln in der Weite der Südsee. Um 1932 sind allerdings viele dieser Streusiedlungen in den Fluten des Bleilochstausees verschwunden.



Lochhans'n

Einstmals lebten viele der Bergwerksarbeiter zwischen den Siedlungen, die heute Saaldorf bilden, und dem Lemnitzhammer in Höhlen, die sie unweit ihres Arbeitsplatzes reichlich vorfanden. Daher diese Bezeichnung, da sie alle in „Löchern hausten“ oder durch Löcher in ihre Behausungen kriechen mussten.

Noch bis Ende der 50er Jahre unseres Jahrhunderts lebte ein Ehepaar in einer solchen Erdhöhle. Von den Bewohnern der Umgebung wurden sie als die „Einsiedler“ bezeichnet. Für ihren Lebensunterhalt betrieben sie eine kleine Feldwirtschaft und hielten sich Schweine, Ziegen,

Hühner und Gänse, die alle in einer Nebenhöhle untergebracht waren. Nachdem Saaldorf mehr und mehr zum Urlauberzentrum ausgebaut wurde, hat man die letzten Höhlenbewohner dieser Gegend nach Lobenstein in eine neue Wohnung umgesiedelt. Noch heute berichten ältere Bürger von den Höhlenmenschen unweit von Saaldorf.

SCHLEGEL

Kulmindjaner

Unweit des Ortes, dicht am Rennsteig gelegen, erhebt sich der Kulmberg (729 m). Schon seit einigen Jahrzehnten wird hier Diabas abgebaut. Bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts war diese Erhebung für die Ortsbewohner das Ziel vieler Spaziergänge an den Wochenenden. Man hat an dieser Stelle einen herrlichen Rundblick in die bewaldete Umgebung. Im Dorfe selbst wurde noch bis 1874 alle drei Jahre am Johannistage (24. 6.) das sogenannte „Maienfest“ abgehalten. Diese Bezeichnung hat nichts mit dem Monat Mai zu tun, vielmehr nannte man

die frischgrünenden Triebe an den Fichten so, auch wurde die grünende Birke so bezeichnet.



An den Tagen zuvor stellten die jungen Burschen des Ortes einen großen Baum auf dem Dorfplatze auf. Dieser mit einer Fahne und bunten Bändern geschmückten Fichte wurde zuvor der Stamm geschält. Es war schon zur guten Tradition geworden, diesen Baum vom Kulmberge zu holen. Am eigentlichen Festtage trafen sich dann die Bewohner von Schlegel und den benachbarten Gemeinden zum Volksfest. Noch bis zu jenem Jahre erschienen die Besucher in der jeweiligen Tracht ihrer Heimatdörfer. Mit Musik, Tanz und reichlichem Vorrat an leiblichen Genüssen feierte man dann bis in die späten Nachtstunden. Dieser alte Brauch war der Ausdruck ländlicher Freude über den zurückkehrenden Sommer und der Hoffnung auf eine gute Ernte.

Dieses Fest ist belegt für den heutigen Ortsteil Seibis und für die Nachbargemeinde Lichtenbrunn.

Der Neckname „de Kulmindjaner“ steht unmittelbar im Zusammenhang mit dem nahegelegenen Berg, der oft von den Einheimischen aufgesucht wurde, um Holz, Heilkräuter, Pilze und Beeren zu sammeln.

Schnapsgläse

Dieser zweite Neckname, der heute nur noch wenigen Bewohnern bekannt sein dürfte, hat seinen Ursprung darin: Die wenigen landwirtschaftlichen Kleinbetriebe im Ort vermochten nicht allen die notwendige Arbeit zu geben, daher mussten viele, gerade die jungen Burschen, in die Fremde. Oft arbeiteten sie schon auf einem Hof oder als Handwerker in den Nachbarorten wie Neundorf, Harra oder Blankenstein. Eine Eigenheit dieser Auszügler war, ein „Schnapsgläsle“ im Reisegepäck mitzuführen. Der Volksmund brauchte nicht lange dazu, um diese Gewohnheit auf die Ortsbewohner zu übertragen.

SCHMIEDEBACH

Leich'nwach'nbremsen

Die Einwohner des an einem steilen Hang gelegenen Dorfes verdanken diese Hänselei den Bewohnern der Nachbardörfer auf der Hochebene Weitisberga und Heberndorf.

Weil sich der kleine Friedhof des Ortes unterhalb der letzten Häuser unweit eines kleinen Wäldchens befindet, liegt die Vermutung nahe, dass man hier den Leichenwagen bremsen musste. In den chronistischen Aufzeichnungen des Ortes wird jedenfalls ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Schmiedebach nie einen Leichenwagen besessen hat.

Hanghühner

Dieser Neckname deutet ebenfalls auf den am Steilhang gelegenen Ort. Die Bewohner, so munkelten böse Zungen, sollen einstmals ein langes und ein kurzes Bein besessen haben, um sich ungehindert fortbewegen zu können — wie die sagenhaften „Hanghüner“.



Staud'ngackser oder –kackser

Da schon seit Jahrhunderten der Schiefer hier abgebaut wurde, so wuchsen auch von Jahr zu Jahr die Abraumhalden immer mehr. Die Natur brauchte nicht lange, um auch an diesen Stellen ihr Vorrecht geltend zu machen und jene künstlichen Hügel mit einem Niederwuchs zu zieren. Kleines Buschwerk und verkrüppelte Stauden sind hier zu finden. Vor allem aber die Birke, „das Unkraut unter den Bäumen“, wie sie oft im Volksmund genannt wird, hat sich hier fest verwurzelt. Da rings um den Ort viele solcher Halden zu finden

sind, die alle von Stauden gekrönt werden, ist es nur zu verständlich, wenn die Schmiedebacher recht oft die Gelegenheit nutzten, um sich hier ungesehen der Notdurft zu entledigen.

SCHÖNBRUNN

Haarsock'n

Wer hatte sie denn eigentlich damals nicht an, diese aus Schafwolle gestrickten, bis zu den Knien reichenden Strümpfe? Es war dies eine Eigenheit der Ortsbewohner, sich in der kalten Jahreszeit mit jenen Fußwärmern ins Wirtshaus zu setzen. „Des war doch fräier äiberall e su“, erzählte mir ein alter „Haarsock'n“ und zeigte mir ein herrliches Exemplar alt-oberländischer Winterbekleidung. Warum sie daher nicht eigentlich „Wollsock'n“ heißen, war meine nächste Frage. „Weil mar halt zou dar Woll' fräier Haar gesocht hot“, war die Antwort.

Hier irrt allerdings der Gewährsmann aus Schönbrunn: das Wort „Wolle“ ist ein altes germanisches Wort und hieß nie anders; „der Haar“ ist eine alte, heute ausgestorbene Bezeichnung für den noch nicht verarbeiteten Flachs; und dieses Wort kommt hier nicht in Frage. Die richtige Deutung ist anderswo zu suchen. Noch 1935 nannten die Schönbrunner ihren Spitznamen als „Härsocken“, und darin steckt das alte Eigenschaftswort „hären“. Dies war früher aus Luthers Bibelübersetzung noch wohlbekannt, denn dort heißt es von dem Prediger Johannes in der Wüste „er trug ein härenes Gewand“, was soviel wie „grobgewirktes Gewand“ bedeutet. Demnach waren die „Härsocken“ mit sehr dicken Nadeln grob gestrickt. Dies wird auch durch die Form „de Nidelsocken“ 1935 für diesen Spitznamen bestätigt, der ausdrücklich auf die Nadeln hinweist.

Wasserträger

Schon der Ortsname Schönbrunn weist darauf hin, dass der Ort von Anfang an sehr gute Wasserverhältnisse hatte. Sehr viele Einwohner konnten ihr Trink- und Gebrauchswasser aus dem hauseigenen Brunnen im Keller entnehmen. Für die übrigen Bewohner gab es in unmittelbarer Nähe der Kirche zwei sehr schöne Brunnenhäuser, davon ist leider nur noch eines vorhanden. Hier konnten sich die jene Bewohner mit dem lebensnotwendigen Nass versorgen. Durch die günstige Versorgungslage der meisten Haushalte scheuten diese natürlich die nach ihrer Meinung unnötigen Ausgaben für eine zentrale Wasserversorgung, weshalb die Wasserträger bis in jüngste Zeit zum alltäglichen Dorfbild gehörten, denn erst 1973 entstand in Schönbrunn als einem der letzten Orte im Kreis eine zentrale Wasserversorgung für alle Haushalte, aus welchem Anlass noch im gleichen Jahr ein „Wasserfest“ gefeiert wurde.

Das Wasser im Dorfbrunnen soll sehr gut gewesen sein. Als in einem Trockenjahr sich ein Wassermangel bemerkbar machte, wurde sogar das Kreiskrankenhaus in Ebersdorf aus diesem Brunnen versorgt.



Brunnenhäuser in Schönbrunn

Unser Oberland; Heimatbuch aus dem Kreise Schleiz / Schleiz 1927

SEIBIS

Schott'nsäufer

In Seibis wird's bei Toch nit toch.

(In Seibis wird es am Tage nicht hell).

Dieser Ortsteil der Gemeinde Schlegel lag, schon bevor er eingemeindet wurde, immer im Schatten des nur etwas größeren Nachbardorfes. Von den ringsum dunkel erscheinenden Wäldern und der Lage im tief eingeschnittenen Saubachtal wird wohl dieser Spruch abgeleitet worden sein. Und wenn noch graue Gewitterwolken über die Hochfläche dahinziehen, dann hat dieser Spruch doppelte Berechtigung. Selbstverständlich gibt es auch hier oben sonnige Tage, obwohl eine alte Weisheit behauptet: Im Frankenwald ist ein halbes Jahr Winter, der Rest aber schlechtes Wetter. Diesen Satz oder einen recht ähnlichen kann man häufig in Thüringen hören. Und jeder schwört darauf, dass diese Worte unbedingt in seiner Heimat geboren wurden.

Natürlich neckten sich auch hier die Burschen. Noch heute kennt man die alten Sprüche: „In Seibis sanse ei'gebroch'n un ham e dude Sau erschdoch'n. Jesis

na!“ Oder: „In Seibis sanse ei' gebroch'n un san a dorch e Loch gekroch'n. Jesis na!“ Zudem rief man hinterher: „Wer hod'n de Bärb'l von Seibis gekennt?“ Natürlich war auch hierbei ein „Jesis na!“ der Abschluss.



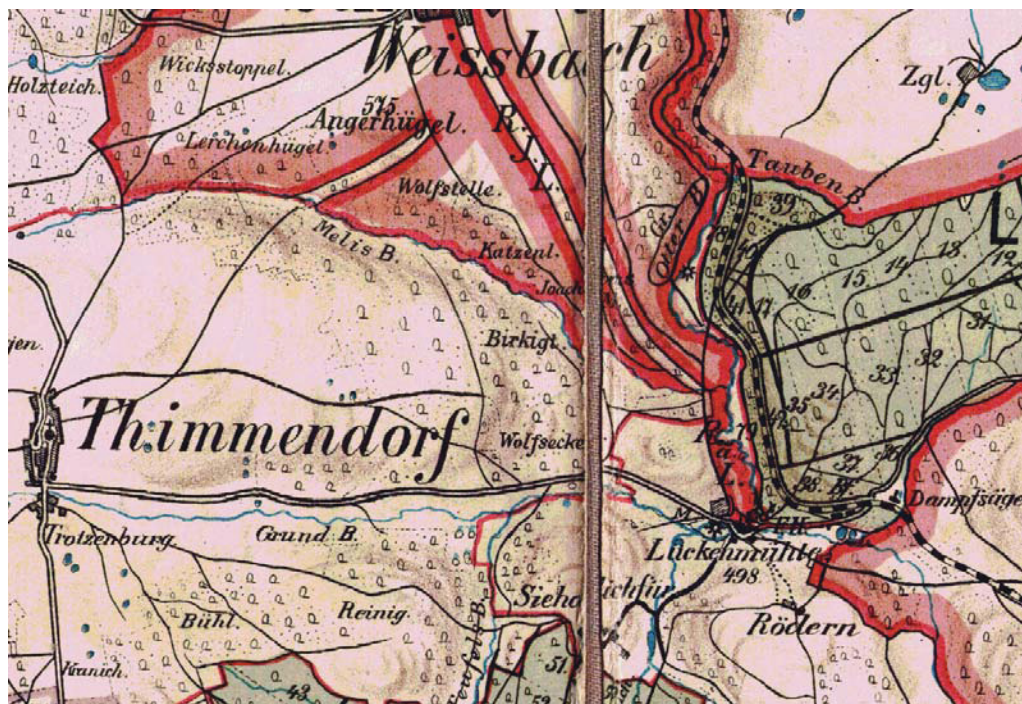
Der eigentliche Neckname „Schott'nsäuer“ für die Seibiser wird von den heutigen Einwohnern überhaupt nicht mehr verstanden. Deshalb sind sie auf den abwegigen Gedanken gekommen, der Name bedeutet eigentlich „Suttensäuer“ und erinnert an den „Schwedentrunk“ im Dreißigjährigen Krieg, als man den gepeinigten Einwohnern Jauche zu trinken gab.

Dies beweist, wie schnell sich die Mundarten verändern können, denn noch im 18. und 19. Jahrhundert war im gesamten Reußischen Oberland das Wort „Schott'n“ ganz geläufig. Es bezeichnete „Saure Milch“ oder genauer, die bei der Herstellung von Quark anfallende „Molke“. Insofern erinnert dieser Neckname an die Eliasbrunner „Buttermilchsäck“, welche die Butter nach Lobenstein verkauften, um sich von der Buttermilch zu ernähren. Ähnliches sagt der Name „Schott'nsäuer“ über die Seibiser: sie verkauften den Quark und tranken selbst die Molke.

SIEHDICHFÜR

Die Streusiedlung Lückenmühle wird als Schneidemühle erstmals 1624 erwähnt; in den Akten ist von „Nicol Müller, Finck genannt, Inn der Lückenmühl“ die Rede. Nach dem Namen des Müllers hieß sie auch „Finckenrühl“. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie wüst, danach aber wieder aufgebaut, und im 19. Jahrhundert mit zwei benachbarten Kleinsiedlungen „Rödern“ und „Siehdichfür“ zu einer Gemeinde zusammengeschlossen. Rödern liegt auf einer Rodeinsel im Wald südlich von Lückenmühle, während das

kleinere Siedhichfür südwestlich von Lückenmühle ganz im Wald versteckt ist. Vermutlich erhielt es den Spottnamen „Siedhichfür“, weil der Waldweg nach dieser abgelegenen Siedlung für unsicher und gefährlich galt. Es ist dies einer der seltenen Fälle, dass ein Neckname zum offiziellen Namen einer Siedlung wurde.



THIERBACH

Schlitt'nשמierer

Der Ort selbst liegt an einem Hang, umgeben von großen Waldungen. Da schon immer die Kinder in den Wintermonaten diese Steillagen nutzten, um mit ihren Schlitten in die Täler zu rodeln, entwickelten sich mit der Zeit bald wahre Meisterschaften zwischen den Jugendlichen aus den umliegenden Orten, wie z. B. aus Eliasbrunn und Ruppertsdorf kamen die Jungen und Mädchen. Und immer wieder probierten vor allem aber die größeren Burschen neue Methoden aus, um noch schneller die vorgegebene Rennstrecke zu bewältigen.

Bei dieser Gelegenheit soll einer aus Thierbach lange Zeit seine Kufen mit einer Speckschwarte, ohne allerdings bemerkt zu werden, eingeschmiert haben. Doch eines Tages kamen einige hinter dieses Geheimnis. Sie stellten ihn zur Rede und forderten ein Geständnis. Nachdem sich die Kunde der künstlich verbesserten Kufengleitfähigkeit herumgesprochen hatte, wurden bald alle Bewohner des Dorfes wegen dieser Raffinesse mit jenem scherzhaft gemeinten Titel ausgezeichnet.

THIMMENDORF

Schweizer

Im Ort gab es über Jahrhunderte viele Schafe. Allerdings gehörten diese nicht wie in den Nachbardörfern Altengesees und Lothra zum Rittergut, sondern waren Eigentum der Bauern selbst. Da viele dieser Schafe gemolken werden konnten, um die Milch dann in der kleinen Molkerei des Dorfes weiter zu verarbeiten, so wurden bald die Einwohner mit dem Namen der Berufsgruppe „de Schweizer“ in Verbindung gebracht.



Thimmendorf.

Kirchengalerie der Fürstlich Reußischen Länder



Wegen der Schafe kam es aber auch zu harten Auseinandersetzungen mit den Gutsherren in den schon oben erwähnten Nachbarorten. Denn die Herren von Watzdorf befahlen ihren Schäfern, die Herden über die Fluren von Thimmendorf zu treiben. Aus diesem Grunde ist es zu einem 261 Jahre dauernden Rechtsstreit zwischen den Bauern von Thimmendorf und den Herren von Watzdorf auf Altengesees und Lothra gekommen.

Erst im Jahre 1732 wurde in Lobenstein zu Gunsten des Dorfadels entschieden. Um diesem Urteil den Anschein der „Gerechtigkeit“ zu geben, wurden die von Watzdorf mit Einschränkungen belegt: Sie durften „... nicht mehr als 450 Stück Vieh über die Weiden treiben, und dies nur zu bestimmten Jahreszeiten.“

TITSCHENDORF

Latschfritzen

Der südlichste Ort des Oberlandes, jenseits des Rennsteigs gelegen, ist

Titschendorf. Diese junge Siedlung verdankt der Gegenreformation im Bistum Bamberg ihre Entstehung, als der Bamberger Bischof das Land rekatholisieren wollte und hartnäckige Protestanten des Landes verwies. Der evangelische Landesherr Reuß fühlte sich verpflichtet, den Glaubensbrüdern zu helfen und dabei zugleich einen abgelegenen Zipfel des eigenen Herrschaftsgebietes wirtschaftlich zu erschließen. So bot er zwischen 1620 und 1661 insgesamt 36 protestantischen Familien aus dem dicht benachbarten bambergischen Städtchen Nordhalben Siedelland auf dem Titschenberg über der Rodach an.



Diese Neusiedler behielten ihre Nordhalbener Mundart bei, die zwar mit der oberländischen verwandt ist, sich als urwüchsiges Oberfränkisch doch recht deutlich abhebt. Noch heute zeigt die Titschendorfer Sprache durchaus solche Eigenheiten. Dies mag der Grund sein, dass die Titschendorfer von den reußischen Nachbarn „Latschfritzen“ genannt wurden, denn „latschen“ (mit kurzem a) bedeutet so viel wie ‚unverständlich reden‘, während „laatschen“ dagegen ‚unbeholfen gehen‘ bedeutet.

Mit den Titschendorfern hatte der Landesherr übrigens einen guten Griff getan. Als tüchtige Flößer gründeten sie eine Floßgemeinschaft. Diese kaufte Holz auf, fällte die Bäume, zerteilte sie in handliche „Blöcher“ und verfloßte sie mit dem Frühjahrshochwasser auf der Rodach nach Franken, wo sie das Holz gewinnbringend an die „Wehrleute“ an der Rodach weiter verkauften. Es war dies ein recht gefährliches Unternehmen, denn auf dem schmalen Gewässer verhakten sich die Floßstämme häufig an Baumwurzeln und mussten mit den mit Stachel und Widerhaken versehenen Floßstangen befreit werden, wobei man oft ins kalte Wasser fiel und sich auch schwer verletzen konnte.

Mit ihrem Flößerruf „Hannla, zwick ou, s gitt nan erla Stueck!“ wurden sie

deshalb von den Burschen der Nachbarorte gern gehänselt.

Brockenfresser

Mit ihrem evangelischen Glauben nahmen es die Titschendorfer Exulanten sehr ernst. Man sagt ihnen nach, dass sie bei der Abendmahlsfeier in der Kirche darauf sahen, immer besonders große Hostien zu bekommen. Deswegen nannte man sie in den Nachbarorten gern „de Brockenfresser“.

Schuldburghauser

Trotz ihrer Tüchtigkeit waren viele der Neuansiedler aus Nordhalben arg in Schulden geraten, zumal das karge Rodeland auf dem Titschenberg wenig Erträge brachte. Da so viele Ortsbewohner in diese missliche Lage gerieten, wurden sie auch „de Schuldburghauser“ genannt. Dieser Neckname war noch Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt.

Schildbircher

Schließlich wurde den Titschendorfern auch der Name „de Schildbircher“ verliehen, ohne dass ein Anlass für die Bezeichnung überliefert ist. Vielleicht wurde dieser geläufige Name eingeführt, als der ältere Neckname „Schuldburghauser“ nicht mehr verstanden wurde.



Kirche in Titschendorf.

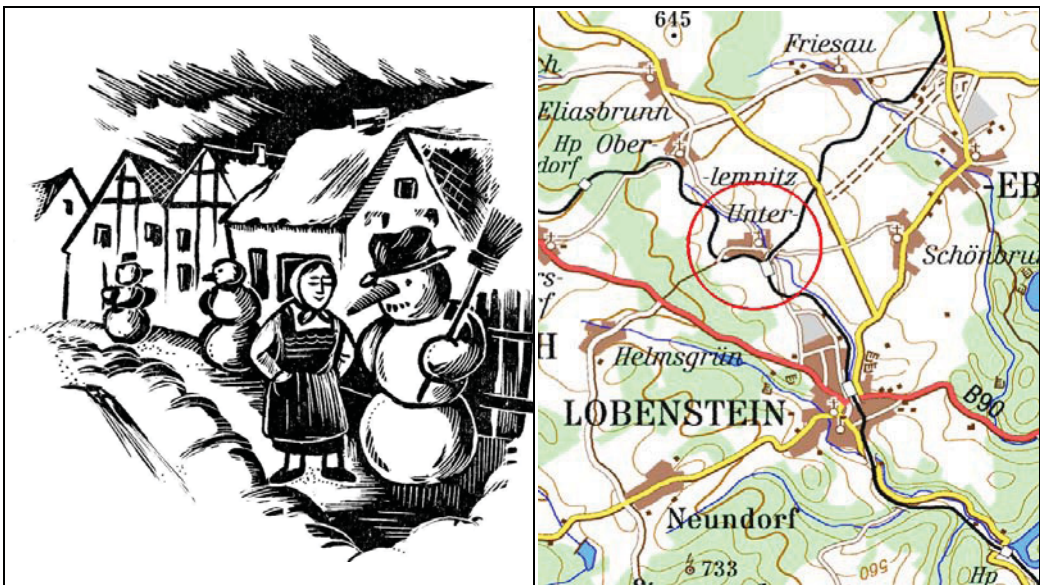
UNTERLEMNITZ

Rehrntätscher oder Rehrleskouchn

Zweifellos ist diese Bezeichnung – wie in Pottiga – auf die häufige Zubereitung dieses Armeuteessens zurückzuführen. Überall in den Dörfern haben die Bewohner diese Mehl- oder Kartoffelspeise als Brotersatz gegessen. Zubereitet wurden diese „Tätscher“ aber meist aus dem billigeren Gerstenmehl. Da diese Getreidesorte seit Jahrhunderten in dieser Gegend vorrangig angebaut wurde, galten diese „Kouchn“ bald als Volksspeise in den Frankenwalddörfern. Noch heute werden sie zu den alljährlich stattfindenden Marktfesten in Lobenstein, Pottiga oder Wurzbach angeboten und finden reißenden Absatz.

Im Ort selbst wird zur Kirmes in jedem Jahr ein sich um dieses Herbstfest verdienter Bewohner zum „Ehrenbürger“ ernannt. Neben einer Urkunde wird ihm auch ein Rehrleskouchn überreicht. Diesen muss er anschließend vor dem Publikum verzehren.

„Tätscher“ leitet sich von dem thüringischen Mundartwort „tätschen“ her, das so viel wie „mit der Hand breitschlagen“ bedeutet, denn die rohe Kartoffelmasse wurde mit der Hand in die Pfanne gedrückt, auch die Tätscher aus Gerstenmehl wurden wohl ursprünglich mit den Händen breitgedrückt, ehe zu diesem Zwecke das „Wellholz“ eingeführt wurde.



Schneimänner

Die langen Winter im Oberland werden wohl dazu beigetragen haben, dass der Ort diesen zweiten Necknamen erhielt. Noch heute finden wir in den schneereichen Monaten viele hübsche Schneemänner vor den Häusern stehen. Um 1935 war dieser Neckname „de Schneimänner“ nur bei den Kindern gebräuchlich.

WEISBACH

Reiber

Die Sage erzählt, dass König Rudolf von Habsburg im Jahre 1291 das Raubritternest „Hohenwaldsburg“ oder „Wysburg“ zerstört haben soll. Viele schaudererregende Taten müssen diese einstigen Beherrscher jener Burg vollbracht haben, denn neben Raub, Erpressung, Zerstörung und anderen typischen Raubrittertugenden sollen sie auch die Bevölkerung immer wieder drangsaliert haben. Es muss den Menschen dieser Gegend wie eine zweite Geburt vorgekommen sein, als dieser Hort des Schreckens dann endlich zerstört wurde.

Über viele Jahrhunderte suchten Einheimische und solche, die davon gehört hatten, nach den neun silbernen Kegeln und den acht goldenen Kugeln, die die einstigen Burgbewohner kurz vor ihrem Untergang versteckt haben sollen. Leider bisher vergeblich.

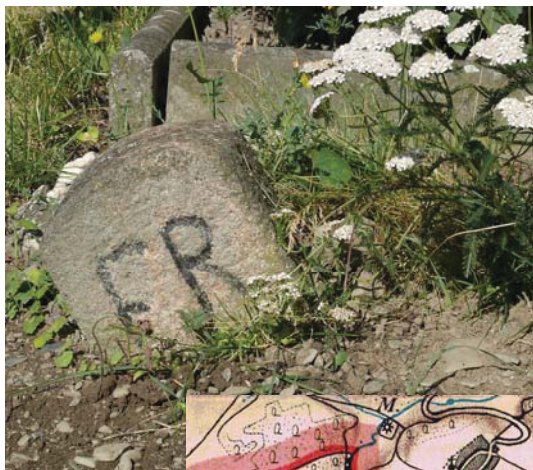
Wenn auch nur noch wenige Überreste einstiger Ritterherrlichkeit an dieser Stelle übriggeblieben sind, eines blieb im Gedächtnis des Volkes haften: das Räubertum. Und daher ist es auch nicht verwunderlich, wenn die Bewohner von Weisbach lange Zeit als „de Reiber“ geneckt wurden, obwohl sie selbst einstmals froh gewesen waren, von diesem Gesindel befreit worden zu sein.

Seit dem Jahre 1985 werden an dieser Stelle vom Weimarer Museum für Ur- und Frühgeschichte und vom Armeemuseum Dresden Ausgrabungen vorgenommen. Bisher hat man einige Mauerreste vom ehemaligen Kellerbereich freigelegt. Von besonderem Interesse dürften hierbei die zwischen 28 kg und 76 kg schweren Zechsteinkugeln sein, die vermutlich aus 450-500 m Entfernung gegen die Burg geschleudert worden waren, um diese, schon in der Sage dargestellt, zu zerstören. Zurzeit halten die Untersuchungen auf dem Gelände an.

Pflastermänner

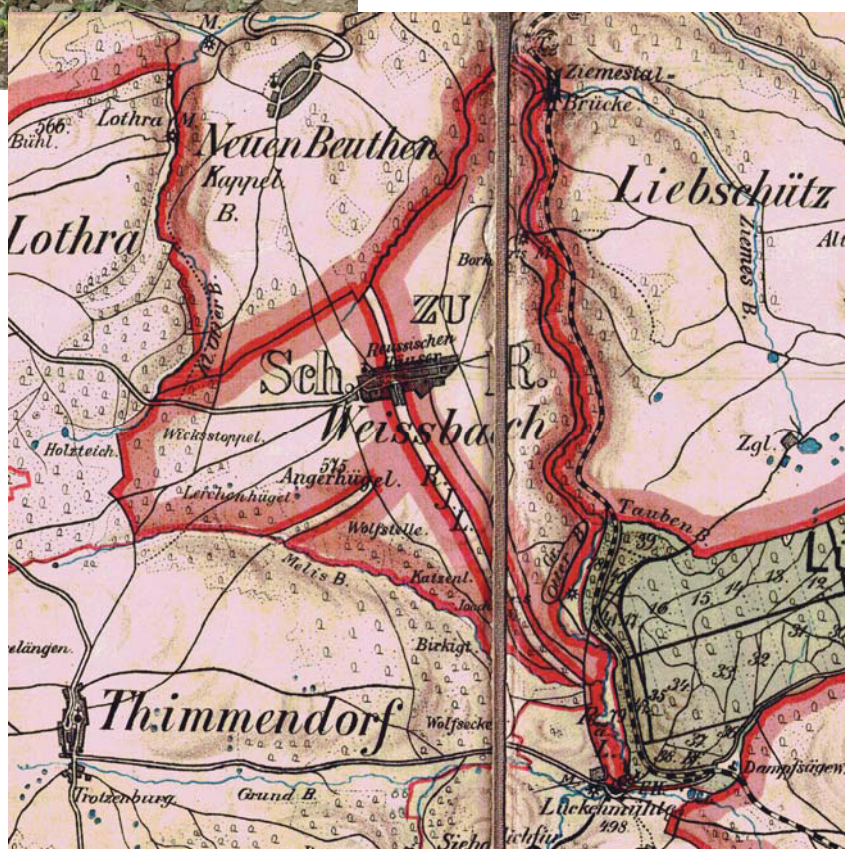
Die zum einstigen Amtsbezirk Leistenberg des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt gehörende Gemeinde war durch ihre territorial ungünstige Lage eine Exklave weit ab vom „Mutterland“, schon immer wirtschaftlich gehemmt. Die meist Land- und Viehwirtschaft betreibende Ortsbevölkerung hatte es oft doppelt schwer, die Waren im „Ausland“ anzubieten. Anders sah es schon bei den um Königsee und Oberweißbach lebenden Bergbewohnern aus, die sich seit Jahrhunderten mit dem Sammeln und Verarbeiten von Heilpflanzen beschäftigten. Hier gab es Familien, die seit langer Zeit ein Handelsprivileg in der Tasche hatten und als „Buckelapotheker“ bis weit in die deutschen Länder reisten, um dort ihre Waren recht günstig absetzen zu können. Mit dem Reff auf dem Rücken zogen sie oft monatelang umher. Sie waren mittlerweile bekannte und geachtete Leute – die Olitätenhändler aus dem Lande Schwarzburg-

Rudolstadt. Die Bewohner der Gemeinde Weisbach hatten mit alledem nichts zu tun, sie lagen nur zufällig in eben jenem Herrschaftsbereich. Zwar hatten es diese „Kräutervagabunden“, wie sie auch scherzhaft genannt wurden, ebenfalls nicht gerade leicht, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, aber der Neid hielt sich auch vor ihnen nicht zurück. Und so wurde selbst der Ort Weisbach mit einbezogen. Nur weil in der Residenz Rudolstadt die berühmten Heilpflaster hergestellt wurden, bekamen eben die Bewohner kurzerhand einen Necknamen, den sie nun wirklich nicht verdient hatten.



Die Exklave Weisbach inmitten reussischen Gebietes. Der Gipfel der Kleinstaaterei jedoch war die Tatsache, dass durch die Weisbacher Flur und sogar durch den Ort ein Gebietsstreifen des Fürstentums Reuß j. Linie führte. Auf ihm standen ursprünglich vier Gehöfte.

Der Grenzstein ist noch heute sichtbar!



WEITISBERGA

Gougoug'n (Kuckuck)

Der Ort liegt in landschaftlich schöner Lage umgeben von Wäldern am Fuße des Henneberges.

„Do liechdar Hund begrohm“ (Dort liegt der Hund begraben), was soviel heißt: Dort ist nichts los. Abseits der größeren Verbindungswege liegt der Ort schon, und geteilt war er obendrein auch noch: in eine Dorfhälfte, die nach Schwarzburg-Rudolstadt gehörte, und in einen Teil, der den Reußen jüngerer Linie untertänig war. Die Grenze soll einstmals genau durch Pöhlmanns Backofen verlaufen sein, so erzählen es jedenfalls die Einwohner mit einem schalkhaften Zucken im Auge.



Weil die Weitisbergaer in ihrer versteckten Waldeinsamkeit ebenso schwer zu finden waren wie der scheue Waldvogel Kuckuck und weil sie obendrein in ihrer eigentümlichen Mundart dessen Namen wie „Gougoug“ aussprachen, erhielten sie selbst den Necknamen „de Gougoug'n“.

Aber bitte nicht vergessen: Wenn der Kuckuck ruft, dann auf den Geldbeutel klopfen, so wird das Geld das Jahr über nicht ausgehen. Und falls jemand noch nicht verheiratet ist, der kann einmal die Lockrufe zählen, denn die Anzahl derselben ergeben die Jahre, die man noch auf den Partner warten muss.

Dachsfänger
Weit'sbarcher Zud'n (Lumpen),
wern in dar Mistsutt' gebrud'n (gebraten),
af's Rod gelecht
un zum Teif'l gegecht (gejagt).

Im Hochdeutschen würde sich dieser Spruch gar nicht reimen. Mit diesem Vers wurden jedenfalls die Jugendlichen des Ortes von den Gleichaltrigen aus Schmiedebach und Heberndorf auf dem Tanzboden empfangen. Anschließend erkundigte man sich noch nach der Anzahl der Dachse, die in Weitisberga wieder gefangen worden sind. Denn ein Bursche soll einstmals damit geprotzt haben, sehr viele Dachse gefangen zu haben. Natürlich musste er daraufhin einen ausgeben, und schließlich blieb seither an den Einwohnern von Weitisberga der Spitzname „de Dachsfänger“ hängen.

WURZBACH

Mondspritzer

Es war in den letzten Jahren des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Wurzbach ist stolz auf seine Feuerwehr. Und so mancher kleinere Brand wurde schon durch deren Einsatzbereitschaft gelöscht. Gerade an jenem Tag wollte man sich zusammensetzen, um die so oft erwähnten Heldentaten anständig zu begießen. Außerdem wurde eine neue Spritze angeschafft, auch diese musste noch ordnungsgemäß ihrer Bestimmung übergeben werden.

Alle saßen nun gemütlich im „Goldenen Löwen“. Das Bier schmeckte immer besser. Auch die Stimmung wurde zunehmend aufgelockerter. Natürlich ist es da erforderlich, immer einmal um die Ecke zu gehen. Toiletten waren zwar vorhanden, aber die reichten bei so vielen Männern nicht aus, zudem war es die Macht der Gewohnheit, hinterm Haus in die Ecke zu pinkeln. Dies war an sich nichts Besonderes. Und so torkelte einer hinaus. Als er nun so ganz 'benebelt um das Haus bog, sich in aller Ruhe hinter die nächste Ecke stellte, da wurde ihm auf einmal bewusst, dass da ein heller Schein am Himmel ganz deutlich zu sehen war. Der Kerl wurde plötzlich vor Schreck wieder ganz nüchtern. Aufgrund seines stark ausgeprägten Feuerwehrmannpflichtbewusstseins kreiste nur noch das eine Wort in seinem Kopfe herum – Feuer!!!

Völlig aufgeregt rannte er zurück zu seinen Kameraden, die unterdessen ein fröhliches Liedchen angestimmt hatten, zeigte mit dem Finger in Richtung Heinersdorf und brüllte das für alle Feuerwehrleute so ernüchternd wirkende Wort – Feuer – in den Gastrum.



Motiv am ehemaligem Amtshaus Wurzbach

Anfangs wusste wohl keiner so richtig, ob dies nicht wieder einmal so ein blöder Scherz ist oder diese Sache ernst zu nehmen sei. Jedenfalls verstummte plötzlich die lustig trällernde Gesellschaft. Der Feuerwehrhauptmann, der eben noch mitgesungen hatte, bekam zusehends einen hochroten Kopf, erhob sich ruckartig von seinem Stuhl, so dass er umfiel. Nun brüllte er zum zweiten Mal dieses aufreizende Wort – Feuer – in den Raum. Erst jetzt hatten es die übrigen Sauköpfe begriffen, dass es brennt. Ja, aber wo denn? Manch einer noch ganz starr vor Entsetzen, manche schon in größte Panik versetzt, rannten Hals über Kopf zum Spritzenhaus. Mittlerweile wurde auch den restlichen klargemacht, dass der vermeintliche Feuerschein in Richtung Heinersdorf zu finden war. Die neue Spritze hatten sie schnell herausgezogen, aber vergessen wurde es schon wieder einmal, die Pferde zu holen. „In so einem Durcheinander geht aber auch alles schief!“ brüllte der Hauptmann seine Leute an, den man beinahe noch umgeschupst hätte, weil er sich wieder einmal genau vors Tor stellen musste. In hektischer Erregung fuchtelte der aber nur mit seinen dicken Armen in der Luft herum und brachte überhaupt nichts zustande. Nun raste man endlich auch ohne Pferde los, zog und schob den Kasten über den Marktplatz und versuchte mit ganzer Anstrengung, die Spritze den Berg hinaufzuschieben. Das Bier, das die Burschen zuvor in sich hineingeschüttet hatten, wird wohl so mancher bei seinem Übereifer wieder herausgeschwitzt haben.

Als das Ding nun endlich oben auf dem Berg war, alle konzentrierten sich nur auf die Spritze, keiner wusste so richtig, wo und was eigentlich brennen sollte, da stand plötzlich der Mond dick und rund vor ihnen am Himmel und schien sie anzulächeln. Weit und breit kein Feuerschein. Alles lag ruhig und still, nur das Rauschen des nahegelegenen Waldes war zu hören. Ein so friedliches Bild nach solch anstrengender Tour, nein, dies hatte wirklich keiner erwartet.

Ob sich diese Geschichte in Wurzbach wirklich so zugetragen hat, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist jedenfalls, dass es sich hier um eine ausgesprochene „Wandersage“ handelt. Allein in Thüringen ist die gleiche Sage mit leichten Abweichungen noch sechsmal belegt, und zwar von den „Mondstürmern“ aus Ernstthal (Kreis Neuhaus), aus Jagdshof (Kreis Sonneberg) und aus Horschlitt (Kreis Eisenach), von den „Mondputzern“ aus Altendambach (Kreis Suhl) und aus Bollerode (Kreis Eisenach) sowie von den „Spritzepumpen“ aus Vitzerode (Kreis Eisenach).

ZOPPOTEN

Strauchdiebe

Die Zerrissenheit einiger Ortschaften in mindestens zwei Gutsbereiche war in den Jahren des Feudalabsolutismus nichts Ungewöhnliches. So galt es auch für Zoppoten, ein „Ober“ bzw. „Unter“ vor den Ortsnamen zu setzen. Selbst der Nachbarort Röppisch wurde über Jahrhunderte hinweg von einem der Zoppotener Rittergüter beherrscht. Schon aus diesem Grunde machte sich bei den Röppischern ein gewisser Unwille gegen alles, was aus Zoppoten kam, bemerkbar. Da sie sich in vielerlei Hinsicht auch gegenüber den Zoppotener Untertanen benachteiligt fühlten, kam es häufig zu Beschimpfungen und unliebsamen Bezeichnungen für die Zoppotener Bewohner. Daher auch dieser Neckname, der allerdings nur in Röppisch geläufig ist.

Der Begriff „Strauchdiebe“ ist heute noch bei den Einwohnern dieser Gegend im alltäglichen Sprachgebrauch zu finden. Er wird allgemein den Menschen angehängt, denen man ein gewisses Maß an Misstrauen entgegenbringt.

Schniegäns'

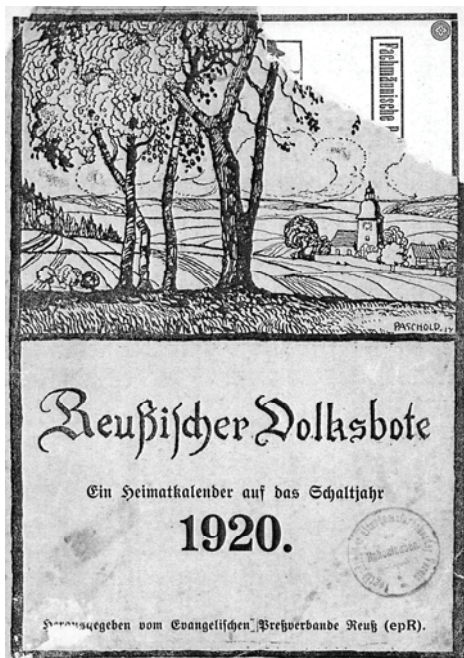
Wie die Heberndorfer, so tragen auch die Zoppotener den – heute kaum noch geläufigen – Necknamen „Schniegäns'“, der hier allerdings eine ganz andere Erklärung findet: Hier soll eine Gans in der Ofenröhre gebraten worden sein, die nicht weich zu kriegen war. Da nun die Hochzeitsgäste immer wieder fragend auf die schon nervös gewordene Hausfrau schauten, um endlich von ihr eine Erklärung zu erhalten, so kam der gewitzte Hausvater mit der überraschenden Frage zuvor, wie wohl die Schneegans eigentlich geschmeckt

habe? Somit wurde die peinliche Situation gerettet. Denn für eine Schneegans konnte sie ruhig auch etwas zäher sein.

HORST ZIPPEL: De Rehrleskouch'n



Kirche Zoppoten



Aus den Grenzortschaften des reußischen Frankenwaldes.

Von A. M. i. L.

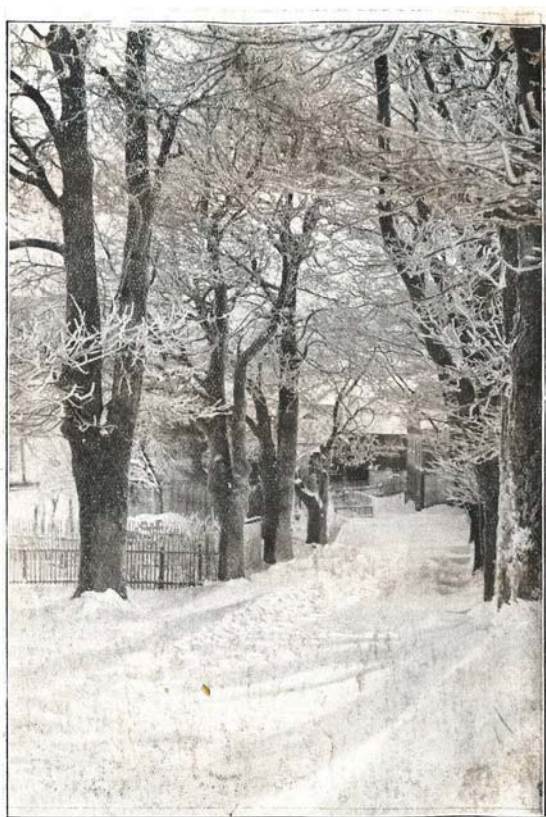
An der bayrisch – reußisch –
meiningischen Grenze auf dem
Frankenwalde, wo die Ortschaften
Rodacherbrunn, Grumbach,
Brennersgrün, Nordhalben und Tschirn
liegen, gibt es noch herrliche Waldungen.
In den bayrischen Grenzforsten finden
wir Tannenbestände, die 200 Jahre und
darüber alt sind. Diese Waldriesen sind
prächtig gewachsen. Man glaubt oft in
einem heiligen Naturdome sich zu
befinden, der von hohen und mächtigen

Tannensäulen getragen wird. Zwischen diesen Waldungen liegen zahlreiche Wiesen, und in tiefen, engen Tälern fließen eine Anzahl Bäche dem Maine zu. Diese schluchtartigen Täler sind häufig bis ziemlich an die Ufer der Floßbäche mit Nadel- und Laubholz bewachsen. In geringen Entfernungen durchfließen die Gewässer große, tiefe und mit klarem Wasser gefüllte Floßteiche, die im Frühjahr und Herbst geöffnet werden, damit die Wassermengen die 3 m langen Klötze nach Bayern in die Schneidemühlen befördern. Etwa 20 Flößer sind dabei mit tätig, welche die herausgedrängten Blöcher in den Strom stoßen. Wer jene reizenden Täler mit den forellenreichen Bächen einmal bewandert hat, kommt nach kürzerer oder längerer Zeit gern einmal wieder, um die Naturschönheiten von neuem zu bewundern. Die Ortschaften liegen ja stundenweit auseinander, und doch sind in früheren Jahren die Forstbeamten, Geistlichen und Lehrer in den verschiedenen Dörfern abwechselnd und regelmäßig zusammengekommen. Da ging es oft lustig und heiter her. Witze und fröhliche Erlebnisse wurden erzählt, und viele Lieder drangen aus den Kehlen der Sänger.

Ein alter bayrischer Oberförster aus T. konnte ganz besonders viel vom edlen Gerstensaft vertragen. Der alte Wirt F. in G. hatte ein Büchlein angelegt, in welches er die Zeche des alten Herrn angekreidet hatte. Daraus konnte er feststellen, dass der gute Gast nie unter 42 Glas, wohl aber mitunter mehr an einem Abend bis nach Mitternacht getrunken hatte. Gewöhnlich war der Heimweg nach T. nicht ganz einfach, denn es war oft nebelig und stockfinster. Der alte Oberförster K. wurde auf sein geduldiges, treues Pferd gesetzt, der Forstgehilfe fasste sich am Schweife des Tieres an, und so kamen beide durch

den tiefen, finsternen Wald nach etwa 1½ Stunden in T, an, Der Alte tat Dienst bis an sein Lebensende und erreichte ein Alter von 72 Jahren.

Zu jener Zeit war ein Lehrer in G., ein Sonderling und ausgesprochener Vegetarianer. Der Oberförster G. im gleichen Orte hatte sich alle Mühe gegeben, den Pflanzenesser wieder zur Fleischkost zu zwingen. Als der Oberförster einmal Schlachtfest hatte, musste der Wirt eine Anzahl Bratwürste in der Ofenröhre der Wirtsstube braten. Der feine Duft erfüllte das ganze Haus. Auf allseitiges Zureden und Drängen aß endlich der Lehrer zwei Bratwürste und äußerte dann, das wäre doch etwas für Feinschmecker. Der Wirt erzählte, von dieser Zeit ab wäre der Lehrer wieder ein tüchtiger Fleischesser geworden. Dieser Lehrer hatte einmal eine geheimnisvolle Sache erlebt. Er kam eines Nachts von Nordhalben und badete im tiefen, am Waldesrand gelegenen Floßteich. Von jenem Tage ab



Grumbach im Winter

Unser Oberland - Heimatbuch aus den Kreise Schleiz
/ Schleiz 1927

verbreitete sich im Dorf von Haus zu Haus, dass es in der Schule nicht mehr richtig sei. Einige wollten im Mondschein nachts um 12 Uhr einen Geist gesehen haben, wie der über die Wiesen wanderte und direkt auf das Schulhaus zuhielt, die Tür aufschloss und hineinging. Nach etwa einem Jahre erzählte der Wirt dem Lehrer das Gerücht. Da klärte sich die Sache auf. Der Lehrer teilte dem Wirt unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und dass er's erst ausreden dürfe, wenn er nicht mehr am Orte wäre, folgendes mit: Nachdem ich in fraglicher Nacht gebadet hatte, konnte ich in der Dunkelheit meine Kleider nicht wiederfinden, und so musste ich im Adamskostüm heim. Unterdes ging der Mond auf, und so kam es, dass doch einige Personen den „Geist“ gesehen hatten. Früh um fünf Uhr wanderte ich in einem anderen Anzug zu dem Badeorte und fand meine Kleider unversehrt.

Die Wilddieberei war damals in den Waldungen üblich und nicht auszurotten. Mit meiner Frau hatte ich die damaligen Bürgermeistersleute besucht. Es war im Oktober. Sturm und Regen wüteten über dem Rennsteig. Kein Haus, auch

die Gasthäuser, hatten noch Licht. Es war um 11 Uhr und dabei stockfinster. Mitten im Dorf ging an uns ein Mann mit einem Schlapphut vorbei. Meine Frau fragte: „Wer war denn der?“ Da kehrte der Alte um und erklärte: „Ich bin der Zischer“, der größte Wilddieb im Deutschen Reich. Schlafen Sie wohl!“ Nicht lange danach wurde der alte Weißkopf einmal wegen Jagdfrevels vor der Strafkammer des Landgerichts in Lobenstein verhandelt und zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Der Landgerichtspräsident Dr. H. sagte am Schlusse: „Nun, Zischer, lassen Sie doch einmal die alten Sünden, Sie sind schon alt und haben weißes Haar. Wenn Sie frei sind, werden Sie einmal ein anderer Mensch.“ Darauf erwiderte der greise Wilderer: „Herr Präsident, das ist ganz egal, bin ich im Gefängnis, so muss mich der Staat ernähren, und komme ich wieder heraus, so bleibt's auch dabei.“ Er meinte also, wenn er seine Strafe abgesehen hätte, wird im Staatsforst wieder gewilddiebt. –

Öfters ging ich des Nachts durch die großen Waldungen von T. nach G. Einmal kam ich über eine Wiese und ging dann auf einem Wege am Waldessaum entlang. Der Mond schien, er wurde jedoch oft von fliehenden Wolken bedeckt. Da fiel plötzlich ein Schuss, der dicht an mir vorbei sauste. Ich ahnte sofort den Wilddieb und fing an zu singen. Darauf wurde es still, und der Wilderer hatte seinen Irrtum eingesehen.

Ein andermal bin ich im bayrischen Forst neun Pechkratzern begegnet. Diese Leute reißen im Monat Mai die Bäume an und lassen das Harz herauslaufen. Nach einigen Tagen kommen sie wieder, kratzen die Pechklumpen ab und verkaufen sie. Dieses für die Bäume so schädliche Treiben ist verboten und strafbar. Bei dieser Arbeit sind diese Leute mit den sogenannten Spitzbubenlaternen ausgestattet. Kommt jemand, so werden die Klappen geschlossen, und es ist finster. Als mich einer der Pechkratzer bemerkte, kam er mir entgegen. Ich grüßte, er leuchtete mir ins Gesicht und rief seinen Genossen zu: „Es ist ka Jäger!“ Da wurde die verbotene Arbeit fortgesetzt, und ich ging an allen unbelästigt vorüber.

Eines Sonntags, es war Tschirner Kirmes, fassten acht Mann den Entschluss, dieses Vergnügen zu besuchen. In dem unteren Wirtshaus war Tanz. Man hörte Jodler und Juchzer. Die Paare stellten sich nicht erst an. Wer tanzen wollte, der griff zu. Die Musikanten standen in den Ecken und erhielten manchen unsanften Stoß, so dass sie ihren Standort oft wechseln mussten. Ja, selbst der katholische Pfarrherr tanzte einige Male mit den Dorfschönen. Dieser beliebte Herr war übrigens ein außerordentlich lebhafter Gesellschafter. Zwischendrein tanzte der Herr Rottmeister – ein der Aufseher über die vielen Holzhauer – einen Schuhplattler, den er unter Bravorufen und Händeklatschen wiederholen musste. Nachts um 11 Uhr kam der Herr Kommandant von Nordhalben und trat mit den Worten in den Saal: „Meine Herrschaften, es ist 11 Uhr, ich bitte die Polizeistunde zu beachten.“ Schnell leerten sich der Saal und die Gaststuben. Der Wirt hatte zu den Grumbacher Gästen gesagt. „Bleiben Sie ruhig noch im oberen Zimmer sitzen, Licht brauchen Sie nicht, der Mond scheint so wunder-



Gasthaus „Frankenwald“ Tschirn

schön, und da merken die Einwohner nichts.“ Da hatte er sich aber verrechnet. Nach etwa einer halben Stunde sauste ein Stein durchs Fenster mitten auf den Tisch; glücklicherweise wurde niemand getroffen. Der Forstgehilfe von T., eine große und mutige Erscheinung, riet uns, sofort unter die Tische zu kriechen. Er selbst ging mit der Flinte ans Fenster und rief hinaus: „Wenn noch jemand mit Steinen in unser Zimmer wirft, gebe ich Feuer.“ Niemand wagte es mehr, doch verlangten die Untenstehenden, dass die Gäste sofort heim müssten, denn sie dürften auch nicht länger bleiben. Darauf mussten wir heimgehen. Beim Vorbeimarsch der aufgeregten Menge schützten uns der Forstgehilfe und der Rottmeister. Das Ende der Kirmes war also glimpflich abgegangen. Nach einigen Tagen kamen etliche Personen von uns wieder nach Tschirn, da merkte man nichts mehr von der Anfeindung. Die Bewohner von T. sind alle katholisch. Mittwochs hatten wir nachmittags Kegeltag im Gasthof. Ich holte öfters den Herrn Pfarrer ab, da ich an seinem Hause vorüber musste. Begegneten uns unterwegs Kinder, so machten sie einen Knicks vor dem Geistlichen und sagten: „Gelobt sei Jesus Christ!“ Der Pfarrer bekreuzigte die Kinder und fügte hinzu: „In Ewigkeit, Amen.“ Bei den Kindern konnte man so recht das kindlich-gläubige Gemüt beobachten. Diese religiöse Begrüßung machte einen guten Eindruck. Eine andere schöne Sitte fand ich in den katholischen Gemeinden bei Begräbnissen. Vorübergehende nahmen beim Nahen eines Leichenzuges die Kopfbedeckung ab und beteten leise. Das Beten

und Niederknien vor einem „Herrgottshäuschen“ habe ich oft beobachtet. Wenn ich mir ein solches Häuschen ansah, so habe ich stets den Hut abgenommen; denn sonst wird man sofort als Ketzer erkannt und beschimpft.



Ansichtskarte undatiert (Sammlung B. Franze)

Im Gasthaus „Zum Frankenwald“ in G. war lange Jahre ein sehr tüchtiger Wirt. Er war von Grumbach aus nebenbei bayrischer Forstaufseher in den angrenzenden Waldungen. Der alte Färber, so hieß er, konnte manche Wilderer-Geschichten und Witze von Forstleuten erzählen; auch war er sehr musikalisch und begleitete die Sänger mit der Gitarre. Sonntags sangen in der Wirtsstube die jungen Mädchen mit ihren reinen, kräftigen Stimmen unsere schönsten Volkslieder. Der alte Färber schlug die Saiten dazu. Das waren die schönsten Abende in dem sonst so ruhigen Walddorf. Seine Frau, die Rike, war eine vorzügliche Köchin. Die Rennsteigwanderer sind gern bei den freundlichen und gefälligen Leuten eingekehrt. Seit mehreren Jahren sind diese Dörfer auch Sommerfrischen geworden. Aus den Großstädten kommen die Menschen und suchen in dieser ruhigen, bewaldeten und vom Weltverkehr abgeschlossenen Ortschaften Erholung und Genesung. Freilich ist durch den traurigen Krieg ein Rückgang zu verzeichnen; leider finden die Hamsterer aus den Fabrikstädten auch dorthin den Weg. Werden die alten, schönen Zeiten jemals zurückkehren? Wir wissen es nicht, unsere Nachkommen möchten es erleben!

Reußischer Volksbote - Heimatkalender 1920



Kleine Geschichten

**aus dem Reußischen Oberland
Nacherzählt von Robert Hänsel**

Eine Mutter in Hain in Lobenstein hatte Brot gebacken und schickte ihren achtjährigen Sohn zum Bäcker, um einen Laib im Voraus zu holen. Seelenvergnügt schreitet der Junge mit dem Brot unter dem Arm den Hainberg hinan. Schon fast oben, rutscht das Brot plötzlich unter dem Arm hervor und rollt den Berg hinunter. Ganz gelassen dreht sich der Knirps rum und ruft dem Ausreißer nach: „Gaukel nār hien, gefrāsēn wārschte doch!“

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Sanitätsrat Doktor Schultze nicht nur in Ebersdorf, seinem Wohnsitz, sondern auch in der weiteren Umgebung ein begehrter und beliebter Arzt. Einst war er im Begriff, sein Mittagessen einzunehmen, als ein fremder Dienstknecht in das Zimmer stürzt und ausruft: „Hārr Dokter, Sie müssen glei zum Bauer Hansnickel nach Ruppersdorf komme, der is arg krank!“ „Was fehlt ihm denn?“ fragt der Sanitätsrat. „Er hats im Gedārm. Mir ham doch gestern die Kerve gehatt.“ „So, so, ihr habt die Kirmes gehabt, na, ich komme bald!“

Nach dem Essen ließ Doktor Schultze sein Schimmelchen vor den kleinen Korbwagen spannen und fuhr los. Wie vermutet, fand er den Bauern wehklagend im Bette liegen, und er wusste sofort, dass hier nur ein solider Durchmarsch helfen konnte. Er schrieb also ein Rezept und gab dem Knecht den Auftrag, es in der nächsten Apotheke abzugeben. Dann fuhr er wieder nach Ebersdorf zurück, erledigte unterwegs noch ärztliche Besuche, so dass er vor dem Dunkelwerden zu Hause ankam. Als er sich anschickte, zum gewohnten Dämmerstübchen in den Gasthof zur Brüdergemeinde zu gehen, kam der Knecht von Ruppersdorf wieder angekeucht: „Hārr Dokter, Hārr Dokter!“ — „Was ist denn bei euch wieder los? Ich hab doch deinem Bauer erst am Nachmittag etwas verschrieben!“ — „Hārr Dokter, Sie solln aber glei noch mal kumme; das Tränkle hob ich von der Luhmstāner Aptheke glei gehālt. Da shtand drauf: ‚Alle Shtund ān Thielōffel vull‘. Da hat der Bauer gemāhnt, ār wār doch kā klāns Kind un hatts Flāschle uff āmol ausgetrunken, un nune hats die Bescherung. Ween se niet glei kumme, gieht sie arme Seel mit’n letzten Gedārm hinten naus!“

Heimatjahrbuch 1995

des Saale-Orla-Kreises

Horst Zippel

Vom Ärpfl bis zum Kloß

Nachdem die Kartoffelknolle im 17. Jahrhundert aus Amerika kommend allmählich einige herrschaftliche Gärten als Ziergewächs erobert hatte, mussten — nach Aussagen der Chronisten — auch die Schweine herhalten, um eine mögliche Genießbarkeit zu testen. Als bei ihnen daraufhin keinerlei körperliche Erbrechen festgestellt wurden, mag sie dann regional unterschiedlich zu Ansehen gelangt sein. Nach der anfänglichen Zurückhaltung erfreuten sich unsere Vorfahren aber bereits in der Biedermeierzeit über die Vielfalt der kulinarischen Gestaltungsmöglichkeiten dieser Frucht aus Übersee, so dass die Experimentierfreude der einmal überzeugten Küchenvertreter nicht aufhören wollte. Nur die konservativen Bauern standen lange Zeit diesem *neimudschen Zeich* ablehnend gegenüber, bis einige Hungerjahre auch die letzten Vertreter altüberlieferter Nahrungsgewohnheiten überzeugt hatte. Vielleicht ist gerade in solch einer Zeit der Spruch geprägt worden: Was der Bauer nicht kennt, das (fr)isst er nicht!

Dem Landmann Hans Rogler aus dem vogtländischen Würschlitz gesteht man die Tat zu, als erster in unserer Region dieses Nachtschattengewächs 1647 in seinem Garten angebaut zu haben, nachdem er einige Jahre zuvor die Möglichkeit des Verzehrs ohne



nachhaltige Folgen in England kennengelernt hatte. Doch es dauerte mehr als 30 Jahre, bevor 1680 der *Erdapfel*, die *Erdknolle* oder der mundartliche *Ärpfl* auf einem Felde in die Erde gelangte. Im thüringischen Teil des Frankenwaldes soll sie vom Pfarrer im damals schwarzburg-rudolstädtischen Heberndorf 1699 erstmals in seinem Garten gezogen worden sein. Inwieweit er mit diesem Versuch bei den Bauern seines Dorfes Überzeugungsarbeit geleistet hatte, ist leider nicht überliefert. In dem im Jahre 1807 von K. E. A. von Hoff und C. W. Jacobs erschienenen Buch *Der Thüringer Wald besonders für Reisende*

geschildert beschreiben die Autoren den Umgang mit der Kartoffel wie folgt:

Ein großer Teil des urbaren Bodens wird daher von den Einwohnern mit zweckmäßiger Bedachtsamkeit zu anderen Gewächsen bestimmt, und unter diesen steht die Kartoffel obenan. Sie ist das wahre tägliche Brot des Waldmannes, und ohne sie müssten in Jahren der Teuerung Tausende verschmachten und in wohlfeileren Zeiten oft Hunger leiden. Wenn Europa, und Deutschland überhaupt, zu dem, welcher die Kartoffel zuerst über das Meer brachte, als zu seinem vorzüglichsten Wohltäter dankbar empoblickt, so müssen es die Waldbewohner mit verdoppeltem Gefühle und Rührung tun. In der Tat erkennen sie wenigstens den Wert dieser Frucht auf das entschiedenste an. Mühsam gewinnen sie dem gebirgigen Boden jeden Fußbreit Raum ab, der genug mildes Erdreich, um die Kartoffel darinnen zu pflanzen, und überall sieht man an kahlen Stellen der Berge in der Nähe der Dörfer Flecken von wenigen Schuhen, lang und breit eingezäunt, urbar gemacht und mit Kartoffeln bepflanzt. Oft hängen diese an so steilen Abhängen, dass, man kaum begreift, wie der Arbeiter den festen Fuß gefasst hat, um seine Unternehmung zu vollenden, und wenn man den Wert des urbaren Bodens kennenlernen will, muss man diese mühsam errungenen Plätze sehen. Die Arten der Kartoffeln, welche vor dem Walde gebaut werden, sind die ganz gewöhnlichen essbaren Varietäten dieses Gewächses, welche teils violett blühen und fast durchgehend rundliche Knollen tragen. Sie bekommen in dem sandigen Boden der Waldäcker die mehligte Lockerheit, welche der Waldbewohner ganz vorzüglich an ihnen schätzt, dagegen er die festere Kartoffel, welche das schwere Erdreich hervor bringt, fast ungenießbar findet. Ihr Ertrag ist bei einigermaßen günstigen Jahren die sechste bis achte Frucht, und das sie auf diese Weise weit ergiebiger sind als das Getreide, so wird dieses seit der Einführung der Kartoffel noch in einer geringeren Ausdehnung als vormals angebaut. Fragen muss man, womit sich die Waldbewohner erhalten haben, bevor sie die Kartoffel kannten. Bejahrte Personen versichern, dass die Kohlrüben einigermaßen ihre Stelle vertreten hätten, welche vormals häufig angebaut und selbst roh von den Waldbewohnern gegessen worden wären. Diese Frucht, die an Nahrungsstoff sowohl als an Dauer, in Ansehung ihrer Aufbewahrung über Winter, weit hinter der Kartoffel zurückbleibt, wird auch noch jetzt hier und da angebaut und als ein nützliches Viehfutter geschätzt.

Schon bald nach Einführung der Kartoffel muss eine findige Hausfrau den gekochten Kartoffelbrei mit Weizen- oder Gerstenmehl vermennt und diese zu kleinen Küchlein geformt auf der Herdplatte oder in der Ofenröhre gebacken haben, und somit war der Tätscher erfunden, der sich bis in unsere Tage hinein großer Beliebtheit erfreut. Mit etwas Zucker bestreut, wird er gerade zu den Marktfesten in Lobenstein, Wurzbach und Pottiga in großen Mengen verzehrt. Für die Bewohner der Dörfer Unterlemnitz und Pottiga im thüringischen Frankenwald gelten heute noch die Neckbezeichnungen de *Rehrleskouchn* bzw. de *Rehrleskouchnfrassar*. Scheinbar gehörten diese Tätscher, von ihnen

allerdings als *Kouchn* bezeichnet, zu den häufig zubereiteten Speisen. Ein schnell hergestelltes Arme-Leute-Essen, das auch zur Vesper mit auf das Feld genommen wurde. Aber auch für die Köhler, Pechkratzer und Holzfäller gehörte dieser Brotersatz bis ins 20. Jahrhundert hinein zum festen Bestandteil ihrer Speisenfolge. Die aus dem fränkischen Teil Thüringens stammende Volkskundlerin Margarete Braungart schreibt in ihrem 1990 im Fachbuchverlag Leipzig erschienenen Buch *Gekocht und gebacken in Südthüringen* über die Tätscher folgendes:

Ein beliebtes und billiges Mittagessen, bei dem auch wieder einmal das Fleisch gespart werden konnte, bildeten die „Dätscher“. Fast alle Zutaten dafür wurden in der eigenen Wirtschaft erzeugt. Bei uns werden auch Dätscher auf großen runden Kuchenblechen gebacken, die beim Backen im Backhaus zuerst in den Ofen müssen. Die erste Hitze im Backofen ist zu stark, um das Brot sofort backen zu können. „Nasse“ oder



Küchlebäckerin zum Lobensteiner Markt

„Schmelzkekuchen“ oder die großen runden Dätscher machen deshalb stattdessen den Anfang. In einem hennebergischen Mundartwörterbuch wird als Tätscher (das D am Anfang wird bei uns normalerweise weich ausgesprochen, und deshalb möchte ich lieber beim Dätscher bleiben) fester dünner Kuchen oder jeder dünne Kuchen ohne Hefe bezeichnet. Man möchte fast glauben, dass unser Dätscher ein direkter Nachkomme des seit Urzeiten bekannten Fladen ist. Freilich ist der Hauptbestandteil der meisten Dätscherrezepte die Kartoffel, aber es gibt auch einige Rezepte ohne Kartoffeln, deren Zubereitungsverfahren recht archaisch anmuten und den Vergleich mit dem uralten Fladenbrot geradezu herausfordern.

Neben den Tätschern, die mehr aus Sparsamkeit und aus Zeitmangel von den Bauers- sowie Handwerksfrauen zubereitet wurden, gelang es bald den experimentierfreudigen Kochkünstlern, die heute allorts beliebten Klöße zu kreieren. In einem Rezept aus dem Jahre 1770, erschienen in der *Abhandlung von Erdipfeln* von Ludwig, werden bereits die ersten Klöße erwähnt. Dieses Rezept galt in erster Linie als Anregung zur Herstellung von Speisen für die besseren Leute, bis sich die Zubereitung der Klöße immer weiter verbreitete und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch von den einfacheren Bevölkerungsschichten angenommen wurde. Mitte des 19. Jahrhunderts war es

für die Menschen in unserer Region einfach nicht mehr vorstellbar, ohne diese Knolle zu leben. Der vogtländische Mundartdichter Luis Riedel (1847 — 1919) fragt in seinem Gedicht *Grügeniffte* (Grüne Klöße), wie unsere Vorfahren ohne Kartoffeln auskommen konnten. In einer Strophe zeigt er, wie beliebt der Kloß zu seiner Zeit gewesen sein muss:

Möcht nār wissen, wie's de Alten, Erdepfel noch net gebn, ahne Kließ habn ausgehalten, wie se hiegebracht ihr Lebn.

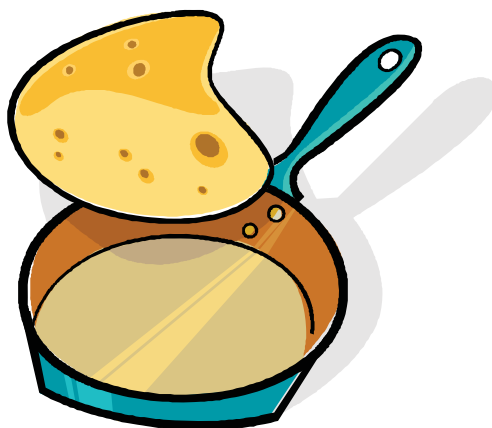
Und damit ist er mit den Alten in meinem Dorfe einer Meinung, denn die erklären:

E Sunndoch uhne Kließ, is kee richdschar Sunndoch!

Ein Volkskundler will herausgefunden haben, dass es mittlerweile über 150 Kloßrezepte gibt. Und so finden wir heute auf fast jedem sonntäglichen Mittagstisch diese beliebte Kartoffelspeise, den Kloß, von dem die Bewohner einer jeden Ortschaft behaupten, sie allein besitzen das einzig richtige Kloßrezept.

Na dann, Guten Appetit!

Heimatjahrbuch 1995 Saale-Orla-Kreis



Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland Nacherzählt von Robert Hänsel

Im Wirtshaus in Unterlemnitz kehrte ein Fuhrmann ein und verlangte ein Schnäpschen. Nachdem er es erhalten, bemerkte er, dass eine Fliege darin schwimmt. „Nue guck emol här, was da drinne rimzappelt!“ sagt er zum Wirt. — „Herrjeh, was wärd’s ’n senn, halt e Flieg. Oich kann d’r doch epper for dein Fimpfer känn Gänsbauch neinlegen!“

Ostthüringer Volksbote 1948



Thüringer Klöße

Du mußt eine Menge Kartoffeln schälen,
ich würde schöne große empfehlen.
Dann darfst Du vor allem nicht vergessen,
zwei Drittel zu reiben und gut auszupressen.
Preßmasse auflockern, kleine Zugabe von Mehl,
mit Salz abschmecken, dann gehst Du nicht fehl.
Aus dem restlichen Drittel kochst Du 1, 2, 3
einen guten dünnen, glatten Brei.
Nun mußt Du mit geringen Mähen
die Preßmasse damit überbrähen,
kräftig schlagen und die Klöße formen.
Es gibt große und kleine und keine Normen.
Außerdem ist es immer sehr beliebt,
wenn man Weißbrot-Röstwürfel in die Mitte gibt.
Nun mußt Du die Klöße, oft in Massen,
in siedendem Wasser ziehen lassen.
Dazu brauchst Du dich nicht zu sputen,
gewöhnlich dauert es 10 Minuten.
Beim Auftragen würde ich noch raten:
Reiche dazu auch guten Braten.
Gib reichlich Soße und Salate mit.
Ich wünsche guten Appetit!
Und sage zum Schluß nicht „Vergüt es.“
Ich sage Dir dazu nur „Hüt - es!“

Sammlung D. Ludwig



Etwas von Sitte und Brauch sowie vom Aberglauben auf dem Frankenwalde.

Zum größten Teil nach
Aufzeichnungen des verstorbenen
Lehrers Franz Harnisch in
Heinersdorf (Reuß j. L.).

Die Gebirge als Gebiete beschränkter
Verkehrs sind Heimstätten uralter
Bräuche. Dies gilt nicht zum
Wenigsten vom Frankenwald, dem
waldreichen Gebirge, das sich vom
Fichtelgebirge zum Thüringer Wald
hinzieht in einem Teile Oberfrankens,
im Fürstentum Reuß j. L. und im
Herzogtum Meiningen seine

Im Auftrage der Thüringer Vestalozzibereine herausgegeben von
H. Böttner, B. Rabich und L. Schmidt

Mit etwa 160 Abbildungen • Zweite Auflage

1910
Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig

Bergücken und Bergkuppen aufwölbt. Zu ihm gehört der alte „Nordwald“ in alten lateinischen Urkunden gewöhnlich „nemor vulgariater Nortwalt“ genannt, der bis ins 12. Jahrhundert eine undurchdringliche Wildnis bildete. In diesem Landstrich hat sich noch manches aus heidnischer Vorzeit erhalten, was in anderen Gegenden längst verschwunden ist.

Die Achtung der Haus- und Dorfsitte ist ein allgemeiner Charakterzug der Bevölkerung des Frankenwaldes. In jedem Bauernhause ist der Familienvater ein echter Patriarch, geehrt und gefürchtet. „Der Vöter haots gesogkt,“ so sprechen Frau und Kinder von den Anordnungen des Hausherrn. Da gibt's keine Widerrede. An die trauliche, uralte Gastfreundschaft erinnert der Hausspruch, jedem Fremden beim Eintritt in die Familienstube mit „Willkommen!“ zu begrüßen und ihm die Hand zu reichen. In ländlichen Wirtshäusern räumen die anwesenden Gäste jedem Neueintretenden einen Platz an ihrem Tische ein und bieten ihm ihr Trinkglas dar zum „Bescheidtun“. Wer nicht darauf eingeht und sich geflissentlich absondert, wird mit misstrauischen Blicken angesehen. – Die Hausfrau, die sich tagaus, tagein abmüht, ist froh, wenn sie dann und wann einmal in der „Freundschaft“ – damit sind alle Verwandten bezeichnet – oder in der Nachbarschaft „Hutzen geh'n“ kann. (Besuche machen zum gemütlichen Ausplaudern.) Gesinde und Tagelöhner sitzen beim Essen mit am Familientische. Der Dienstbotenwechsel ist zu Lichtmess. Bleibende Dienstboten erhalten an diesem Tage aufs Neue den „Dingtaler“.

Bei seiner urwüchsigen Derbheit ist der „Oberländer“ am Frankenwald im Allgemeinen den Künsten abhold. Die bringen ihm zu wenig ein. Nur der Musik und Volkspoesie ist sein Herz zugetan. Werden auch gern ernste und schwermütige Volksweisen gesungen, so sind doch Lieder neckischer Art und scherzhaften Inhalts die charakteristischsten. Die Last zum Necken ist im reußischen Oberlande da am stärksten, wo das Fränkische ins Land greift. Im Frankenwald sind heute noch Schnaderhüpfel im Schwang. In diesen vierzeiligen „Rundas“ kommt die Spottlust oft zu derbem und kernigem Ausdruck. Viele dieser Reime lassen sich darum gar nicht wiedergeben, ohne Sitte und Anstand zu verletzen. – So frisch und anmutig sich die meisten Mädchen im Frankenwald entfalten, so schnell verblühen sie, wenn sie Frauen geworden sind. Raue Luft, harte Arbeit, wenig Schonung nach überstandnem Wochenbett und andere ungünstige soziale Einflüsse lassen sie frühzeitig altern. Dafür hat das Volk ein scharfes Auge. Häufig kann man das Schnaderhüpfel⁶ hören:

⁶ Kurzes, meist vierzeiliges Lied [mit lustigem, oft auch anzüglichem Inhalt], das häufig mit einem Jodler verknüpft ist. (Duden)

**„Rewinze, Rewinze,
Summer un Winner grihn,
Die wachsen unnerm Schnee,
unn wenn die Mädle g’heirat han,
senn se nimmer schihn.“**

Wo sich die Sprache der vogtländischen Mundart nähert, singt man so:

**„Rewinze, Rewinze,
Die wachsen unnerm Schnee,
unn wenn die Mädle Weiber wern,
Do senn se nimmer schê.“**

Die Arbeit, deren Ertrag sich nicht mit Händen greifen lässt, gilt wenig. Bloßes Spaziergehen ist nicht nur dem Bauern, sondern auch dem Bürger der kleinen Städte verhasst, zumal an Wochentagen. Was mancher Frankenwaldbewohner vom Beruf des Forstmannes hält, sagt uns das Verschen:

**Oberförster, Unterförster,
Forstgehilf’ und das Häckle,
gehn den ganzen Tag in’n Wald
und fangen nicht a Dreäckle.“**

Von witzigen Einfällen und Sticheleien zeugen auch die Spitznamen, die mit Vorliebe statt der Familiennamen angewandt werden. Es kommt vor, dass mancher Familienname durch einen treffenden Spitznamen ganz und gar verdrängt wird.



Der Glaube an Gespenster, Teufel, Hexen usw. ist bei den Wäldlern überall anzutreffen und wohl kaum auszurotten. Wer bei Lebzeiten irgendeine böse Tat begangen hat, die nicht ans Licht gekommen, muss nach dem Tode „umgehen und geistern“ und kann so lange keine Ruhe finden, bis – vielleicht nach vielen Jahren – dasjenige Menschenkind kommen wird, dem die Bestimmung geworden, den bösen Geist zu erlösen. Haben noch Lebende Anteil an der bösen Tat des umgehenden

Geistes, oder haben sie den Verstorbenen zu derselben verleitet, so hockt er ihnen nachts auf und quält und beunruhigt sie auf alle mögliche Weise. Hat der Verstorbene ein getanes Gelübde nicht erfüllt – ganz besonders ein solches gegen die Kirche -, so muss sein Geist so lange ruhelos auf der Erde wandeln, bis die Hinterbliebenen dem Versprechen des Toten nachgekommen sind. Die als Wöchnerin verstorbene Mutter hält es im Grabe nicht aus, sondern muss

allnächtlich, sechs Wochen lang, ins Haus zurückschleichen, um, von keines sterblichen Auge bemerkt, ihr sie überlebendes Kind zu nähren und nachzusehen, ob es die Hinterbliebenen gut versorgen. Es ist die eine zarte und rührende Auffassung, die nur einem weichen und tiefen Gemüt entstammen kann. Der Bauer gibt daher solchen Toten Schuhe mit ins Grab, damit sie sich die nackten Füße nicht wund laufen. Wie der Tote zum Hause zurückkehrt, so holt er auch in anderen Fällen einzelne Familienmitglieder zu sich ins Grab. Sind die Lippen oder Augen des Verschiedenen nicht fest geschlossen, rollt die Erde an den Seiten des Grabes ein, oder schlägt die Kirchenuhr ins Grabgeläute, so sagt der Bauer, der Tote „ziehe ein Glied der Freundschaft (Verwandschaft) nach sich“.

Lange vorher, ehe ein Todesfall eintritt, spukt es im Hause, und betrifft es ein geachtetes und geliebtes Familienmitglied, so verspüren auch Verwandte und Nachbarn ein geheimes, gespenstisches Regen in ihren Häusern, wovon das Volk sagt: „Es eignet sich.“ Man hört die Totenuhr ticken; der Totenvogel – Käuzchen, *Strix noctua* – schreit nachts in der Nähe des Hauses; im Hause selbst klopft und lärmt es; Hunde und Katzen „greinen“; die Glocken gehen dumpf und traurig, und die Leute haben garstige schwere Träume, Der Schreiner hört die Säge klingen – ein Anzeichen, dass es einen neuen Sarg zu machen gibt -, und die Schaufel des Totengräbers regt sich, als wisse sie, dass sie bald in Tätigkeit gesetzt werde. In Lobenstein hält man es für ein schlimmes Zeichen, wenn der Stundenschlag der Kirchturmuhren mit dem der Rathausuhr zusammentrifft. „Da stirbt jemand in der Stadt“, geht's geheimnisvoll von Mund zu Mund. – Am Silvesterabend hat der Schatten desjenigen, der im folgenden Jahr sterben muss, keinen Kopf in dem Augenblicke, wo Licht in die Stube kommt.

Solange der Tote noch im Hause ist, werden verschiedene abergläubische Bräuche beobachtet. Man muss den Verstorbenen in dem Stockwerk des Hauses stehen lassen, wo er gestorben ist, darf ihm weder höher noch tiefer seine letzte Ruhe im Hause anweisen. An manchen Orten, z. B. in Titschendorf, schon im Maingebiet gelegen, herrscht noch die Sitte, dass der Tote „besessen“ wird. Jeden Abend vor dem Begräbnis finden sich die Verwandten und viele andere Bewohner des Dorfes im Trauerhause ein und bleiben oft bis gegen Morgen da sitzen, wobei sie mit Bier und Schnaps bewirtet werden. Bei der Leiche muss die ganze Nacht hindurch ein Licht brennen, und damit nichts „Böses“ Gewalt über sie habe, legt man eine Schere und ein Gesangbuch in ihre unmittelbare Nähe. Stirbt der Hausherr, so muss man an die Bienenstöcke klopfen und den Bienen den Todesfall ansagen; auch darf man nicht vergessen, das auf dem Boden liegende Getreide umzurühren. Auf die Leiche darf keine Träne fallen; sonst findet sie keine Ruhe im Grabe. Beim Forttragen der Leiche aus dem Hause muss der Tisch dreimal hintereinander umgekehrt werden und das liegende Vieh im Stalle muss man auftreiben. Der Sarg wird auf der Schwelle der Haustür dreimal leise niedergesetzt, damit der Verstorbene seine

irdische Wohnung leichter verlasse. Stirbt der Herr oder die Frau des Hauses im zunehmenden Monde, so geht die Wirtschaft nicht rückwärts; bei abnehmendem Monde ist's umgekehrt. – Die ältesten und eigenartigsten Sitten des Hauses treten eben hervor, wenn eine Leiche im Hause ist. Der aufgeklärte Mann spottet wohl sonst über die abergläubischen Bräuche des Hauses, aber er beobachtet sie doch selber ganz unwillkürlich bei Todesfällen.

Wer sein Eigentum durch Versetzen der Grenzsteine vergrößert, findet nach dem Tode keine Ruhe und muss als feuriger Mann, oft ohne Kopf, an der Grenze des auf Kosten anderer vergrößerten Grundstücks auf- und abwandeln. Beim Setzen der Grenzsteine („Verrainen“, wie man hier sagt) nimmt der Bauer seine Söhne mit, die an den betreffenden Stellen tüchtig an den Ohren gezogen werden, damit sie die Grenze umso besser merken. – Dem Meineidigen wächst die Hand aus dem Grabe oder verdorrt ihm schon im Leben, und diese Strafe trifft die Kinder, die die Hand gegen die Eltern erheben.



Kirche in Altengesees.

Die Irrlichter sind die Seelen ungetaufter umgebrachter Kinder

Oberland / Blätter für Volks- und Heimat-Kunde
8. Jahrgang 1931

die sich meistens in der Nähe der Orte sehen lassen, wo die Leichen der Kinder verborgen wurden. Das Volk hat eine höllische Furcht vor denselben und kennt eine Menge Sagen, in denen sie als neckende Geister den Menschen allerlei „Schabernack“ antun. Besonders gern führen sie die Leute oft ganze Nächte hindurch in der Irre herum, und nur durch grobes Fluchen soll man sie von sich bringen. Man ist nicht einig darüber, ob sie zu den bösen Geistern zu zählen sind, weil sie die Menschen necken, oder zu den guten, da sie doch im Leben noch keine Sünde tun konnten.

Beim Neubau eines Hauses hilft der „Baugeist“ fleißig mit arbeiten, wenn der den Bauherren und Bauleuten gewogen ist, wenn diese überhaupt fromme und gottesfürchtige Leute sind; anderenfalls zerstört er nicht selten in der Nacht wieder, was am Tage aufgebaut wurde. Ehe man in ein neugebautes Haus einzieht, sperrt man erst ein anderes lebendes Wesen hinein, gewöhnlich eine

Katze oder einen Kreuzschnabel, hier Grünitz genannt, weil man glaubt, jenes lebende Wesen, das zuerst im Hause schlafe, gehöre dem Teufel. – Der Glaube an den „Bösen“, den Teufel, der seinen Bräuten, den Hexen, allerlei zuträgt, wurzelt bei manchen noch fest. Er bringt ihnen Brot, Getreide, Eier, Butter, Geld usw., kann seinen Weg nur durch die Feueresse nehmen und ist, wenn er „geladen“ hat, dick wie ein Fass; leer hat er die Gestalt eines Heubaumes. Es versteht sich von selbst, dass er stets feurig erscheint. Ruft man ihn an, wenn er „geladen“ hat – man muss „Schau, schau, schau!“ oder „Halbpart!“ rufen – so muss er die Ladung fallen lassen. Getreide, das er fallen lässt, frisst kein Vieh. Ist er in ein Haus gefahren, so kann man ihn dadurch in dasselbe bannen, dass man über den Schornstein irgendeinen Gegenstand wirft. Die Hexen erkennt man an verschiedenen Zeichen, und es kommt nicht selten vor, dass man selbst junge und schöne Frauen für des Teufels Bräute hält. Der Hexengeist ist erblich und geht beim Tode der Hexe auf eine verwandte Frau über, wenn keine Tochter da ist.

An gewissen Tagen – als solche gelten jeder Montag, der Walpurgisabend, der Thomasabend, sogar der Christabend – kommt die Hexe in das Haus der Nachbarn, um irgendetwas zu borgen. Gelingt ihr das nicht, so sucht sie wenigstens etwas mit fortzunehmen, und wenn es nur ein Holzspan oder „Mistzanken“ ist. Diesen Gegenstand gebraucht sie dann, um aus der Wirtschaft der Nachbarsleute auf irgendeine Weise Nutzen zu ziehen. Liegt bei einem solchen Besuche zufällig das Brot auf dem Tische, so darf man nur den Anschnitt desselben der Tür zukehren und die Hexe kann die Stube nicht verlassen. Zu demselben Zwecke kehrt man auch den unteren Teil des Besens nach oben. – Am Walpurgisabend reiten alle Hexen auf Ofengabeln oder auf Rührscheiben ihrer Butterfässer durch die Luft auf einen abgelegenen Ort im Walde, woselbst sie mit ihrem Meister einen Tanz halten. Wird bei diesem Ritte eine Hexe erkannt und angerufen, so muss sie noch in demselben Jahre sterben. Die Dorfjugend versammelt sich an gedachtem Abend außerhalb des Dorfes, mit Peitschen versehen, um die Hexe „auszuklatschen“. Bei diesem Vergnügen ängstigt die hoffnungsvollen Söhne die doppelte Furcht, dass ihnen eine Hexe etwas „antun“ könne oder dass sie in ihrem Treiben von der Polizei überrascht werden. Wohnt im Dorfe eine als Hexe bekannte Frau, so wird in der Nähe ihres Hauses am allermeisten gelärmt. An demselben Abend macht jeder Hausvater drei Kreuze an die Haus- und Stalltür. – Diese Zeichen schützen gegen alle Macht der Hexen. Die am Johannistage in der Mittagsstunde gepflückten Kräuter besitzen allerlei Heilkräfte; ganz besonders pflückt man die Bergwohlverleihblume⁷, die hier Johannisblume genannt wird.

⁷ Die **Echte Arnika** (*Arnica montana*), unter anderem auch **Bergwohlverleih** genannt, ist eine Pflanzenart von etwa 30 Arten der Gattung Arnika in der Familie der Korbblütler (Asteraceae). Sie steht unter Naturschutz. (WIKIPEDIA)

Der Vorstand der Herren ist ein Hexenmeister – ihr Oberster ist bekanntlich der „Böse“ – hier unter dem Namen „Bilmesschneider“ oder „Pilmsenschneider“ (Pilm oder Pillmitz war eine slavische Gottheit) bekannt. Dieser kann natürlich weit mehr als die Hexen. Er geht am Walpurgisabend durch die Saatfelder, von einer Ecke des Feldes zur andern, und mäht beim Laufen mit einer Sichel, die sich an der Außenseite seines rechten Fußes befindet, einen schmalen Streifen ab. Von allen Feldern, die er auf diese Weise durchstreift, hat er dann seinen Nutzen. Trifft man ihn auf seinem Gange an, so muss man ihn zuerst anzurufen suchen; denn der zuerst Angerufene muss noch in demselben Jahr sterben. Aber wie der Bauer gegen die Macht der Hexen viele Mittel kennt, so besitzt er auch eins gegen diesen rätselhaften und unheimlichen Mann. Er schneidet am Karfreitag früh, vor Sonnenaufgang einen Ast von dem hier überall wachsenden Elsbeerbaum, darf aber dabei nicht „beschrien“ werden, macht daraus ganz kleine Kreuzchen und steckt am ersten Osterfeiertag früh, ebenfalls vor Sonnenaufgang, je eins in alle Ecken seiner Felder. Über ein solches Feld hat der Pilmsenschneider keine Macht; ja, manche glauben sogar, er könne zwar das Feld betreten, aber es nicht wieder verlassen, bis ihn der Herr des Feldes gehen heiße.

Als besondere Unglückstage in jeder Woche gelten der Montag und Freitag. Am Montag verborgt man nichts, und am Freitag fängt man keine Arbeit an. Außerdem betrachtet man noch den 1. April, den 1. August und den „unschuldigen Kindleinstag“ (28. Dezember) als Unglückstage. Auch Glücks- und Unglücksvögel, Glücks- und Unglückspflanzen kennt der Frankenwälder. Als Glücksvogel ist am bekanntesten der Kreuzschnabel, der die „Flüsse“ im Körper anziehen soll, die Schwalbe – in ein Haus, an dem die Schwalbe ihr Nest baut, schlägt nie ein Blitz – und die Elster. Glückspflanzen sind außer den vierblättrigen Kleeblättern z. B. die doppelten Kornähren auf einem Halme. Sie werden über der Stubentür angebracht oder an den Spiegel gesteckt.

Hat in einem Hause eine Kuh gekalbt, so darf drei Tage lang nichts verborgt oder verkauft werden, weil man zugleich die Milch mit verborgen oder verkaufen würde. Gibt eine Kuh zu gewissen Zeiten weniger Milch als sonst, so ist sie verhext. Hat der Bauer Unglück mit dem Vieh, so ist ihm das „angetan“, und er rennt von einer klugen Frau zur anderen, um den Zauber lösen zu lassen. Tritt ein Fremder in den Stall – als Fremder gilt jeder, der nicht zur Familie gehört – so darf er das „Glück rein!“ nicht vergessen; er läuft sonst Gefahr, als Hexenmeister angesehen zu werden. Sehr ungern sieht es der Bauer, wenn ihm ein Stück Vieh „feil“ gemacht wird, d. h., wenn ihm jemand etwas auf dasselbe bietet, ohne das er Last hat, es zu verkaufen; er glaubt, mit einem solchen Stück habe er fortan kein Glück mehr. Lobt man ein schönes Stück Vieh – dies gilt auch von kleinen Kindern – so muss man stets hinzusetzen: „Behüts Gott!“ oder „Ohne es zu verschreien“; sonst wird das Tier oder das junge Menschenkind wirklich „verschrien“, d. h. krank. Glaubte der Bauer, dass ein Stück Vieh verschrien ist, so trägt er einige Haare desselben zu einer klugen Frau des

Dorfes und lässt „büßen“ oder „söhnen“. Man erfährt dann, ob ein Mann oder eine Frau dasselbe verschrien hat, ob es „hinter sich“ (rückwärts) oder „vor sich“ (vorwärts) verschrien ist.

Überhaupt hat man fast für jede Krankheit eine sogenannte „Buße“ oder „Söhn“. Dieses „Söhnen“ oder „Vertun“ geschieht unter Nennung des Dreieinigen Gottes. Bei Brandschäden hat man u. a. folgende Buße:

**„Unser Herr Jesus ging über Land;
er hatte einen Brand an seiner Hand.
Der Brand brannt’ aus und nicht mehr ein:
So soll denn dieser Brand auch aus sein!“**

Wer mit einem „Gewächs“ oder einem „Überbein“ behaftet ist, der schaue in den zunehmenden Mond, bestreiche die betreffende Stelle mit der Hand und spreche:

**„Was ich sehe, das wächst –
Was ich greife, verschwind’t.“**

Um ein Gerstenkorn schnell loszuwerden, muss man durch ein Astloch eines Fensterladens oder Scheunentors ins Mondlicht sehen.

Bei Krankheiten eines Haustieres trägt der Bauer oft fünf bis sechs Stunden weit einige Haare des kranken Tieres zu einer klugen Frau, die den Zauber lösen soll. Am gesuchtesten sind die klugen Frauen, die wie man glaubt, einen sogenannten „Erzspiegel“ besitzen, aus dem sie alles sehen können, was sie wissen wollen, z. B. werden Diebe auf diese Weise entlarvt. Haben die Diebe etwas zurückgelassen, was ihnen gehörte, so darf man den Gegenstand unter gewissen Zeremonien an die Feueresse hängen – aber nicht mit bloßen Händen angreifen – und die Diebe werden so lange mit Schmerzen aller Art gequält sein, bis sie das Gestohlene wiederbringen. Hat man von den Dieben weiter keine Spur, als höchstens einen Fußabdruck, so „vernagelt“ man den Dieb, indem man einen in der Christnacht unter allerlei Hokuspokus geschmiedeten Nagel in den sichtbaren Tritt schlägt. Der Dieb wird sofort schreckliche Schmerzen im Fuß verspüren. Auch kann man Tiere auf diese Weise vernageln, um unliebsamen Nachbarn einen Schabernack zuzufügen.

Bringt der Hausherr ein paar neu gekaufte Ochsen nach Hause, so müssen gewöhnlich beide miteinander zugleich in den Stall gehen, selbst wenn ihnen alle Rippen im Leibe knacken, weil sonst der eine allein den Stall durch den Tod verlassen muss. Den Strick, mit dem man ein neuerworbenes Stück Vieh nach Hause leitet, bindet der Bauer vier Wochen lang um das Tischbein, damit sich das Tier besser eingewöhne. Bei Übergabe eines verkauften Stück Viehes spricht wohl der Verkäufer:

**„Nimm’s kurz beim Strick,
ich geb’ dir gut’s Glück!“**

Ein neu gekauftes Schwein wird mit folgendem Spruch in den Stall gesteckt:

**„Kriech in dein Loch,
werd wie ein Bloch;
geh nicht eher raus,
bis du bist wie ein Haus.“**

Der Glaube an Zauberei wurzelt auf dem Frankenwalde noch ungeheuer fest, und über nichts ist mit dem Bauer schlechter streiten als über diesen Punkt. Der Schlüssel zu allen Geheimnissen ist in den „Sieben Büchern Mosis“⁸ enthalten. Wer diese besitzt, der kann sich alles verschaffen, was er sich wünscht. Und doch fehlt oft gerade denen, die diese Bücher besitzen sollen, das Allernotwendigste.



Gar mancher wünscht einen sogenannten „Hecktaler“ zu besitzen. Bringt man diesen unter sein anderes Geld, so hat man beim jedesmaligen Zählen des Geldes einen Taler mehr. Um ein solches geheimnisvolles Geldstück zu erhalten, bindet man in der Christnacht einer ganz schwarzen Katze einen Taler mit einem roten Bande um den Hals, bringt sie nachts um 11 Uhr in die Stube, macht verschiedene Zeremonien und wartet, bis der „Böse“ kommt. Dieser zerreißt die Katze, lässt den Unternehmer sich mit seinem eigenen Blute in ein schwarzes Buch einschreiben, und der Hecktaler ist fertig. Macht man einen Fehler dabei, so schreit die Katze so sehr, dass man taub wird.

An gewissen Tagen und Stunden liegen die Schätze der Erde – meistens vergrabenes Geld – zutage. Der Schatz brennt dann in Gestalt eines kleinen Feuers; die glühenden Kohlen sind dann natürlich stets Goldstücke. Sogar einen Dukatensamen kennt der Frankenwäldler; dies ist der Same des Farnkrautes. Es blüht und reift am Johannistag mittags in der zwölften Stunde, und jedes Samenkörnchen wird ein Goldstück, sobald es in die Hände eines Menschen kommt.

Nach der Meinung des Volkes gibt es viele Leute, die mehr können „als Brot essen“. Zu ihnen werden besonders Zigeuner und Abdeckerknechte gezählt. Eine besondere Rolle spielen die Kartenschlägerinnen.

⁸ **Das sechste und siebente Buch Mosis** ist der Titel mehrerer Grimores mit unterschiedlichem Inhalt aus volkstümlichen Zauber und Aberglauben, sowie fragwürdigen Hausmitteln. Der Titel bezieht sich zu Unrecht auf den Propheten Moses und die seinen Namen tragenden ersten 5 Bücher des Tanach, die Tora. Er versucht die angebliche Zauberkraft Moses zu implizieren, als er die ägyptischen Zauberer besiegte (Ex 7,8 ff. EU). (WIKIPEDIA)

Der Rekrut muss allerlei abergläubische Gebräuche beobachten, wenn er zur „Losung“ geht, damit er nicht Soldat werde. Wenn er daheim weggeht, muss er mit dem rechten Fuß zuerst über die Türschwelle schreiten. Manche Burschen tragen wohl gar das Herz einer Fledermaus bei sich oder lassen sich allerlei Kräuter oder beschriebene Zettel in den Rock nähen.

Am Andreas-, Christ- und Silvesterabend gießen die jungen Leute Blei durch die „Erbschlüssel“ ins Wasser, kehren in der Mitternachtsstunde die Stube aus und essen einen ganzen Hering, wie er aus der Tonne kommt, um den „Zukünftigen“ oder die „Zukünftige“ zu erfahren. Ein anderer Brauch zu demselben Zwecke ist das „Pantoffelwerfen“. Die „heiratsfähigen“ jungen Leute setzen sich an den genannten Abenden in der Dämmerstunde in die Mitte der Stube, den Rücken der Tür zugekehrt, und werfen mit dem rechten Fuß einen Pantoffel über den Kopf hinweg. Fällt die Fußspitze desselben nach der Tür zu, so wird die betreffende Person binnen einem Jahre noch heiraten. Viel Unsinn wird auch mit dem „Erbsieb“ oder einer „Erbibibel“ getrieben.

Ein anderer Gebrauch, um die Zukunft zu erfahren, ist das „Horchen“ in der Christnacht. Jetzt trifft man diesen Brauch wohl nicht mehr an; aber der Glaube, dass man dadurch Zukünftiges wirklich erfahren könne, ist noch geblieben. Man horcht in der Stube durchs Fenster, auf einem Kreuzwege oder grünen Saatfelde, an dem Ofentopf usw. Nicht jede Stube ist zum „Horchen“ geeignet; denn der Tragbalken derselben muss gerade über dem Fenster sein, durch das man die Zukunft erkennen will. Auf dem Kreuzwege oder Saatfelde wird ein großer Kreis gezogen, damit der „Böse“ keine Macht über den „Horcher“ habe. Sie dürfen um keinen Preis miteinander sprechen oder auf Rufen und Fragen antworten oder wohl gar fliehen, wenn sich allerlei fürchterliche Gestalten um den Kreis herum sehen lassen, weil sie sonst dem „Bösen“ verfallen. Die „Horcher“ sehen und hören nun alles, was im nächsten Jahr das Dorf trifft. Stirbt in einem Hause jemand, so sieht man den Leichenzug aus dem Hof kommen, oder es schwebt ein Sarg über dem Hause. Trifft das Dorf Feuersnot, so hört man mit den Glocken stürmen; wird es von Krieg heimgesucht, so vernimmt man Kriegsgeschrei und Pferdegetrapp in der Ferne.

In früherer Zeit wohnten in den Häusern guter und frommer Menschen die Wichtelmännchen, „Zwergle“ und „Schleze“, die bei der Arbeit halfen, besonders das Vieh fütterten und pflegten. Seitdem aber „Treue und Glauben“ unter den Leuten geschwunden, sind die „Zwergle“ weit fortgezogen, und auch die „Schleze“, die als unsichtbare Koblode gedacht werden, haben die menschlichen Wohnstätten verlassen.

Am Gründonnerstag unter dem Kirchenläuten säet der Bauer seine Kohlpflanzensamen – wenn's nicht der Schnee verhindert – damit die Pflanzen besser gedeihen. Während die Feiertage am Christabend eingeläutet werden, umbindet man die Obstbäume mit einem Strohband, wodurch sie fruchtbarer werden sollen.

Am Karfreitag und an den güldenenen Sonntagen lässt der Bauer in seinem Hause nicht nähen und flicken, weil er glaubt, dies bringe Unglück oder der Blitz schlage ins Haus. Wer am Leibe ein Kleid ausbessert, verflickt seine Gedanken. Am Weihnachtstage, auch an „Allermannsfastnacht“ (Sonntag nach Fastnacht) dürfen die Weiber ebenfalls nicht flicken, da sonst die neugeborenen Kinder und – Kälber Verdauungsbeschwerden bekommen.

Der „Alp“, der die Leute oft nachts quält („Alpdrücken“; hier sagt man gewöhnlich die „Druid“), ist ein böser Mensch, den man an den zusammengewachsenen Augenbrauen erkennt.

Die ausfallenden Haare darf man nicht ins Freie werfen; wenn sie ein Vogel in sein Nest trüge oder „unter einen Stein“, würde es einen immerwährenden Kopfschmerz verursachen.

Mancher Bauer hält den Kobolden in seinem Stalle Reitpferde in Gestalt der Stallhasen, da er glaubt, diese kleinen Unholde ritten sonst sein Jungvieh zu Tode. – Trägt man kleine Kinder, die das erste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, in oder durch den Stall, so bekommen sie Sommersprossen. In Lobenstein sagt man auch, die Sommersprossen entstünden, wenn „Sonnenregen“ dem Kindlein ins Antlitz sprühe. Lässt man Kinder unter einem Jahr in den Spiegel schauen, so fürchten sie sich leicht, wenn sie größer werden. Um den kleinen Kindern das Zahnen zu erleichtern, muss ihnen der Fleischer mit den blutigen Fingern in den Mund fahren und das Zahnfleisch mit dem Blute bestreichen. – Hat ein Kind ein „Brüchle“, so spaltet man einen jungen, schlank gewachsenen Vogelbeerbaum in der Mitte auseinander, steckt am Karfreitag früh vor Sonnenaufgang das Kind dreimal hindurch und bindet beide Teile des Baumes wieder fest zusammen. Sobald die Rinde des Baumes wieder zusammengewachsen ist, wird auch der Bruch des Kindes geheilt sein.

Von Gicht und Podagra gibt es siebenundsiebentzigerlei Arten, und jede will auf eine besondere Weise kuriert sein. Eine bekannte Kurart mittelst Sympathie ist die: Man wasche die schmerzenden Stellen, fülle das gebrauchte Wasser in einen ganz neuen Topf und vergrabe denselben in einem Ameisenhaufen. Findet man zufällig einen solchen „vertanen“ Topf, so darf man ihn nicht mit der bloßen Hand anfassen, wenn man nicht die „vertane“ Krankheit am Hals haben will. Ob diese im Frankenwald ziemlich häufig auftretende Krankheit auf eine lockere Lebensweise zurückzuführen ist oder mit Erkältungen auf dem feuchten, kalten Fußboden vieler Wohnungen oder auch mit einem schwer zu löschenden Durst zusammenhängt – Nähe der bayerischen Grenze! – das muss erst noch ergründet werden. Nur so viel steht fest, dass es die „Zipp“ fast nur auf das starke Geschlecht abgesehen hat.



Kleine Geschichten aus dem Reußischen Oberland Nacherzählt von Robert Hänsel

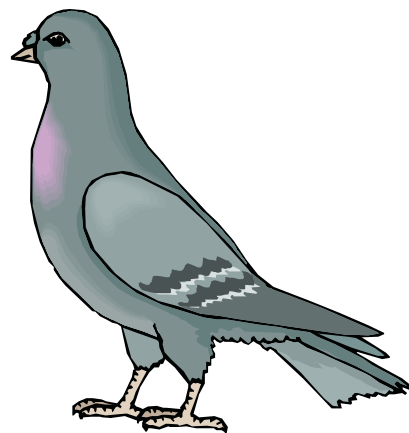
Ein alter Neckspruch für die Grünröcke im Reußischen Frankenwald lautete:

„Oberförster, Unterförster, Forstgehilf un’s Häckle
sin’n den ganzen Tag im Wald un fange nicht e Dreckle“.

Das „Häckle“ war keine Fantasiegestalt, sondern ein Giebförster, der als Original bekannt und dessen Revier in der Nähe des

Kulms bei Lobenstein war. Er war einer der Grünröcke der alten Schule und es ging ihm gegen den Strich, als in der Forstverwaltung die Akademiker Einzug hielten. Er behauptete, dass der liebe Herrgott ihm die Bäume ebenso wachsen lasse wie den „Gestudierten“.

Einst wollte ein Vorgesetzter ihn wegen seiner Taubenliebhaberei zum Besten halten, und auf einem Revisionsgang bestellte er bei ihm einen Sack Taubendünger für den Hausgarten. Beim nächsten Rapport erscheint Giebförster Häckle mit einem Sack des gewünschten Düngers in Ebersdorf, und nach Erledigung der Amtsgeschäfte sagte er: „Hier wär halt noch der bestellte Taub’ndreck.“ Der Herr Forstmeister erinnerte sich seiner Bestellung, besichtigt mit Amtsmiene den Inhalt des Sackes und sagte dann mit spöttischem Lächeln: „Ja, mein Lieber, ich habe doch Taubendünger bestellt, da ist aber doch auch solcher vom Täuberich dabei, den kann ich nicht brauchen.“ Häckle merkt, worauf der Forstmeister zielt, schüttet kurz entschlossen den Sack im Amtszimmer aus, das er mit den Worten: „Da ist das Bestellte, Herr Forstmäster, wosse net brauch’n, könne Se halt ausläsen und fortwärfen“, schleunigst verließ.



An einer Frankenwaldjagd nahm außer der grünen Farbe auch eine Anzahl vornehmer Gäste teil. Sie war von schönstem Herbstwetter begünstigt, die Strecke war leidlich und bei dem hügligen Jagdgelände an der Thüringer Moschwitz stellte sich bei allen ein kräftiger Hunger ein. Nur die gelegentliche Erwähnung des Jagdleiters, das er das „Schüsseltreiben“, bestehend aus Schweinsknochen und Sauerkraut, bereits im Dorfwirtshaus bestellt habe, gab neuen Mut zu fröhlichem Treiben.

Endlich hatte man sich in dem Gasthaus niedergelassen und die bejahrte Wirtin stellte eine mächtige Schüssel mit dampfenden Schweinsbeinen auf den Tisch. Da waren alle Strapazen vergessen. Bald erschien sie wieder und stellte ein weiteres Gefäß mit Sauerkraut auf den Tisch. Über die Gestalt und Form dieses Gefäßes waren alle baff vor Schreck. Nur der alte Landarzt sagte gemütlich: „Lasst Euch nur nicht an der Form des Gefäßes irre machen. Dies hat sein Lebtage nicht der eigentlichen Bestimmung gedient, wenn es auch noch so ähnlich aussieht wie das Geschirr, das bei uns gewöhnlich in erreichbarer Nähe des Bettes zu finden ist. So was hat hier im Dorf kein Mensch. Ganz ausgeschlossen.“ Darauf langten alle tüchtig zu und aßen mit größtem Appetit, bis die Schüsseln fast leer waren. Als man nach dem Essen die Jagdpfeife oder Zigarre in Brand gesetzt hatte, fragte der Amtsrichter, der seltsamerweise angeblich kein Kraut vertragen konnte und davon nicht zugelangt hatte, die Wirtsmutter, was denn das für eine aparte Schüssel für das Sauerkraut sei, und ob sie wohl wüsste, was diese wohl sein könnte?“ „Nä“, sagte gutmütig die Alte, „vor einigen Wochen hab ich die Schüssel beim verstommenen Pfarrer in auf der Auktion gekauft.“

Darauf bestellten sämtliche Jäger sofort einen Grünbittern.

Ostthüringer Volksbote 1948



Fürst Heinrich LXXII. und sein Leibjäger.

Der letzte Ebersdorfer Fürst, Heinrich LXXII., war durchaus nicht der Trottel, als welchen man ihn heute hinzustellen pflegt. Dieser vielverkannte Herr hatte sehr viel Seele, wovon eine Unmenge Anekdoten, die über ihn im Umlauf sind, zeugen. In der neueren Zeit in das reußische Oberland von auswärts zugereiste Personen erlauben sich Urteile über diesen Fürsten, die in der heutigen kaiser- und fürstenlosen Zeit billig wie Brombeeren sind. Der Fürst war ein äußerst energischer und strenger Herr, dem Liebdienerei bis in den Grund seines Herzens verhasst war, dem aber eine kernige Gegenrede dagegen wohlgefiel. Heinrich LXXII. hatte einen Leibjäger namens Werner. Werner hatte eine sehr zahlreiche Familie zu ernähren, und da es in der damaligen Zeit noch keine Kinderbeihilfen gab und auch im Gehalt darauf nicht Rücksicht genommen wurde, mochte es diesem treuen Beamten sehr schwerfallen, seine starke Familie schlecht und recht über Wasser zu halten. Werner richtete in seiner

Bedrängnis ein submissives Gesuch um Gehaltserhöhung an Serenissimus⁹, an dessen Rand der Fürst bemerkte: „Der Kerl bekommt nichts!“ Kurze Zeit danach begab sich der Fürst, wie so oft, mit seinem Leibjäger auf den Pirschgang, welcher sie an einem Kleefeld vorbeiführte. Der Leibjäger mag mit einem gewissen Neid auf diese fette Futter geblickt und Vergleiche zwischen sich und den Rindviechern angestellt haben, welche nicht unter Nahrungssorgen zu leiden hatten. Hinter seinem Fürsten herlaufend, machte er seinem bedrückten Herzen mit den Worten Luft: „A Ochs möcht iech sei, a Ochs möcht iech sei!“, und als der Fürst sich herumdrehte und barsch frug: „Warum?“, entgegnete ihm der Leibjäger ebenso forsch: „Domiet iech mich amol richtig satt frässen kann!“ Am nächsten Monatsersten hatte der Leibjäger eine ansehnliche Gehaltserhöhung in der Tasche, die ihn aller Sorgen überhob.



*Heinrich LXXII., Fürst Reuß-Öbersdorf
1797 – 1855; legte 1848 die Regierung nieder.*

(KRETSCHMER: Geschichte der Stadt Gera und ihrer nächsten Umgebung)

R.

Heimblätter – Beilage zum Reußischen Anzeiger Nr. 4-1930



Das Jagdschloss Waidmannsheil in Saaldorf um 1907 (Foto:WIKIPEDIA)

⁹ Anrede für einen regierenden Fürsten; Durchlaucht. Fürst eines Kleinstaates (scherzhaft).



Robert Hänsel:

»Prosit Neujahr«

**Neujahrwünsche in Schrift,
Musik und Gesang in
früheren Zeiten**

„Prosit Neujahr!“ schallt es in der Silvesternacht nach dem letzten Mitternachtsschlag der Turmuhren über den Markt und durch die Gassen. „Prosit Neujahr!“ ruft in den Familien und überall, wo noch Menschen beisammen sind, einer dem anderen zu. Bekannte und Unbekannte wünschen sich noch am Neujahrstage ein „frohes, gesundes neues Jahr“. Die Zeiten sind allerdings vorbei, in denen der Briefträger die schriftlichen Wünsche von nah und fern in Stößen ins Haus brachte, in denen die Heimatzeitung mehrere Seiten Glückwünsche der Geschäftsleute veröffentlichte und in denen Mitbürger, um niemand zu vergessen, die Wünsche gegen eine Gebühr von einer Mark für die Wohlfahrtskasse der Stadt ablösten und ihre Namen veröffentlicht wurden. Sie sind ebenso vorbei wie der Grogfreitrunke in den Gaststätten nach 24.00 Uhr.

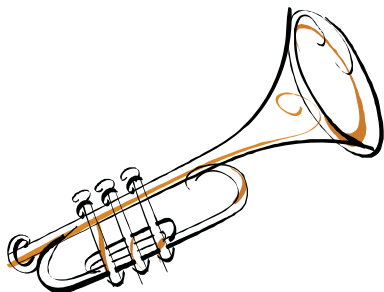
Das „Prosit Neujahr“ ist der kurze Nachklang einer alten Sitte, die sich in langen Wunschbeten und -sprüchen zu dieser bedeutungsvollen Zeit des Jahres äußerte. Noch in meiner Jugend, Ende des vorigen Jahrhunderts, fertigten die Kinder heimlich nach einer Vorlage ein Schreiben an, in dem sie „den teuren Eltern zum neuen Jahr aus kindlicher Liebe und Dankbarkeit“ Wünsche übermittelten, die an Ausführlichkeit und Deutlichkeit in der Ausmalung all des Glückes, das sie auf die Eltern herabwünschten, nichts zu wünschen übrig ließen.

Neben den schriftlichen waren in früherer Zeit auch musikalische Neujahrswünsche üblich. So erhielt der Stadtpfeifer 1682 von der Hofhaltung 2 Gulden, 6 Groschen, 3 Schallmeienpfeifer 8 Groschen, da sie „das neue Jahr umgeblasen.“ 1699 erhalten aus der Hofhaltungskasse in Schleiz die Trompeter von Plauen, Greiz und Oelsnitz zum neuen Jahr ebenfalls 4 Gulden, 12 Groschen. Und selbst für die Trompeter und Pfeifer der hier in Winterquartieren liegenden Truppen wird dieses Neujahrsgeschenk 1693 — 1703 bezeugt, was zu der Annahme berechtigt, dass sie dem Grafen einen musikalischen Neujahrsgruß brachten. Von 1703 an geschieht dies regelmäßig durch die Trommler und Pfeifer der Schleizer Miliz.

Das „Umblasen“ des Stadtpfeifers, späteren Stadtmusikus und Stadtmusikdirektors in den Tagen von Neujahr, d. h. das Spielen seiner Kapelle vor oder in den einzelnen Häusern gegen ein Geldgeschenk war in Schleiz bis 1846 Sitte. Dafür gab die Stadtkapelle jährlich drei Konzerte zu beliebigem Eintrittsgeld, „um den Bürgern einen besseren Genuss zu bieten.“

Länger hielt sich das „Neujahrsblasen“ in Lobenstein, wo es erst 1907 aufgehoben wurde. Es fing in der Regel am 3. Weihnachtsfeiertag an: Alle Musiker kamen zum Leidwesen der Mutter, die mit Recht um ihren neugescheuerten Fußboden bangte, aber zur Freude der Kinder, in die Wohnstube, spielten 3 Stücke und wünschten dann ein frohes und gesundes neues Jahr, worauf der Stadtmusikus ein kleines Geldgeschenk erhielt. Vielen war diese Sitte lästig, vor allem durch die kleine Gabe, und sie verriegelten die Tür, sobald die Musiker in Sicht kamen. Darüber gibt es einige kleine Geschichtchen, von denen eine mitgeteilt sei.

In Meister N's Wohnung sah man die Musiker die Straße herkommen, und der Ruf „Itze kumme die Lindner (Lindner war der Musikdirektor, dessen beide Söhne mitwirkten), pflanzte sich schnell durchs ganze Haus. Rasch war die Haustür verschlossen. Aber die Lindner waren zahlreich und kräftig, die Haustür aber alt und wacklig. Der Meister, um den Ausgang der Sache besorgt, rief zusammen Weib und Kind, dazu auch die Magd, von der er allerdings später bei Erzählung der Begebenheit sagte: „Wos kann aber e Weibsen groß stemme?“ Er flüsterte allen leise zu, sie sollten die Tür tüchtig zuhalten. „Wenn



ich ober kummetier: Aans, zwää, dreie, do loster bei dreie alle uff emol lus.“ Und richtig, bei „dreie“ flog die Tür auf, und alle Musiker ins Haus, „der mit der Trumpet war vornedran un is uff de große Trommel gestärzt und hat de Trumpet ganz brät gequetscht.“ Weiter erzählte unser Meister nichts über die Folgen dieser schnöden Behandlung der heimischen Künstler.

Ebenso alt wie das „Neujahrsblasen“ ist das „Neujahrssingen“, das die Lehrer der Dörfer und Städte mit ihren Schülern ausführten und dessen Einnahme zu ihrem Einkommen gehörte. Das bezeugten um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Hofhaltungsrechnungen in Schleiz. So erhält 1657 der Kantor Lothius in Schleiz ein Neujahrgeschenk, da er „mit seinen Schülern zu Neujahr gesungen.“ Um ihr Einkommen zu verbessern, zogen die Dorflehrer mit ihren Schulkindern auch auf die Nachbardörfer zu demselben Zweck, so z. B. von Pottiga nach Blankenberg und im Schleizer Schloss erschienen die Saalburger, Tannaer und Schöndorfer.

Erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde diese für die Jugenderzieher unwürdige Form der Einbeziehung ihres Einkommens aufgehoben und in eine feste Abgabe für die Bewohner umgewandelt. So musste von 1846 an in Tanna jeder Hauseigentümer einen, jeder andere selbständige Bewohner einen halben Silber Groschen entrichten. Diese Beträge wurden durch einen Schulknaben eingehoben.

Am längsten hielt sich das „Neujahrssingen“ oder der „Neujahrsumgang“ in Schleiz, wo er durch die Kurrende und dann durch den Schülersingchor

ausgeführt wurde und erst 1906 in Wegfall kam. Wilhelm Venus, der den Chor von 1876 bis 1913 leitete, schreibt darüber:

„Es begann am 2. Weihnachtsfeiertag nach dem Vormittagsgottesdienst und dauerte bis über Neujahr hinaus, weil die Schüler nicht bloß in der Stadt von Haus zu Haus zogen, sondern auch die



Lobenstein

Unser Oberland; Heimatbuch aus dem Kreise Schleiz / Schleiz 1927

benachbarten Dörfer, nicht

allein die eingepfarrten, besuchten. Es soll früher vorgekommen sein, dass sie sogar mehrere Stunden weit entfernte Städte „abgesungen“ haben, wenigstens als einfache oder Doppelquartette. Sie sollen dort zwar als ungern gesehene Konkurrenten der einheimischen Neujahrssänger nicht allzu freundlich begrüßt worden sein. Später fielen die Besuche der Nachbarorte weg und das Neujahrssingen wurde nur noch an drei oder gar an zwei Tagen vollendet. Es wurden besonders alte Lieder vorgetragen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatten und allgemein unter dem Namen „Neujahrslieder“ bekannt waren. Sie hatten sich so fest eingelebt, dass frühere Chorschüler sie später gern und oft in lustiger Gesellschaft anstimmten und nach der in alten Heften gegebenen Reihenfolge durchsangen. Andere und bessere Lieder einzuführen, war ausgeschlossen. Die Einwohner wollten Neujahrslieder hören. Vielfach wurde die kleine Gabe versagt, wenn neue Lieder vorgetragen wurden, mit der Begründung, „es wären ja keine Neujahrslieder gesungen worden“.

Die alten Chorschüler erinnern sich auch heute noch in der Reife der Jahre gern des Neujahrssingens, und seine Lieder sind ihnen in der alten Reihenfolge nach Text und Melodie noch bekannt.

Oberlandbote der Kreise Schleiz und Lobenstein 1961

Dank für die vielfältige Unterstützung
beim Zustandekommen dieses
Buches gebührt folgenden Personen:

Ackermann, Lutz
Arnold, Ute
Bauch, Stefan
Bergner, Alfred
Blechschildt, Ursula
Böswetter, Peter
Eckardt, Günther
Flach, Henry
Flamich, Ute
Fleischer, Peter
Franz, Gerhard
Franze, Bernd
Förster, Phillipp
Grüner, Jens
Isnardi, Alexander
Klein, Sven
Klimpke, Juergen K.
Kühn -v. Hintzenstern, Angelika
Kretschmer, Siegfried
Lange, Roland
Ludwig, Dieter
Ludwig, Gerhard
Müller, Herbert
Müller, Dr. Klaus
Neudeck, Roland
Oberreuter, Hans Wolf
Oberreuter, Katharina
Pieglar, Dr. Theo
Pohl, Regina
Querfeld, Dr. Werner
Reinhold, Dr. Frank
Rexhäuser, Ramona
Schenke, Frank

Schneider, Volkmar
Schubert, Reinhard
Sondermann, Manfred
Steiniger, Günter
Tanz, Martina
Theilig, Wolfgang
Trebge, Friedrich Wilhelm
Voigt, Sigrun
Weigelt, Kathrin u. Thomas
Zippel, Horst

Quellennachweis

BOLL, PETER	Du bist es, die ich liebe ...
BOLL, PETER	Gersche Geschichten
BÖTTNER, H.	Thüringen in Wort und Bild; Band 1 und 2;
RABISCH, B.	Leipzig und Berlin 1902
SCHMIDT, L.	
BRÜCKNER, G.	Landes- und Volkskunde des Fürstenthums Reuß j. L.
DELITSCHER, HERMANN	Aus vergangenen Tagen – Geschichte und Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart Hohenleubens
FÖRSTER, PHILIPP	Verschiedene Sachen
FRANZ, GERHARD	Eine Bierreise durch Alt-Triebes
KLIMPKE, JUERGEN K.	Schleizer Heimathefte (13): Erinnerungen an Schleiz von Volker Reetz
KLIMPKE, JUERGEN K.	Schleizer Heimathefte (25): Das ist unser Feuer! von Volker Reetz
KNOPF, OTTO	Damals – Ein Blick in die Vergangenheit Der Frankenwald zwischen Saale und Main
MÜLLER, HERBERT	Sammelsurium I
NEUDECK, ROLAND	De Alwine aus Dertendorf
THEILIG, WOLFGANG	VIVAT GYMNASIUM - Einhundert Jahre Höhere Schule in Zeulenroda
THUMSER, GOTTFRIED	Der Binder „Bild da, Ton weg“ Die Stopp-Straße
RÜDIGER, FRANK	GERA (aus der Reihe Archivbilder)
SPÖRL, ULLA	
SCHENKE, ANGELIKA & FRANK	GERA (1987)
MENCHÉN, GEORG	
SCHUBERT, REINHARD	Gera – Das gibt's nur bei uns!
SCHUBERT, REINHARD	Weißt du noch? Zum Feiern gingen wir in die „Clara“!
SONDERMANN, MANFRED	Karikatur „Na sowas!“
ZEUNER, MAX	Unsere Heimat / Gera 1914
ZIPPEL, HORST	De Rehrleskouch'n

Der Karpfenpfeifer – Heimblätter
1982 - 2005
Gera – Chronik Online
Greizer Heimatkalender 1958
Greizer Sonntagspost Nr. 10, 15, 18, 20, 22,
40, 45, 52, 54, 67
Heimatbote – Kulturspiegel für den Kreis
Greiz 1955 – 1997
Heimatjahrbuch des Saale-Orla-Kreises
1994, 1995, 2001
Heimatgeschichtlicher Kalender des
Bezirkes Gera – 1983
Heimblätter – Beilage zum Reußischen
Anzeiger
Jahrbuch des Kreismuseums Hohenleuben-
Reichenfels / Heft 5
Kartenwerke, diverse
Oberlandbote Kreise Schleiz/Lobenstein ,
1958, 1960, 1961
Oberland / Jugendblätter für Volks- und
Heimat-Kunde 1924, 1926, 1931
Ostthüringer Volksbote 1948, 1949
Ostthüringer Zeitung Gera
Reußischer Volksbote - Heimatkalender
1919, 1920, 1925, 1926
Reußischer Kalender - Reußischer Volksbote
1933, 1936, 1940, 1941
Thüringer Heimatkalender 1962
Thüringisches Landesamt für
Denkmalpflege: Ländliche Siedlungen im
heutigen Stadtgebiet Gera (1998)
Unser Vogtland 1896, 1897
Vergangenheit & Gegenwart /
Heimatgeschichtl. Blätter der Greizer
Zeitung
Zellröder Geschicht'n; 2. - 4. Bändchen

A. Reprint-Literatur

- STEMLER, J. G.:** Geschichte von Zeulenroda (1840)
- SCHMIDT, F. L.:** Geschichte der Stadt Zeulenroda Bd. I (1938)
- SCHMIDT, F. L.:** Geschichte der Stadt Zeulenroda Bd. II/1 (1938)
- SCHMIDT, F. L.:** Mitteilungen des Heimat- und Geschichts-Vereins Zeulenroda (1941)
- LEMCKE, PAUL:** Führer durch Zeulenroda und Umgebung (1905)
- HÄNSEL, ROBERT:** Reußische Genealogie (1940)
- HÄNSEL, ROBERT:** Die Herrschaft Schleiz bis zu ihrem Anfall an das Haus Reuss (1901)
- SCHMIDT, DR. B.:** Geschichte des Reußenlandes (1923)
- SCHMIDT, DR. B.:** Die Herrschaft Schleiz bis zu ihrem Anfall an das Haus Reuss (1902)
- BRÜCKNER, G.:** Landes- und Volkskunde des Fürstenthums Reuß j. L. (1870)
- KLOTZ, J. CHR.:** Beschreibung der Herrschaft u. Stadt Gera (1816)
- Verwaltungsbericht Stadt Zeulenroda 1899-1904 (1904)
- KÜHNE, F. W.:** Heimatklänge aus dem Weidatal Bd. 1-3 (1932-1938)
- RICHTER-HEIMBACH, A.:** Thüringens Sagenschatz Bd. 5 Sagenkreis des Osterlandes und Sagen vom Walde (1920)
- Adressbuch Zeulenroda 1894-95
- Adressbuch Zeulenroda 1904
- Adressbuch Zeulenroda 1910
- Adressbuch Zeulenroda 1914
- Adressbuch Zeulenroda 1925
- Adressbuch Zeulenroda 1931
- Adressbuch Zeulenroda 1948

B. Neuerscheinungen

- THUMSER, G.:** Dobia-Büna-Leiningen Eine Auswahl von Dokumenten zur Geschichte (2011)
- THUMSER, G.:** Die Untermühle Schwarzbach Ein genealogischer Abriss (2012)
- THUMSER, G.:** Wirtshäuser, Cafés, Hotels und Restaurants in Alt-Zeulenroda (2012)
- THUMSER, G.:** Heiter bis wolzig ... Anekdoten und Geschichten aus dem Reußenland (Band 1) (2012)